

Kultur: Die Sehnsucht nach der dummen Frau

DIE WELTWOCHEN

Nummer 26 – 30. Juni 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Rudolf Elmer
Bankenschreck
und Selbstdarsteller



Freiheitskämpfer

Die Schweizer Wurzeln des Brexit



Exklusive Rhein-Fahrten

mit luxuriöser MS Edelweiss ❄️❄️❄️+



**Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 650.-**
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

1 Romantischer Rhein Basel–Amsterdam–Basel

9 Tage ab Fr. 740.-

(Rabatt Fr.650.- abgezogen, 21.12., Hauptdeck)

1. Tag Basel Individuelle Anreise. Einschiffung. Um 17.00 Uhr «Leinen los!». **2. Tag Strasbourg** Stadtrundfahrt/-gang.* **3. Tag Königswinter** Passage «Romantischer Rhein». Ausflug* Schloss Drachenburg. **4. Tag Dordrecht–Rotterdam** Ausflug* Windmühlen von Kinderdijk (UNESCO-Weltkulturerbe). Stadt-/Hafenrundfahrt* Rotterdam. **5. Tag Amsterdam** Stadtrundfahrt* und Ausflug Insel Marken. Grachtenfahrt.* **6. Tag Duisburg** Ausflug* zum Architektur- und Industriedenkmal Zeche Zollverein. **7. Tag Rüdesheim** «Romantischer Rhein». Mit Winzerexpress* zum Weingut A. Störzel, Weinprobe. **8. Tag Baden-Baden** Ausflug* in die Kultur- und Bäderstadt. **9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

*Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar

Abreisedaten 2016 Es het solangs het Rabatt

27.08.°	20.09.	250	14.10.	450
04.09.°	28.09.	250	22.10.	550
12.09.°	06.10.	350	21.12.*	650

°nur noch wenige Kabinen verfügbar

*geändertes Programm, kein Zuschlag zur Alleinbenutzung

Restaurant Jungfrau mit Oberlichtfenstern



2 Bäderfahrten Basel–Baden-Baden–Basel

6 Tage ab Fr. 390.-

(Rabatt Fr.200.- abgezogen, Hauptdeck)

1. Tag Basel Individuelle Anreise. Einschiffung um 14.30 Uhr. Um 15.00 Uhr «Leinen los!». **2. Tag Wiesbaden** Schifffahrt. Transfer zur Rhein-Main-Therme* oder Besichtigung von Wiesbaden. **3. Tag Bad Breisig** Besuch Römertherme* oder Bummel durch die Kurstadt. Fahrt entlang dem «Romantischen Rhein» mit sagenumwobener Loreley. **4. Tag Baden-Baden** Ab Karlsruhe Transfer nach Baden-Baden. Besuch Caracalla Therme* oder Spaziergang durch die Kurstadt. **5. Tag Bad Krozingen** Bustransfer ab Breisach entlang dem Kaiserstuhl nach Bad Krozingen. Besuch der Vita Classica Therme* oder individuelles Erkunden des Kurortes. **6. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

*Eintritt im Bäderpaket enthalten, nur vorab buchbar

Abreisedaten 2016 Es het solangs het Rabatt

04.11.	200	14.11.	200
09.11.	200	19.11.	200

2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon



- **Luxuriöses Schiff mit neuester Technik**
- **Bequem ab/bis Basel**
- **Rheinkreuzfahrt mit Loreley**
- **Schönste Kurorte Deutschlands**

MS Edelweiss*****

Luxuriöses Schiff für 180 Personen. Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, Minibar, Safe, TV, Radio, Klimaanlage. Auf Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon. Fenster auf dem Hauptdeck nicht zu öffnen. Gäste von Haupt- und Mitteldeck speisen im Restaurant Jungfrau mit Oberlichtfenstern, die des Oberdecks im Restaurant Matterhorn mit Panoramafenstern. Möglichkeit zum Lightlunch im Panorama-Salon. Bordausstattung: Panoramosalon mit Bar Lidobar mit Aussenterrasse, Boutique, grosses Sonnen- deck mit Liegestühlen, Sitzgruppen, Putting Green, kleinem Pool und kleiner Aussichtsterrasse. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Haupt- und Oberdeck. **Nichtraucher- schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Reederei/Partnerfirma: Scylla AG

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)

	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1290	490
2-Bettkabine Hauptdeck	1390	590
2-Bettkabine MD hinten, franz. Balkon	1690	690
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	1790	790
2-Bettkabine OD hinten, franz. Balkon	1990	890
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2090	990
Zuschlag zur Alleinbenutzung HD	190	190
Zuschlag zur Alleinbenutzung MD	890	290
Zuschlag zur Alleinbenutzung OD	990	390
Ausflugs- bzw. Bäderpaket	290	58
Annulations-/Exträrückreiseversicherung	54	39

Kreuzfahrt inklusive Vollpension, Details zu den Leistungen im Internet oder Prospekt verlangen.

Programmänderungen vorbehalten

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

Jetzt kommt der Brexit – aber am Anfang war die Schweiz. Unser Autor Christoph Mörgeli beschreibt, wie hierzulande schon seit Jahrzehnten jene Diskussionen über Unabhängigkeit und freien Handel mit Europa und der Welt geführt werden, die jetzt die Briten umtreiben. Die Köpfe der Brexit-Bewegung, Boris



Johnson und Farage als Wilhelm Tell und Walter.

Johnson und Nigel Farage, erklärten die Schweiz ausdrücklich zum Vorbild. Unser Titelbild zeigt die beiden deshalb in Gestalt von Wilhelm Tell und dessen Sohn Walter. Während viele Briten aufatmen, zeigte sich der Bundesrat seltsam desorientiert und mutlos. Bundeshausredaktor Hubert Mooser leuchtet hinter die Kulissen und fängt die Kakophonie ein, die trotz vereinbarter Sprachregelung die Regierung erfasste. Skurriler Ausdruck dieser Orientierungslosigkeit war die Einrichtung einer Helpline, als sei eine Naturkatastrophe eingetreten. Rico Bandle hat angerufen. Schliesslich analysiert Markus Schär, wie der Brexit das EU-Forschungsabkommen Horizon 2020 verändert. Philipp Gut zeigt, wie die Schweizer Diplomatie aufgrund ihrer europhilen Neigungen den Aussenposten London vernachlässigt.

Im zweiten Block unseres Titel-Dossiers klicken wir auf die Insel. Selbst eingefleischte Brexit-Befürworter konnten ihr Glück kaum fassen. James Delingpole erzielte das Referendumsergebnis im Morgengrauen am legendären Open-Air in Glastonbury. «Der 23. Juni ist unsere nobelste Stunde seit der Schlacht um England 1940», konstatiert er. *Not amused* zeigte sich hingegen Delingpoles Landsmann, der Histori-

ker Timothy Garton Ash. «Die EU ist eine zutiefst demokratische Institution», findet er im grossen Interview mit Wolfgang Koydl, und reklamiert. Mann der Stunde ist Boris Johnson. Bleich wie ein Leichentuch stellte er sich nach dem Brexit-Ja der Presse. Hat ihn plötzlich Angst vor der Scheidung gepackt? Nein, weiss Andrew Gimson, Johnsons Biograf. In einem exklusiven Beitrag schildert er Johnsons Aufstieg. «Er besitzt das Temperament, um Britannien wieder als souveräne, unabhängige Demokratie zu etablieren.» Derweil wittert das Brexit-Lager eine Verschwörung der Verlierer. Urs Gehrig benennt die vier Trümpfe, mit welchen Johnson trotz Fallenstellern und Saboteuren seine Karriere mit dem Amt des Premiers krönen kann. **Seite 14–47**

Seine Freunde sind seine Feinde – seine Feinde sind seine Freunde: Der Zürcher Sicherheitsdirektor Mario Fehr steht regelmässig im Kreuzfeuer von Parteigenossen. Gleichzeitig bekommt der Sozialdemokrat Applaus von Bürgerlichen. Eben erst wurde Fehr wieder übers Kreuz gelobt und getadelt – wegen der Ausschaffung einer Asylantenfamilie. Angesichts seines Leistungsausweises könnte ihm das Gezeter eigentlich egal sein. Doch Fehr fällt durch Dünnhäutigkeit auf. **Seite 54**

In Magglingen hoch über dem Berner Seeland werden Olympiaträume geschmiedet. Hier schuftet die Kunstturnerin Giulia Steingruber 28 Stunden pro Woche für den Erfolg. Im Interview gewährt sie unserem Autor Thomas Renggli Einblicke in den Tagesablauf und erzählt offen von ihrem Verhältnis zu ihrer schwerbehinderten Schwester. Eine Begegnung mit einer jungen Sportlerin und grossen Persönlichkeit. **Seite 64**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Und neues Leben blüht aus der Ruine

Der Brexit ist das erfreulichste Ereignis seit Annahme der Masseneinwanderungsinitiative, nur bedeutender. Der EU-Austritt der Briten bringt vieles ins Rutschen. Es ist ein heilsamer Knall. Der Brexit stärkt die Schweiz. Und Europa. *Von Roger Köppel*

Ich lag in meinem Bett, hustend, schwer erkältet, als mein Handy piepste und mir ein Freund die Nachricht des Austritts per SMS durchgab. Noch unfähig, die Meldung in ihrer historischen Bedeutung einzuordnen, erfasste mich bald ein Gefühl anschwellender Euphorie. Auch ich hatte zu jenen Verzagten gehört, die den Briten diesen phänomenalen, epochemachenden und segensreichen Volksentscheid nicht zugetraut hatten. Wie viele andere war ich der Meinung gewesen, dass die Drohszenarien und Einschüchterungsversuche der Brexit-Gegner verfangen, dass ein Austritt, eine Scheidung, zu schmerzhaft sein würde für die von unablässiger Propaganda bedröhten Briten. Was für ein Irrtum.

Wohlkalkulierte Entscheidung

Ich verneige mich und bin voller Bewunderung. Die Briten haben sich bewusst und wohlkalkuliert dafür entschieden, zu ihrer Selbstbestimmung, zu ihrer Freiheit und zu ihrer Demokratie zurückzukehren, auch wenn es wirtschaftlich im Moment etwas rumpelt. Im Grunde wollen sie das Gleiche wie die Schweizer: Sie wollen gute und intensive Beziehungen mit allen Ländern der Welt, darunter auch den Mitgliedstaaten der EU. Sie streben nach grösstmöglicher Freiheit des Handels. Sie sind offen. Auch eine selbstgesteuerte, präzise auf die eigenen Bedürfnisse abgezielte Personenfreizügigkeit ist das Ziel. Die Briten möchten mit anderen Ländern zusammenarbeiten und Handel treiben, ohne sich aufzugeben und politisch zu verhandeln.

Dies zu wollen, ist nicht «Abschottung» oder Ausdruck eines «wütenden Populismus». Es ist einfach die Rückkehr zu sich selbst und zu bewährten Verfahren des zwischenstaatlichen Miteinanders. Die EU hat sich bei allen guten Ursprungsabsichten in den letzten zwanzig Jahren zu einem gefährlichen Mischwesen entwickelt, halb Bundesstaat, halb Staatenbund. Das spezifische Problem besteht darin, dass die EU funktionierende nationalstaatliche Institutionen durch nicht funktionierende überstaatliche Einrichtungen ersetzt hat. Das Resultat ist eine schleichende Zersetzung rechtsstaatlicher und demokratischer Prozesse im Säurebad des Supranationalismus. Die Krisenfolgen sind bekannt und sichtbar: Euro-Misere, Asyldebakel, Zusammenbruch der Aussengrenzen. Rechtsbrüche und

Ausserkraftsetzungen europäischer Regeln gingen dem voraus.

In der Sackgasse

Um ihrer selbstgeschaffenen Probleme Herr zu werden, müsste sich die EU institutionell zum Staat verdichten. Dann könnte sie ihre hoheitlichen Aufgaben wieder erfüllen, die Aussengrenzen sichern, die Staatshaushalte kontrollieren, den Euro halten, die Mitglieder, sprich: Kantone, mit Sanktionen zur Einhaltung ihrer Verpflichtungen zwingen. Diese Variante allerdings ist spätestens mit dem Brexit undurchführbar. Die Europäer und wohl auch die Regierungen sind nicht mehr zu gewinnen für die Idee eines Superstaats nach Brüsseler Art. Es verbreitet sich im Gegenteil der Eindruck, die EU habe bereits zu viel Macht und Einfluss gebunkert. «Rückbau statt Ausbau» lautet die Devise. Chefkommissar Juncker allerdings sieht nicht so aus, als ob er bereit wäre, die Wirklichkeit an sich heranzulassen.

Neues Leben erwacht aus der Ruine. Der Brexit ist eine Tiefendetonation im Innersten der EU, ein Grabenbruch, eine gewaltige Lawine. Man kann noch nicht ermessen, was alles damit ins Rutschen kommen wird. Weltbilder stürzen ein, Karrieren zerbröseln. Lebenslügen brechen auf. Es ist wie in einem alten Luftschuttkeller, wo man die eine Wand auf-

sprengt, damit durch das Loch der dringend benötigte Sauerstoff einströmt. Das ist belebend und befreiend, aber es bringt auch Verzweiflung und Überforderung mit sich. Die Eurokraten werden heilsam von der Schiene geworfen. Jetzt senden sie den Briten hässliche Kommentare hinterher. Die Gefängnisinsassen beschwerten sich über die früheren Zellenkollegen, die erfolgreich geflüchtet sind, während sich die zurückgebliebenen Häftlinge einreden, wie schön sie es in ihrem Gefängnis immer noch haben. Das ist etwas böse, aber nicht falsch. Die Brexit-Briten haben recht. Die heutige EU ist gescheitert, ein Auslaufmodell. Zwei Mal haben die Briten Europa vor den Deutschen gerettet. Aus den beiden Weltkriegen ging die EU als stolzes Friedensprojekt hervor. Dass die Briten heute freiwillig aussteigen, macht deutlich: Mit der EU stimmt etwas an den Wurzeln nicht.

Merkel der Mässigung

Für die Deutschen ist der Bruch besonders schmerzhaft. Die EU ist für sie ein Vaterlandsersatz, sozusagen das grosse Resozialisierungs- und Rehabilitierungsprogramm nach zwei Weltkriegen, dank dem sich die Verfem-

Angela Merkel weiss, dass sich die EU einen Nervenkrieg mit London weder leisten kann noch soll.

ten, international neugeboren, als Europäer präsentieren durften. Der Brexit löst in Deutschland naturgemäss politische Identitätsstörungen und gefühlsmässige Überreaktionen aus. Am letzten Wochenende setzte ein hysterischer Zeitungskommentar die freiheitsliebenden Brexit-Befürworter mit den Nationalsozialisten gleich, die vor der Machtergreifung Hitlers die Weimarer Republik zerstörten. Man darf solche Entgleisungen nicht überschätzen, aber sie zeigen doch, wie hier Verunsicherung in Angst und Angst in intellektuelle Arroganz umschlägt. Wahr ist aber auch: Die deutsche Kanzlerin Angela Merkel reagierte bisher am besonnensten. Sie weiss, dass sich die EU einen Nervenkrieg mit London weder leisten kann noch soll. Die intelligente Physikerin, die mit ihrer Flüchtlingspolitik dem Brexit-Lager half, bleibt in einem aufgeschreckten Europa bei allen Fehlern die vernünftigste Stimme der Mässigung, die wir haben.

Hans im Glück

Das grösste Ärgernis am letzten Freitag war der Bundesrat. Die Landesregierung war trotz einjähriger Anlaufzeit nicht vorbereitet. Es gab keine Überlegungen für den Fall, dass die Briten den für unwahrscheinlich gehaltenen Austritt wagen würden. Die Auftritte gerieten zu Trauerspielen der Verzagtheit. Der Bundes-

Unsere einzige Schwäche: es gibt nur 33 Betten.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Trauer und Zuversicht: Es kommt gut, auch für die, die beim Brexit verloren haben.

präsident las mit Untergangsstimme ab Blatt. Kollege Aussenminister wurde nicht müde, den Leuten einzuhämmern, dass mit dem Brexit jetzt alles nur noch schwieriger werde für die Schweiz. Dabei ist das Gegenteil der Fall: Der Brexit stärkt die Schweiz. Das neurotische Zwangsjacken-Europa der politisierten und verbürokratisierten Beziehungen hat einen herben Schlag erhalten. Mit den Briten siegt der begründete Wunsch nach anderen, freien, sagen wir ruhig: bilateralen, also gleichberechtigten Formen des staatlichen Zusammenwirkens, nach Handel und Austausch ohne den Zwang, sich politisch verheiraten zu müssen. Das ist die Position der Brexit-Leute, das ist, übrigens seit Jahrhunderten, das bewährte Rezept der Schweiz.

Die Schweiz sollte sich jetzt nicht verkriechen. Sie muss sich auch nicht aufplustern. Aber sie kann aus gestärkter Position ihren Standpunkt selbstbewusst vertreten. Wir sind unabhängig. Wir wollen hervorragende Beziehungen mit der EU wie mit allen anderen Staaten dieser Welt. Wir haben eine der offensten und erfolgreichsten Volkswirtschaften. Allein im letzten Jahr erreichte die Schweiz trotz Frankenschock und Masseneinwanderungsinitiative Platz sechs der Auslandsinvestitionen und machte 32 Positionen gut! Nach dem Brexit steigt die Chance, sich mit der EU bei der Personenfreizügigkeit zu einigen. Brüssel will jetzt keinen weiteren Bruch in einem symbolträchtigen Dossier riskieren. Bleibt die EU gleichwohl stur, müssen wir bereit sein, den

Zuwanderungsartikel einseitig umzusetzen. Die ungebremsste Masseneinwanderung im Gefolge der Personenfreizügigkeit war mitentscheidend für den Brexit. Es lässt sich nicht verdrängen, dass nicht nur in der Schweiz, sondern in ganz Europa die Bürger die Migration in ihre Länder wieder selber steuern wollen.

Der Bundesrat könnte sich an den Briten auch ein Beispiel nehmen. Sie trauen sich sogar, die Taue mit der EU zu kappen. Begraben werden Hunderte von Abkommen und Verträgen. Die Briten müssen alle ihre früheren

Man lässt sich doch nicht anbinden an ein sinkendes Schiff.

Freihandelsabkommen neu aushandeln, weil sie mit dem EU-Beitritt vor allem via Brüssel mit der Welt verbunden waren. Sie wagen um ihrer Freiheit willen den Sprung, während der Bundesrat verzweifelt, wenn vielleicht 6 von über 200 bilateralen Verträgen, die meisten im Interesse der EU, aufgrund eines Volkentscheids gefährdet werden könnten. Zumindest wegen des EU-Forschungsabkommens «Horizon 2020» braucht die Regierung keine schlaflosen Nächte mehr zu bekommen. Der hochgespielte Forschungsvertrag verliert massiv an Wert, wenn durch den Brexit die britischen Unis austreten. Die Schweiz und England haben die besten Universitäten Europas. Niemand glaubt im Ernst, dass sich die EU den Luxus einer Verbannung dieser Hochschulen erlauben wird. Auch hier: Es kommt gut. Sofern man will.

Herrlicher Morgen

Bundesrat Didier Burkhalter, eine Art Hans im Glück der Aussenpolitik, wirkt derzeit wie von unbezwingbarer Heiterkeit erfüllt. Wir werten das als gutes Zeichen. Der Neuenburger soll die Gunst der Stunde nutzen und gleich die Verhandlungen über den EU-Rahmenvertrag stoppen. Seit acht Jahren belästigt uns Brüssel mit der Forderung, die Schweiz an die Institutionen der EU anzubinden. Wir sollen künftiges EU-Recht übernehmen, im Streitfall europäische Richter akzeptieren, bei Nichterfüllung Sanktionen gewärtigen, jährliche Tributzahlungen leisten und eine EU-Überwachungskommission im Inland dulden. Die Schweiz verlöre, was sie stark macht: ihre Unabhängigkeit. Diese Begehrlichkeiten können nach dem Brexit schwungvoll zurückgewiesen werden. Man lässt sich doch nicht anbinden an ein sinkendes Schiff. Was Burkhalters schneidiger Chefdiplomat de Watteville in Brüssel ja dann eleganter formulieren kann. Die Schweiz ist unabhängig, oder sie ist nicht.

Was für ein herrlicher Morgen nach dem Brexit.



Kleider machen Leute: Anna Maier. Seite 74



«Bye-bye EU»: Maastricht. Seite 36



«Schimmi»: Götz George. Seite 68



Grosses Puzzle: Timothy Garton Ash. Seite 32

Kommentare & Analysen

- 4 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Britzerland konkret
- 9 **Im Auge** Iolanda Pensa, das Wikipedia-Wunder
- 10 **Justiz** Im Würgegriff des Völkerrechts
- 11 **Euro 2016** Spiegelbild der Gesellschaft
- 12 **Personenkontrolle** Wolff, Knutti, Rytz, Scherrer, Brenn etc.
- 13 **Nachruf** Bud Spencer
- 14 **Am Anfang war die Schweiz**
Unser Land hat viel mit dem britischen EU-Austritt zu tun
- 18 **Bundesrat im Brexit-Schock**
Die Schweizer Regierung war nicht vorbereitet
- 21 **Aussenpolitik** Burkhalter sucht mehr Nähe zur EU
- 22 **Schweizer Euroturbo in London**
Europhile Neigungen und Rücksicht auf Brüssel
- 23 **Diplomatie** Das Leiden von SP-Nationalrat Tim Guldemann
- 24 **Standpunkte** Micheline Calmy-Reys Luxemburg-Modell
- 25 **Bündnisse** Für ein besseres Europa
- 26 **Horizon 2020** Schweizer und britische Spitzenforschung
- 28 **Brexit** Zitate der Woche
- 28 **Notfälle** Das Brexit-Sorgentelefon
- 30 **Finanzplatz** Flucht aus der EU-Regulierung
- 32 **Politik** EU-Befürworter Timothy Garton Ash
- 35 **EU** Feingefühl eines Flusspferds
- 36 **Maastricht** Kippt die Wiege der EU?
- 38 **Zahlen** Auf Kosten der Zukunft

40 Brüssels «cooler Stil»

Die Prototypen des ungeliebten Polit-Establishments

42 Furchtlos nach ganz oben

Wird Boris Johnson jetzt Premier?

44 **Politiker** In Johnsons Lager wittert man eine Verschwörung

46 **Demokratie** Wie war dieser Sieg möglich?

47 **Grossbritannien** Hoffentlich fliesst kein Blut

48 **Die Deutschen** Spontane Chaoten

48 **Wirtschaft** Zertifizierte Schindluderei

49 **Ausland** Der Westen driftet auseinander

50 **Mörgeli** Selbsthilfe eines Hilfswerks

50 **Bodenmann** Briten haben Merkel abgewählt

51 **Medien** Die Monstranz EU

51 **Gesellschaft** Internet-Porno

52 **Leserbriefe/ Einspruch**

54 Hart, aber Fehr

Mario Fehr (SP) ist zum Buhmann geworden

56 **Asylwesen** Die Suppe selber auslöffeln

57 **Bundesrat** Frasierter Bericht

58 Zweifelhafte Held

Der selbsternannte Whistleblower Rudolf Elmer

60 «Die Tragödie der Demokratie»

Ökonom Woody Brock über Trump und Clinton

62 **Flüchtlinge** Syrer, die Marokkaner sind

63 **Medizin** Teure Burnout-Maschinerie



«Ich werde schon ein bisschen kribbelig»: Doppel-Europameisterin Giulia Steingruber. Seite 64

Interview

64 Traum von der «perfekten Zehn»

Persönliche Begegnung mit Giulia Steingruber, 22, der mit Abstand erfolgreichsten Schweizer Kunstturnerin der Gegenwart

Stil & Kultur

68 Ikone der Woche Götz George (1938–2016)

70 Sehnsucht nach der dummen Frau

Goethe steht mit seiner Frauenvorliebe nicht allein

73 Affären «Stairway to Heaven» von Led Zeppelin

74 Mode fürs Hirn

Wie die Kleidung unser Verhalten beeinflusst

76 Top 10

76 Kino «Soy Nero»

77 Jazz Warren Wolf

78 Namen Glück in der Bündner Herrschaft

79 Hochzeit Franziska Züger und Fabian Niederer

79 Thiel Gott lebt

80 Wein Monte Tabor Valpolicella 2014

80 Zu Tisch Vitamix Pro 750 Standmixer

81 Auto Porsche Targa 4S

82 MvH trifft Carsten Rath, Hotelier, Autor und Redner

Autoren in dieser Ausgabe

Christoph Schwennicke



Der deutsche Journalist ist seit 2012 Chefredaktor des renommierten politischen Magazins *Cicero*. Nach dem Brexit-Votum der Briten fordert er von der Europäischen Union eine Rückbesinnung auf ein pragmatisches Zweckbündnis. Seite 35

Andrew Gimson



Der britische Journalist ist Autor einer Biografie über den vehementen Brexit-Befürworter Boris Johnson. Er sagt, warum er den früheren Londoner Bürgermeister für die erste Wahl als nächster Premier Grossbritanniens hält. Seite 42

Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das E-Paper noch mehr Lesevergnügen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



DIE WELTWOCH

Ex-Chef verprügeln oder Abfindung einstecken?



Hilfreiche Antworten rund um den Jobverlust:
Guder ist der digitale Berater des Beobachters.

GUIDER.CH – So geht Entscheiden heute.

Britzerland konkret

Von Florian Schwab — Wie könnte eine enge Zusammenarbeit zwischen dem Vereinigten Königreich und der Schweiz aussehen?



Libérale Gegenströmungen.

Verhalten reagierte der Bundesrat in Gestalt der FDP-Vertreter Burkhalter und Schneider-Ammann auf die Volksabstimmung der Briten. Man müsse jetzt eine Arbeitsgruppe einsetzen, um die Folgen zu prüfen, so Schneider-Ammann – das alte Sprichwort «Gouverner, c'est prévoir» hat offenbar in der Landesregierung keinen besonderen Stellenwert. Und bei Burkhalter ist sogar Unwillen spürbar, überhaupt irgendetwas zu ändern. Er marschiert unverdrossen in Richtung Rahmenvertrag mit der EU.

Angesichts einer desorientierten Landesregierung blieb es den Schnelldenkern der Meinungsarena vorbehalten, die richtigen Schlüsse zu ziehen: Der Basler Wirtschaftsprofessor Rolf Weder liess sich vernehmen, die Schweiz solle Grossbritannien zur Rückkehr in die Europäische Freihandelszone Efta einladen und diese neu animieren und erweitern («Efta 2.0») – ein Vorschlag, zu dem Schneider-Ammann bei einem Auftritt vor den Medien auf Anhieb nichts einfiel und den prompt das Efta-Mitglied Island lancierte. Der St. Galler Rechtsprofessor Carl Baudenbacher, langjähriger Präsident des Efta-Gerichtshofs, äusserte sich in der NZZ ähnlich. Konrad Hummler schliesslich sieht ein «window of opportunity», um gemeinsam mit Grossbritannien eine veritable liberale Gegen-EU zu zimmern.

Klar ist: Falls David Cameron nicht doch noch unter irgendeinem Vorwand den Brexit-Volksentscheid unterläuft, kommen in London die konservativ-liberalen Brexit-Vordenker ans Ruder. Und diese wären natürliche Verbündete der Schweiz in ihrer EU-Skepsis. Derselbe Boris Johnson, der das Brexit-Lager angeführt hat, hat bereits in der *Weltwoche* vom 20. 12. 2012 unter dem Stichwort «Britzerland» ein Bündnis angeregt, zu einem Zeitpunkt, als der Brexit noch eine ferne Option war – eben: «Gouverner, c'est prévoir». Eine solche Allianz hätte das Zeug zu brillieren, wo die EU versagt. Was könnte dies konkret bedeuten?

1 — Bildung: Mit dem Austritt des Vereinigten Königreichs aus der EU steht die Beteiligung der besten britischen Universitäten am zentralistischen Mega-Programm «Horizon 2020» in Frage. Die Begrifflichkeit der «Champions League» in Wissenschaft und Forschung (für «Horizon 2020») verkäme ohne britische Spitzen-Unis wie Cambridge, Oxford und der London School of Economics gänzlich zur Lachnummer. Höchstens noch ein paar deutsche Bildungsinstitutionen können mithalten. Ist es der Schweiz ernst damit, bildungsmässig an der globalen Spitze mitzumarschieren, so müssten jene Ausbildungsstätten, die

»» Fortsetzung auf Seite 10

Tausend Entführte



Iolanda Pensa, das Wikipedia-Wunder.

Eine italienische Jeanne d'Arc von heute mit Bleistiftfrisur und blauen Gletscheraugen machte das Unmögliche möglich. Was Mailand mit der Expo gekonnt habe, sagte sich Iolanda Pensa, 41, eine von Energie knisternde Professorin und Kulturforscherin an der Supsi-Fachhochschule Lugano, das schafften sie auch. Sie hat die Welt nach Esino Lario, einige Kilometer jenseits der Schweizer Grenze, geholt und ihr Dorf neu erfunden. Ein vom Aussterben bedrohtes Mauerblümchen in wilder Natur hoch über dem Comersee, erreichbar über zwölf Kilometer Serpentina, auf denen an warmen Tagen sich Karawanen keuchender Velofahrer und knatternder Motorräder bergauf kämpfen.

761 Einwohner – Iolanda Pensa mitgerechnet – sind übriggeblieben im Ort, der nach Metropolen wie Washington, Hongkong, London, Mexiko-Stadt und gegen die Konkurrenz von Manila als Austragungsort des alljährlichen Kongresses der Wikipedia-Plattform mit ihrer halben Milliarde Nutzern auserwählt wurde. «Die tausend Teilnehmer der Wikimania», sorgte sich die kühne *professoressa* mit leichter Ironie, «werden sich wie Entführungsoffer fühlen.» So schlimm ist es nicht gekommen. Innert zweier Jahre verwandelten sich das vergammelte Kino und die baufällige Turnhalle in Konferenzsäle, das Museum in ein Multimediazentrum, die Villa Clotilde in ein Kulturhaus. Sämtliche Gebäude wurden auf ihre statische Sicherheit überprüft. Tausenddreihundert freiwillige Studenten entwickelten eine Internet-Infrastruktur. Dutzende von Dorfbewohnern besuchten Englischkurse. Das Hotel «Italia» und die zwei Pensionen erhöhten die Bettenzahl auf 250, den restlichen Gästen öffneten die Einheimischen ihre Häuser. Im Dorf haben alle mitgemacht. Das Low-Budget von 400 000 Euro teilten sich die Provinz Lombardei und verschiedene Gönner. Esino Lario erblüht als eine Art Gegenkonzept zur verbreiteten Subventions- und Klagewüste in der Tourismusbranche. Und wenn sich Iolanda Pensa nun ein ganzes Land als Versuchsfeld öffnen würde, beispielsweise la Svizzera? *Peter Hartmann*

Im Würgegriff des Völkerrechts

Von Martin Schubarth — Das jüngste Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte gegen die Schweiz zeigt die Grenzen des internationalen Rechts auf.

das Zeug dazu haben, einen Verbund mit den britischen eingehen und wenn möglich noch die besten Institute in den USA einbeziehen. Die wenigen konkurrenzfähigen Einrichtungen in der EU, namentlich in Deutschland, liessen sich dann auch nicht mehr lange bitten.

2 — Finanzplatz: In Börsen- und Finanzmarktfragen kommt nach der City of London in der EU sehr lange nichts. Danach kommt Frankfurt und danach wieder sehr lange nichts. Ebenso wie bei der Bildung bricht mit einem Brexit das Goldstück des europäischen Finanzplatzes weg. Die Schweiz sollte alle derzeit laufenden Versuche, ihren Finanzplatz nach den Regeln der EU auszurichten, stoppen. Stichwort Fidleg/Finig (vgl. Seite 30). Ein erstes Zeichen in diese Richtung bedeutete es, wenn die Grossbanken UBS und Credit Suisse ihr Lobbying-Büro in Brüssel schliessen und stattdessen eines in London eröffneten.

3 — Gemeinsame Freihandelstrategie: Grossbritannien erlangt mit dem Brexit seine Autonomie bei internationalen Handelsverträgen zurück. Wie das Beispiel der Schweiz zeigt, sind kleinere Einheiten oft schneller und besser darin, Freihandelsabkommen abzuschliessen – so hat die Schweiz als erstes europäisches Land ein solches Abkommen mit China geschlossen. Die dynamischen Volkswirtschaften Grossbritannien und die Schweiz wären in mancher Hinsicht für Handelspartner in aller Welt ein attraktiver Markt. Die Schweizer Wirtschaftsdiplomatie sollte auf diese Karte setzen. Erfreulich wäre es beispielsweise, wenn es gelänge, ein Dienstleistungsabkommen abzuschliessen – ein Thema, bei dem die EU kläglich versagt.

4 — Wertegemeinschaft: Brüssel scheint entschlossen, an den Briten ein Exempel zu statuieren. Je nach Grad der politischen Repressalien, die der grosse Hegemon EU gegenüber Abtrünnigen entfalten wird, kommt diesen die gemeinsame Aufgabe zu, die selbstdeklarierte «Wertegemeinschaft» der EU in ihrer wahren Form zu zeigen. EU-Werte sind Zentralismus statt Föderalismus, Zwang statt Freiwilligkeit, Staat statt Privat. In der Schweiz und in Grossbritannien sind die liberalen Gegenströmungen beheimatet, die sich in Organisationen wie dem Liberalen Institut in Zürich oder dem Institute of Economic Affairs in Grossbritannien artikulieren, welches die Thatcher-Revolution vorgedacht hat. Dieses Gedankengut gilt es in die EU-Staaten hineinzutragen. Die Botschaft muss sein: Wenn die EU jene bestraft, die nicht mitmachen wollen, dann unterstützen Grossbritannien und die Schweiz die liberalen EU-Skeptiker in anderen Ländern.



Entziehung von Vermögenswerten: Kuwait, 1991.

Völkerrecht bricht Völkerrecht – dies entschied der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in seinem jüngsten Urteil im Fall al-Dulimi gegen die Schweiz.

Worum geht's? Sanktionen, die der Uno-Sicherheitsrat ausspricht, sind für alle Staaten verbindlich. Nach der irakischen Invasion von Kuwait musste die Schweiz in Befolgung einer Resolution des Sicherheitsrates von 1990 Vermögenswerte (rund 200 Millionen Franken) von Khalaf al-Dulimi, ehemals Finanzchef des irakischen Geheimdienstes, einfrieren und an einen Entwicklungsfonds für den Irak überweisen. Al-Dulimi hatte keine Möglichkeit, sich dagegen in einem rechtsstaatlich korrekten Verfahren vor den Instanzen der Uno zu wehren.

Die Einziehung von Vermögenswerten erfolgt nach schweizerischem Recht üblicherweise in einem Verfahren, in dem der Betroffene sich gegen den drohenden Vermögensverlust wehren kann – einem Verfahren, das insbesondere den Minimalanforderungen der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) entspricht. Muss dies auch dann gelten, wenn der Sicherheitsrat wie hier bereits verbindlich die Sanktion ausgesprochen hat? In seinem Urteil bejaht der EGMR diese Frage. Damit gerät die Schweiz wie alle anderen Europaratsstaaten in einen völkerrechtlichen Clinch. Nach Völkerrecht ist sie verpflichtet, Uno-Sanktionen ohne Wenn und Aber

umzusetzen. Nach Völkerrecht ist sie verpflichtet, die Garantien der EMRK zu beachten und das Urteil aus Strassburg zu befolgen. Ein Normenkonflikt, der zu einer unerträglichen, formal nicht lösbaren Pflichtenkollision der betroffenen Staaten, hier vor allem der Schweiz, führt.

Alles Zumutbare unternommen

Das zeigt nebenbei, dass es – entgegen einer verbreiteten Floskel – «das Völkerrecht» nicht gibt. Völkerrecht ist vielmehr ein vielschichtiges Phänomen. Wenn wie hier zwei Völkerrechtssysteme – das System der Uno und das des Europarates – aufeinanderprallen, wird deutlich, dass das Völkerrecht keine befriedigende Handlungsanweisung geben kann, wie gerade das vorliegende Verfahren beweist. Die Frage war bereits in der Kleinen Kammer umstritten (Verurteilung der Schweiz mit 4:3 Stimmen; Urteil vom 26.11.2013). Das Urteil der Grossen Kammer war im Ergebnis deutlicher (15:2); aber die grosse Zahl von Sondervoten, davon zwei *dissenting opinions*, illustriert, zu welcher Aporie die vorliegende Normenkollision führt.

Zwei Mitglieder des Sicherheitsrates, Grossbritannien und Frankreich, vertraten im Verfahren die Auffassung, dass die Resolution des Sicherheitsrates aufgrund von Artikel 103 der Uno-Charta absoluten Vorrang hat. Damit sind sie nicht durchgedrungen. Wird der Sicherheitsrat nun über die Bücher gehen? Oder wird er dies schon aus Gründen des Prestiges nicht tun? Muss man annehmen, dass Russland und China, zwei Vetomächte ohne Sinn für rechtsstaatliche Verfahren, kein Interesse an einer faktischen Unterwerfung der Uno unter den EGMR haben? Und dass die USA, gewohnt, anderen ihre Rechtsauffassung aufzunötigen, keinesfalls das Umgekehrte akzeptieren werden?

So bleibt für die Schweiz und alle anderen Europaratsstaaten nur die Hoffnung, der Sicherheitsrat werde es zumindest dulden, dass sie in Beachtung des Urteils von Strassburg die Weisungen von New York nicht befolgen werden.

Soweit der EGMR auf Einhaltung rechtsstaatlicher Garantien bei der Durchsetzung von Uno-Sanktionen drängt, ist ihm zuzustimmen, nicht jedoch seiner Verurteilung der Schweiz, da diese, wie die deutsche Richterin Angelika Nussberger in ihrer *dissenting opinion* überzeugend darlegt, alles aufgrund der Umstände Zumutbare unternommen hat.

Martin Schubarth war von 1999 bis 2000 Präsident des Schweizerischen Bundesgerichts.

Spiegelbild der Gesellschaft

Von Marcel Reif — Nach den Achtelfinals ziehen wir Bilanz: Endlich wird richtig Fussball gespielt. Oder doch nicht ganz?



Das Traurige für die Schweizer ist, dass sie ausgerechnet dann ausgeschieden sind, als sie ihren besten Fussball gespielt haben. Als sie endlich jenen Fussball zeigten, den sie können. Man darf jetzt nicht allen Frust auf Granit Xhaka abladen – jedes Elfmeterschiessen ist eine Lotterie, und ich bin überzeugt, dass der zukünftige Arsenal-Profi daran wachsen wird. Die Schweiz wird sich für die nächste WM in Russland qualifizieren, die Reise dieser begabten Generation ist noch nicht zu Ende.

Nach dem Achtelfinale ist es an der Zeit, Bilanz zu ziehen. Endlich wird wirklich Fussball gespielt – oder doch nicht ganz, wenn man sich die Märchen anschaut, die noch immer geschrieben werden. Die tapferen Isländer um ihren Helden mit dem zwingenden Namen Sigthórsson sind jetzt für immer und ewig Heilige auf ihrer Insel, während auf einer grösseren die Messer gewetzt werden.

Auch die vierzehn Engländer, die gegen eine Ansammlung von Spielern aus zweiten und dritten Ligen grandios gescheitert sind, werden unvergessen bleiben. Im noch Vereinigten Königreich wird wie bei der WM 2014 beim 1:7 der Gastgeber gegen Deutschland das Brasilien-Syndrom auf die kollektiven Versager niederschmettern. Sie haben England lächerlich gemacht, und das werden die Clowns durch die nicht gerade zartbesaitete Presse zu spüren bekommen. Scheinbar haben die Herren Rooney und Kollegen den Brexit ihrer Landsleute so ernst genommen, dass sie mit einem persönlichen Referendum ein Exempel statuieren wollten. Ganz Europa lacht oder weint über diese Ritter von der traurigen Gestalt, und es ist fast absurd, was in diesen Tagen auf der Insel und in Frankreich passiert. Man sagt nicht umsonst, der Fussball sei ein Spiegelbild der Gesellschaft. Wenigstens hat Roy Hodgson Charakter gezeigt, als er Minuten nach dem Super-GAU demissionierte. Der bestbezahlte Trainer der EM sollte die Insel wohl eine Zeitlang meiden.

Märchenhaft war auch, wie San Buffon gegen Spanien gehalten hat. Die alten Männer aus Italien ziehen weiter wie in einem rühren-

den Film von einer Rentnergang, die noch einmal im Leben Spass haben will. *Incredibile*, wie Vulkan Antonio Conte nach dem 2:0 um ein Haar zum ersten Trainer geworden wäre, der sich seines Hemds vor der Kurve der tobenden Tifosi entledigt. Weltklasse habe ich in den Reihen der Italiener nicht entdeckt, aber eine Ansammlung von Teamplayern, die mit riesigem Herz und Leidenschaft für ihre Sache kämpfen. Es klang fast wie eine gefährliche Drohung, als Conte euphorisiert konstatierte, es gebe für Spanien kein Morgen und auch Deutschland müsse den italienischen Riegel erst knacken, um das Trauma zu besiegen.

Traumwandlerischer Löw

Und in Deutschland gibt es schon wieder wie anno 2006 und 2012 erste Anzeichen einer Sommergrippe oder schlimmen Zahnwehs. Italien wird kein Spiel verlieren, die musst du schon schlagen. Frankreich hat gegen Irland den schweren Rucksack des Gastgebers und Favoriten ein wenig ablegen können – genauso wie die Belgier hatten sich die jungen Kerle mit ihren Tattoos und dem Irokesenschnitt viel zu viel aufgebürdet. Eden Hazard ist für mich bisher der Spieler des Turniers. Ein Naturereignis, dabei hat er bei Chelsea eine Grottenaison hinter sich und José Mourinho den Job gekostet. Belgien ist für mich ganz klar ein seriöser Kandidat fürs grosse Finale.

Die Kroaten haben sich wieder einmal an sich selbst berauscht, das musste schiefgehen. Und bei Portugal spüre ich körperliches Unbehagen – wie die mauern, ist ein Skandal. Ich hoffe inständig, ihre Reise gehe bald zu Ende. Im Fall von Spanien stimmt mein Memorandum, die lange Saison bis zum Champions-League-Finale werde sich in Frankreich rächen. Müde und ausgebrannt, taumelten die Titelverteidiger in die italienische Falle. Die rüstigen Männer aus der Serie A hatten sich die Luft besser eingeteilt.

Und die Deutschen fangen langsam an, so zu spielen wie der Weltmeister, und das bedeutet nichts Gutes für die Konkurrenz. Dank der weltbesten Toreverhinderer Manuel Neuer und Jérôme Boateng kassierte man noch nicht mal ein Gegentor. Es heisst nicht umsonst: «Vorne gewinnst du Spiele, hinten Meisterschaften.» Jogi Löw macht traumwandlerisch alles richtig; und für den einstigen Darling der Nation, Mario Götze, ist das Turnier wohl zu Ende. Er wird sich nach Frankreich selbst neu erfinden müs-

**Es heisst nicht umsonst:
«Vorne gewinnst du Spiele,
hinten Meisterschaften.»**

sen. Ein Luxusproblem der Deutschen, aber der Fussball kennt keine Sentimentalitäten.

Frankreich, Italien, Deutschland, Belgien – die machen es, und das ist gut so. Wir sind ja hier schliesslich beim Fussball und nicht beim Eurovision Song Contest, obwohl ich die Fangesänge der Iren sehr mag. Und auch die Österreicher haben besser gesungen als gespielt.

Marcel Reif ist einer der bekanntesten Sportjournalisten. Als Kommentator erreichte er Kultstatus.



Ewig Heilige: Island demütigt England.

Personenkontrolle

Wolff, Knutti, Rytz, Scherrer, Brenn, Hollande, Roth, Schaeppi, El Arbi, Glarner, Erb, Erb, Karrer, Rühl, Nordmann, Fiala, Burkhalter

Es ist sicher löblich, dass die Stadt Zürich ihren sehgeschwachen Bürgern eine spezielle Dienstleistung zur Verfügung stellt: Auf ihren Websites kann man sich wichtige Dokumente per Mausclick elektronisch vorlesen lassen. Da will auch das Stadtzürcher Polizeidepartement unter seinem Vorsteher **Richard Wolff** (Alternative Liste) nicht zurückstehen. Auf der entsprechenden Homepage kann man sich sogar die Daten für das obligatorische Schiessen vorlesen lassen. Wie sinnvoll diese Informationen für Stadtzürcher Blinde und Sehbehinderte sind, bleibt wohl ein Geheimnis Wolffs. Man könnte auch sagen: Da hat jemand übers Ziel hinausgeschossen. (kep)

«Spinnt unser Wetter?», fragte der «Club» von SRF letzte Woche wegen des Dauerregens. «Und wer ist schuld?» Der Mensch, stand für die Gästerunde von Professor **Reto Knutti** bis Grünen-Präsidentin **Regula Rytz** fest; Skeptiker blieben aussen vor. Auf den Spott, Moderator **Thomy Scherrer** debattiere mit sechs katholischen Geistlichen über die unbefleckte Empfängnis, schoss Chefredaktor **Tristan Brenn** zurück: «Ich finde Nuancen spannender als das Gepolter von Sektierern.» Wie wahre Wissenschaftlichkeit geht, zeigte ein Einspieler darüber, «was für Folgen der Erderwärmung bis heute zu sehen sind»: Die Pazifikinsel Kiribati versinke im Meer (bis in fünfzig Jahren, nicht heute), der Aletschgletscher verschwinde, und die Eisbären verlören ihren Lebensraum, weshalb sie sich schon mit Grizzlys zu «Cappuccino-Bären» kreuzten. Tags darauf kam von internationalen Experten das Dementi: Der eine getötete «Cappuccino-Bär», mit dem die Klima-Alarmisten weltweit Propaganda gemacht hatten, erwies sich in der genetischen Analyse als blonder Grizzly – eine bekannte natürliche Variation. (sär)

Gewalttätige Ausschreitungen kennzeichneten vor zwei Wochen die Proteste in Frankreich gegen die Arbeitsmarktreformen der Regierung von **François Hollande**. Die Polizei setzte Tränengas ein. Wie der *Tages-Anzeiger* schreibt, wurde ein ganz in Schwarz gekleideter und vermummter Lokalpolitiker der Schweizer Juso von einer Tränengasgranate der Polizei getroffen: In seinem normalen Leben ist **Alain Roth** Offizier der Schweizer Armee und Informatiker. Und er ist Präsident der Juso Oberaargau. Betrachtet man die linksex-



In eigener Sache: Doris Fiala (FDP).



Übers Ziel hinausgeschossen: Richard Wolff.



Lebenszeichen: Heinz Karrer, Monika Rühl.



Noch immer auf Ballhöhe: Moderator Karl Erb.

tremen Krawalle, die sich Wochenende für Wochenende aus der Reitschule über die Stadt Bern ergiessen, fragt man sich: «Warum in die Ferne schweifen?» (fsc)

Derselbe Alain Roth, der offenbar eine Vorliebe für gefährliche Demos hat, ist beim Staatskonzern Swisscom als Projektleiter (ausgerechnet!) im Bereich E-Health beschäftigt. Allgemein scheint die Mannschaft von CEO **Urs Schaeppi** eine personelle Vorliebe für das Lager weit links zu hegen. Jedenfalls engagiert sie auch der ehemalige *Tages-Anzeiger*-Mann **Reda El Arbi** als Projektleiter für Social Media. Kürzlich zog dieser in einem inzwischen von Swisscom gelöschten Online-Artikel über den «SVP-Twitterkrieger» **Andreas Glarner** her. Dessen Abschied von Twitter kommentierte er wie folgt: «Man steht auf, klopft sich den Staub von der Tastatur und wischt sich das Blut von der Maus – um sich dann irre grinsend in die nächste Schlacht zu werfen.» Man werde Glarner «toten Account unter einem Kreuz begraben und davor salutieren». An dieser lebendigen Bildsprache hat Roth vermutlich seine helle Freude. (fsc)



«Cappuccino-Bären»: Regula Rytz (Grüne).

Er ist eine der berühmtesten Stimmen des Landes und ein Journalist alter Schule: **Karl Erb** feierte am vergangenen Samstag den 90. Geburtstag. Der gebürtige Emmentaler prägte ab 1961 für rund ein Vierteljahrhundert das Schweizer Fernsehen. Zu seinen Höhepunkten gehörten die Olympischen Winterspiele von Sapporo 1972, als er der Schweizer Bevölkerung die goldenen Neuigkeiten jeweils pünktlich zum Frühstück in die Stube lieferte. Im Winter beschäftigte sich Erb vor allem mit dem alpinen Skisport, im Sommer mit Leichtathletik und Pferdesport. Nebenbei griff er beherzt in die Tasten seiner mechanischen Schreibmaschine – als Chronist diverser Zeitungen und Autor vieler Sportbücher. Auch sportpolitisch besass der Sohn des legendären *Sport*-Chefredaktors **Fritz Erb** grossen Einfluss. Als Geschäftsleitungsmitglied des Nationalen Komitees für Elitesport und Exekutivrat des Olympischen Komitees war er mitbestimmend für die Schweizer Olympiaselektionen. Heute lebt Erb zurückgezogen in Muralto bei Locarno, bewegt sich aber noch immer auf Ballhöhe. Fernsehreportern rät er: «Verzichtet auf Selbstdarstellung – und be-

trachtet euch als Dienstleister am Publikum.»
Eine Sportübertragung dürfe vom Reporter nie
als Bühne missbraucht werden. (tre)

Im Bundeshaus wundert man sich: Während
der letzten Session glänzte die Führungsspitze
des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse,
bestehend aus Präsident **Heinz Karrer** und
Direktorin **Monika Rühl**, durch Abwesenheit.
Einziges Mal wurde Karrer gesichtet, wie er
sich mit Nationalrat **Roger Nordmann** (SP)
über die Energiewende unterhielt. Der Zweck
dieses Treffens leuchtet nicht ein, hat doch Eco-
nomiesuisse bereits angekündigt, auf ein Refe-
rendum zu verzichten, egal, was im Gesetz
steht. Immerhin: Am letzten Sonntag gab Kar-
rer in Form eines Interviews in der *NZZ am Sonn-
tag* ein Lebenszeichen von sich. Bleibt die Frage:
Wo ist Monika Rühl? (fsc)

Eigentlich hatten FDP und SVP eine knappe
Mehrheit, um das Entwicklungshilfebudget
des Bundes um 430 Millionen Franken zu redu-
zieren. Doch die Kürzung scheiterte. Drei frei-
sinnige Nationalräte stellten sich dem Antrag
der eigenen Fraktion entgegen. Unter anderen
enthielt sich **Doris Fiala** (ZH) der Stimme. «Drei
einsame Freisinnige retten Burkhalters Ent-
wicklungshilfebudget», titelte der *Tages-Anzei-
ger*. Einige Tage später leitete Fiala eine Veran-
staltung im Bundeshaus gegen das Einsperren
minderjähriger Migranten. Der Anlass war Teil
einer Kampagne des Europarats. Fiala, selber
Mitglied des Europarats, fungiert als Berichter-
statterin dieser Kampagne und organisierte den
Anlass im Bundeshaus. Das Eidgenössische Aus-
sendedepartement wiederum hat sich mit 120 000
Franken an der Finanzierung der Kampagne ge-
gen eingesperrte Kinder beteiligt. Chef des
Departements ist FDP-Bundesrat **Didier Burk-
halter**. «Bezahlst du mein Projekt, rette ich dir
deines», scheint die Devise zu sein. (are)

Nachruf



«... dann kam ich allein»: Schauspieler Spencer.

Bud Spencer (1929–2016) — Der Italo-Wes-
tern hatte durchaus eine sanfte Neigung
zur Ironie, doch erst mit dem sagenhaften
Buddy-Gespann Terence Hill und Bud
Spencer erklimm er jene burleske Höhen,
die ihm in Wahrheit zustanden. Denn die
Spaghetti-Variante war nun mal die zeit-
gemässe Version der italienischen Com-
media dell'Arte. Clint Eastwood, Klaus Kinski,
Henry Fonda, die alle in bedeutenden Italos
mitwirkten – schon recht, aber Hill und
Spencer waren unsere Lieblinge, vor allem
Spencer, dieser Falstaff mit der Kesselpau-
ken-Stimme seines Schweizer Synchron-
sprechers Wolfgang Hess, war im wört-

lichen Sinne eine Wucht, zu dessen
unverkennbaren Einflüssen auch Oliver
Hardy mit seiner abgehängten Gelassenheit
gehörte. Der Backpfeifen-Picasso, wie Spen-
cer genannt wurde, war ein in sich ruhendes
Phlegma, das vor allem, statt mit Frauen
rumzumachen, lieber richtig Futterte. Im
absoluten Klassiker seiner enormen Hau-
drauf-Filmografie, in «Vier Fäuste für ein
Halleluja» (1971), steht ein herrliches Fress-
gelage in einem Etepetete-Saloon mit ent-
sprechendem Service im Mittelpunkt. Da-
gegen wirkt der fürchterlich kritische Film
«Das grosse Fressen» wie eine sauertöpf-
fische Veganer-Party. Das liebten wir eben an
Bud Spencer, diesem Hanskasper-Obelix,
der nie wirklich böse war und für jeden, den
er in den Boden stampte, auch nette Worte
fand. Die Backpfeifen, die er verteilte, wa-
ren ihm immer lästig. Aber was soll man
machen, wenn andere einen wie die
Schmeissfliegen belästigen?

Bud Spencer, als Carlo Pedersoli in Nea-
pel geboren, war Schwimmstar, Olympio-
nike, Helfer im Amazonas, Jurist; nichts,
was ihn interessierte, liess er anbrennen.
Dass er vor allem in Deutschland zum Idol
der Jugend wurde, lag zum grossen Teil
auch an dem unübertroffenen Kabarettis-
ten und Synchronextzer Rainer Brandt, der
Bud Spencer die irrsten Kalauer in den
Mund legte. Unvergessen und immer wie-
der bei allen möglichen Anlässen in die
Runde geworfen: «Machst du das noch
mal, mach ich aus deinen Ohren Wäsche-
trockner.» Oder: «Meine Mutter wollte
Zwillinge, aber dann kam ich allein.»

Wolfram Knorr

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für die Digitalisierung in KMU.

Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen –
bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur Abschaltung der analogen Telefonie, der neuen VoIP
Technologie oder zu einer intelligenten Arbeitsplatz-Lösung haben –
wir liefern die Antworten.

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Antonio Cappellaro | Tel. 044 578 78 78 | business.upc.ch
Corporate Network · Internet · Phone · TV

Antonio
Cappellaro

Key Account
Manager



Am Anfang war die Schweiz

Von Christoph Mörgeli — Unser Land hat viel mit dem britischen Entscheid zum EU-Austritt zu tun. Nirgendwo sonst wurde so früh so nachdrücklich vor dem Vereinigten Europa gewarnt. Das Schweizer Beispiel zeigt den Briten: Eigenständigkeit und Wohlstand sind kein Widerspruch.

Im Jahr 2011 sagte Nigel Farage, führender Kopf des erfolgreichen Brexit, im Interview mit der *Weltwoche*: «Die meisten Briten wollen die EU verlassen. Allerdings gibt es eine Bedingung. Sie müssen darauf vertrauen, dass sie mit Europa handeln können, ohne ein Mitglied zu sein. Fünfunddreissig Jahre lang hat man uns gesagt, wir können keinen Handel mit Europa treiben, ohne bei der EU dabei zu sein. Wir haben gesagt: «Moment mal. Gibt es da nicht ein Land im Herzen Europas, das genau dies tut?» Sie ahnen, von wem ich spreche. Aber ihr Schweizer wisst gar nicht, wie glücklich ihr seid.»

Auf solches Lob reagierte die *Weltwoche* etwas beschämt: «Sie übertreiben.» Aber der Vorsitzende der United Kingdom Independence Party (Ukip) legte nach: «O nein. Ihr habt das Glück, dass ihr ausserhalb der EU seid. Glück, dass ihr diesen hohen Lebensstandard habt. Glück, dass ihr eine Form von Demokratie habt, in der ihr eine Kontrolle über eure Führer habt. Ich möchte euer System in Grossbritannien.» Die immer noch skeptische *Weltwoche* wandte ein: «Das würde nicht funktionieren. Ihr seid eine alte Grossmacht mit sechzig Millionen Bürgern. Wir ein auf garstiger Scholle gewachsener Kleinstaat.» Auch diesen Widerspruch wollte Nigel Farage nicht gelten lassen: «Ich möchte, dass Grossbritannien genau die gleichen Handlungsbefugnisse mit der EU hat wie die Schweiz. Wenn die Briten das Schweizer System einer direkten Demokratie hätten, wären wir der EU gar nicht erst beigetreten.»

Dank Volksrechten nicht EU-Mitglied

Mit diesem Argument bewies sich der gefürchtetste EU-Abgeordnete in Brüssel als genauer Kenner der Schweiz und der Schweizer. Tatsächlich wäre auch unser Land ohne direktdemokratische Mitbestimmungsrechte längst Mitglied der Europäischen Union. Im Mai 1991 schickten die Bundesräte René Felber und Jean-Pascal Delamuraz in Brüssel ihren Chefunterhändler Franz Blankart aus dem Saal und liessen nach einer feuchtfröhlichen Nacht mit den EU-Funktionären das Vetorecht bei einem allfälligen Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) fallen. Der ausgehandelte EWR-Vertrag war für die Schweiz so nachteilig, dass der Staatsrechtler Daniel Thürer in der *NZZ* von einem «faktisch einseitigen, hegemoniale Züge tragenden Vertragsverhältnis» sprach. Dies verdeutlichten die EWR-Gegner sofort zum Begriff «Kolonialvertrag».

Der Bundesrat hat schon 1991 in einer Klausur in Gerzensee den Vollbeitritt zur damaligen EG beschlossen. Er gestand in seiner Botschaft offen ein, dass der EWR-Beitritt nur ein unbefriedigender Zwischenschritt sei: «Unsere Teilnahme am EWR kann nicht mehr als das letzte Wort in unserer Integrationspolitik gelten. Sie ist im Rahmen einer Europastrategie zu sehen, die in zwei Phasen ablaufen soll und den vollumfänglichen Beitritt der Schweiz zur EG zum Ziel hat.» Nach der SP beschloss 1995 auch die FDP und 1998 die CVP offiziell den EU-Beitritt. Jakob Kellenberger, in den neunziger Jahren Schweizer Chefunterhändler in Brüssel, bekennt ganz offen: «Begründungspflichtig für ein Land in der Lage der Schweiz ist nicht der EU-Beitritt, sondern seine Ablehnung.»

Trotz all dieser Stimmen haben Volk und Stände am 6. Dezember 1992 den Beitritt zum EWR (und damit den späteren EU-Beitritt) mit einer Rekordbeteiligung von 78,7 Prozent abgelehnt. Dies geschah entgegen der Empfehlung von Bundesrat, Parlament, Verwaltung, drei von vier Regierungsparteien, Medien, Gewerkschaften, Wirtschaftsverbänden und gegen die Spitzen von Kultur und Gesellschaft. Der Brite Nigel Farage liegt also vollkommen richtig mit seiner Einschätzung, dass die Schweiz ihr Abseitsstehen von der EU nicht

Reimann: «Wird Boris Premier, steht ein Freund der Schweiz an der Spitze Grossbritanniens.»

den Eliten, sondern ausschliesslich dem Bürgerrecht der direkten Mitbestimmung verdankt.

Der Ukip-Vorsitzende Farage folgte im Herbst 2014 einer Einladung der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) und hielt in Winterthur einen öffentlichen Vortrag. Er sei hier, meinte er gegenüber der *Wochenzeitung*, «um etwas über die Instrumente der direkten Demokratie zu lernen». Die Schweiz könne sich glücklich schätzen, betonte Farage vor fast tausend Auns-Anhängern in völlig freier Rede, nicht EU-Mitglied zu sein: «Ich danke Ihrem Land, dass es uns den Weg zur direkten Demokratie weist.» Die Schweiz solle als Vorbild einer neugestalteten Demokratie in Europa gelten. Er sei neidisch auf die Selbstbestimmung der Schweizer; Bewegungen in ganz Europa nähmen sich

zunehmend ein Beispiel am hiesigen System. Er selber wolle Grossbritannien schnellstmöglich aus der EU führen.

Boris Johnsons «Britzerland»

Auch der zweite, noch wichtigere Kopf des Brexit, Boris Johnson, mittlerweile Favorit für das Amt des Premierministers, äusserte dezidierte Ansichten über die Schweiz. Noch bevor er ins EU-Austrittslager einschwenkte, plädierte er 2012 in der *Weltwoche* dafür, eine neue Partnerschaft namens «Britzerland» zu schaffen. Johnson äusserte die Hoffnung, dass Grossbritannien und die Schweiz Gründungsmitglieder «eines neuen Verbunds ausserhalb der Europäischen Union» würden, der Freihandel mit dem Euro-Raum betriebe. Dabei solle «Britzerland» das Recht haben, die Bedingungen für diesen Handel mitzugestalten, sich ansonsten aber nicht am integrationistischen Brüsseler Gesamtkonzept beteiligen. Kurz vor der Brexit-Abstimmung bekräftigte Johnson in der *Weltwoche* noch einmal: «Ich denke in der Tat, nach dem Brexit folgt Britzerland.»

Boris Johnson stand an der Spitze jener Tories, die Premier David Cameron schon sehr früh zu einem Europa-Referendum drängten. Der von jedermann «Boris» oder allenfalls «BoJo» genannte Wuschelkopf wusste, wovon er sprach, hatte er doch einen Teil seiner Kindheit in Brüssel verbracht und sich 1989 bis 1994 einen Namen als kritischer Korrespondent des *Daily Telegraph* in der belgischen Hauptstadt erworben. Johnson ist aber auch ein profunder Kenner unseres Landes, und so freut sich Auns-Präsident Lukas Reimann schon heute: «Wird Boris Premier, steht ein Freund der Schweiz an der Spitze Grossbritanniens.»

Der erste und bislang einzige Ukip-Vertreter im britischen Unterhaus, Douglas Carswell, gehörte 2011 als damaliges Mitglied der Konservativen Partei zu den Ersten, die ein Referendum über die EU-Mitgliedschaft forderten. Eine Rede Nigel Farages über die direkte Demokratie gab Carswell den Anstoss zum Parteiwechsel. Der Parlamentarier betonte 2014 denn auch gegenüber der *Weltwoche*: «Gerade Schweizer Leser wissen, wie wichtig es ist, Politikern die Macht wegzunehmen und den Bürgern anzuvertrauen. Das ist die Grundlage der schweizerischen Bundesverfassung, die ein brillanter Geniestreich ist und stark von amerikanischen Vorbildern beeinflusst ist. Ich frage mich, warum mein Land das nicht auch haben soll. Mir fällt ausserdem auf, dass



«Etwas über die Instrumente der direkten Demokratie lernen»: Ukip-Chef Farage, SVP-Nationarat Stamm (l.) an einer Auns-Veranstaltung, Oktober 2014.

die USA und die Schweiz jene zwei Länder sind, die wohlhabender sind und von glücklicheren Menschen bewohnt werden als mein Land. Ich will auch einiges von dem, was die Schweiz hat, und ich rede nicht nur über Schokolade.»

Weil Douglas Carswell einige Zeit in Interlaken gelebt hat, weiss er im Gegensatz zu den meisten Briten, dass sich die Schweizer Eliten mit der EU-Nichtmitgliedschaft äusserst schwertun: «Ich habe noch keinen Schweizer Diplomaten getroffen, der nicht für einen Beitritt der Schweiz zur Europäischen Union gewesen wäre. Nach dem zweiten Glas Wein sagen das alle.» Dennoch rät Carswell unserem Land weiterhin zur Eigenständigkeit: «Ein Beitritt wäre eine Katastrophe für die Schweiz. [...] Politiker wollen uns einreden, dass gross gut ist. Das Gegenteil ist der Fall. Die erfolgreichsten Länder sind kleine Länder.»

Der Werbefilm «Brexit: The Movie» wirft für die Briten die Frage auf, ob das Land ausserhalb der EU nicht zu klein wäre und vom

globalen Handel abgehängt würde. Um den Gegenbeweis anzutreten, unternahm das Kamerateam eine Reise nach Zürich. Bilder von pompösen Sitzen globaler Firmen, gepflegten Gebäuden, sauberen Strassen, reichen Schaufensterauslagen und glücklichen Menschen sollen belegen, dass mitten in Europa auch ausserhalb der EU blühendes Leben existiert. Voller Bewunderung wird im Film festgehalten, dass die Klischees über die Schweiz der Wirklichkeit entsprechen. Die gefälligen Einstellungen – wie sie Schweiz Tourismus nicht schöner präsentieren könnte – werden unterlegt mit eindrucksvollen Wirtschaftsstatistiken und prägnanten Aussagen der Publizisten Beat Kappeler und Roger Köppl. Das Fazit des «Brexit»-Streifens lautet: Der Schweiz geht es so gut, weil sie eine wenig regulierte «Superdemokratie» (Originalton) ist, wo die Politiker gezwungen sind, die Interessen der Bürger zu vertreten. Tatsächlich haben solche Aussagen verfangen in einem Land, in dem die Bürger während ihres ganzen

Lebens weniger abstimmen und wählen dürfen als die Schweizer in einem einzigen Jahr.

Britannien als «New Switzerland»?

Selbstverständlich sahen die zumeist EU-freundlichen britischen Medien voraus, dass die Brexit-Befürworter das Schweizer Modell ins Feld führen würden. Der *Guardian* warf deshalb schon Ende 2011 die Frage auf: «Should Britain become the new Switzerland?» Der Londoner Ökonomeprofessor Richard Murphy erhoffte sich dazu von der Regierung Cameron ein «schallendes Nein». Denn das Schweizer Geschäftsmodell habe sich möglicherweise schon selber zerstört: Die Schweiz bunkere zu etwa 30 Prozent illegale Gelder, was unter keinen Umständen mehr angehe. Auch seien die Steuern im Alpenland so tief, dass ein ähnlicher Steuersatz für das Vereinigte Königreich zu ernststen Differenzen mit der EU führen müsse. Zudem hätten die USA mittlerweile das Schweizer Bankgeheimnis geknackt, und der EU werde in Kürze dasselbe

gelingen. Da sei es effizienter und billiger, das Geld gleich in Singapur zu parkieren.

Ganz anders beantwortete die Frage Anthony Pickles, ein konservativer Politaktivist. Vorab stellte er im *Guardian* klar, dass die wohlhabende Schweiz keineswegs isoliert sei, sondern sich dank Freihandelsverträgen und 160 bilateralen Abkommen eng mit der EU verbunden habe. Die Gründe für den Verzicht auf eine Mitgliedschaft seien ähnlich wie die Vorbehalte der Briten: das historische Streben nach Unabhängigkeit, die Furcht vor dem Verlust von Souveränität und die Überzeugung, es komme am besten, wenn man die eigenen Angelegenheiten selber regle. Mit beissendem Spott zerpfückte Pickles das Argument, Grossbritannien sei «zu gross», um aus der EU austreten zu können. Jene, die heute so sprächen, hätten eben noch behauptet, Grossbritannien sei «zu klein», um souverän zu bleiben.

Demokratie und Wohlstand

Der *Economist* sprach sich wiederholt energisch gegen den Brexit aus, nannte aber im Vorfeld immerhin mehrere Alternativen im Falle einer Zustimmung. Die erste Möglichkeit sei ein Beitritt zur Efta, die zweite Option sei, es der Schweiz als verbleibendem Efta-Mitglied gleichzutun. Dieser Kleinstaat sei nicht im EWR, habe aber zwanzig wichtige und hundert weniger wichtige bilaterale Verträge mit der EU abgeschlossen.

Glen Ruffle vom EU-kritischen Think-Thank Global Vision schrieb schon vor Jahren einen Aufsatz mit dem Titel «Switzerland and the European Union: A model for Britain». Das Land im Herzen Europas sei nicht Mitglied der EU und «trotzdem oder vielleicht gerade deshalb» das weltweit eindrucklichste Beispiel an direkter Demokratie und Wohlstand. Weil die

Schweiz trotz bilateraler Verträge nicht gezwungen sei, jedes Gesetz und jede Regulierung aus Brüssel zu übernehmen, sei das Land global wettbewerbsfähig. Kurz: Die Schweiz sei ein geeignetes Ausgangsmodell für Grossbritannien bei der Suche nach einer neuen Beziehung zur EU.

Pat McFadden, Europa-Schattenminister von der Labour Party, sieht dies natürlich ganz anders. Im November 2015 hielt er in einem Blog der London School of Economics fest, dass das Schweizer Modell einer näheren Prüfung nicht standhalte. Zwar hätten die Schweizer in ge-

Sämtliche Argumente für und gegen die EU hat die Schweiz eine Generation vor den Briten gewälzt.

wisser Hinsicht ihre Souveränität behalten, doch in der Praxis müssten sie die EU-Regeln oft genug automatisch nachvollziehen; alle Gesetze würden auf die Verträglichkeit mit dem EU-Recht überprüft. Auch habe die Schweiz die Personenfreizügigkeit übernehmen müssen, aber die ihr nützliche Dienstleistungsfreiheit nicht errungen. Darum sei die Kontrolle der Schweizer Finanzinstitute strenger als jene mit Sitz in der EU: «Der Schweizer musste feststellen: Wenn man mit einem viel grösseren Partner Bedingungen aushandelt, diktiert dieser die Bedingungen.» Auch habe die neutrale Schweiz einen viel begrenzteren Ehrgeiz in Bezug auf die Sicherheitspolitik als das Vereinigte Königreich. Und der Schweiz sei klar kommuniziert worden, dass es künftig keine bilateralen Abkommen ohne einen entsprechenden Rahmenvertrag mehr gebe.

Sämtliche Argumente für und gegen die Europäische Union hat die Schweiz schon

eine Generation vor den Briten gewälzt. Im Rahmen des Abstimmungskampfs um den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) vom 6. Dezember 1992 mussten sich Befürworter und Gegner intensiv mit der zusammenwachsenden europäischen Staatengemeinschaft auseinandersetzen. Während die EWR-Freunde zahllos waren, verkörperte Nationalrat Christoph Blocher die Gegnerschaft quasi im Alleingang. Dem internationalen Unternehmer mit einem Exportanteil von über 90 Prozent konnte wirtschaftliche Inkompetenz schwerlich nachgewiesen werden. Blocher hielt ab dem Frühsommer 1992 gegen 200 Referate und kämpfte bis zur Erschöpfung für ein Nein. Da er keine Zeit hatte, seine Gedanken schriftlich festzuhalten, brachte seine Frau Silvia eine Musterrede in gut lesbare, übersichtliche Form. Anfang November 1992 lag in den Schweizer Kiosken die Broschüre «EWR: Der falsche Weg für die Schweiz» zum Kauf auf. In dieser Schrift beleuchtete Autor Christoph Blocher unter Verweis auf die Schweizer Geschichte die politischen und wirtschaftlichen Folgen eines EWR-Beitritts. Fünf Jahre später sollte sich Blocher in einer an alle Schweizer Haushalte geschickten Schrift nachträglich mit den drohenden Prophezeiungen der EWR-Befürworter auseinandersetzen und sie aufgrund exakter Zahlen und Fakten widerlegen.

Blochers Vorläufer

Die EWR-Debatte, rund 25 Jahre vor dem britischen Brexit geführt, hat die politische Topografie der Schweiz gründlich umgepflügt. Die auf den inländischen Markt ausgerichteten kleinen und mittleren Unternehmer sowie die Gewerbetreibenden rückten in den Folgejahren von den bürgerlichen Parteien FDP und CVP ab und wechselten zur SVP. Die grossen Firmen der Exportindustrie und der Dienstleistungen hatten den EWR-Kampf gemeinsam mit SP und Gewerkschaften geführt und vereinigten sich fortan bei Abstimmungen öfters mit den Linken. Der Verband Schweizer Maschinenindustrieller (VSM) hatte beispielsweise 1992 ein Inserat mit einer Karikatur geschaltet, auf der Blocher als «Rattenfänger» seine gedankenlosen Anhänger in den Abgrund führt. Vor einer EWR-Veranstaltung an der Universität Freiburg wurde er in einem Aufruf von Professoren und Studenten als Teufel («diable») beschimpft. Unangekündigt fuhr das Schweizer Fernsehen mit Robert Studer, Chef der Generaldirektion der Schweizerischen Bankgesellschaft, an einen öffentlichen Vortrag Blochers zum EWR. Da Studer in der Fragerunde zu einem längeren Gegenreferat ansetzte, fiel er beim Publikum durch und musste vom Referenten aufgefordert werden, seine Frage zu stellen. Nach dem EWR-Nein wurde Christoph Blocher aus politischen Gründen prompt die Wiederwahl in den Ver-



Kampf bis zur Erschöpfung: EWR-Gegner Blocher, 1992.



Feuchtfrohliche Nacht mit EU-Funktionären: Delamuraz, Felber, Koller (v. l.) nach dem EWR-Nein.



Schweiz im Nachteil: Pat McFadden.



«Der Wille, der Macht zu widerstehen»: Karl Schmid.

waltungsrat der Schweizerischen Bankgesellschaft verwehrt.

Wenn sich manche Brexit-Aktivistinnen auf die Schweiz, auf Christoph Blocher, die SVP oder die Auns beziehen, so dürften sie kaum ahnen, dass Skepsis gegenüber der überstaatlichen Brüsseler Bürokratie in der Schweiz schon weit früher geäußert wurde. Der Staatsdenker und ETH-Professor Karl Schmid erklärte 1957, der Ursprung der Eidgenossenschaft liege in «Absage», «Misstrauen» und «Verneinung» gegenüber «dem von oben und aussen her sich meldenden organisatorischen Einfluss». Die Schweiz belebe nicht die Macht, sondern «der Wille, der Macht zu widerstehen». Die geschichtliche Erfahrung habe den Schweizer zur Überzeugung gebracht: «Ich bin, wie ich bin, oder ich bin nicht.» Was

Christoph Blocher als «intellektuelle Fehlkonstruktion» bezeichnete, war bei Karl Schmid «in entfesseltem Rationalismus konstruiert und föderiert», eine «von oben entworfene europäische Integration», «ein Phantom», «eine Retorten-Künstlichkeit». Schmid warnte 1963 eindringlich vor der «ihrem Wesen nach nationalistischen Europa-Ideologie, die sich in der Absetzung von der angelsächsischen Welt gütlich tun will». Er glaubte weder an die pseudoreligiöse, vor allem die Intellektuellen faszinierende «Erlösung durch die Integration», noch mochte er propagieren, dass der föderalistische Aufbau der Schweiz und deren direkte Demokratie als «vorbildliches Modell» exportierbar seien.

Noch bedeutender als Kritiker der europäischen Integration war der in Genf lehrende

Ökonom und Soziologe Wilhelm Röpke. Obwohl Röpke grossen Einfluss auf Ludwig Erhard hatte und damit zu den Vätern des deutschen Wirtschaftswunders zählen darf, wurde er wegen seiner kritischen Haltung gegenüber der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) heftig angefeindet. Röpke wandte sich gegen ein Projekt, das «hinter der Fassade der Marktwirtschaft die Entwicklung zur bürokratischen Erstarrung und zur Allmacht des Staates» vorantreibt. Er beargwöhnte den anfänglichen Ausschluss Grossbritanniens und meinte, «Europäismus» könne auch die «gefährliche Tendenz eines abschliessenden Kontinentalismus bedeuten, der die Überheblichkeit, Unduldsamkeit und Feindseligkeit des Nationalismus auf eine höhere geographische Stufe überträgt». Röpke schrieb 1958: «Dezentrismus ist in der Tat ein wesentliches Stück des europäischen Geistes. Wenn wir daher versuchen wollen, Europa zentralistisch zu organisieren, einer planwirtschaftlichen Bürokratie zu unterwerfen und gleichzeitig zu einem mehr oder weniger geschlossenen Block zu schmieden, so ist das nicht weniger als Verrat an Europa und am europäischen Patrimonium.» Schon 1945 hat Wilhelm Röpke zur Einwanderungspolitik, die heute die Schweiz ebenso wie Grossbritannien schwer belastet, festgestellt: «Jedes Land wird das Recht haben müssen, seine geistige und politische Tradition vor einem Zustrom von Einwanderern zu schützen, die sie durch ihre Assimilationsunfähigkeit oder schon durch ihre blosse Masse in Frage stellen könnten.»

«Der Weg zur Knechtschaft»

Nach dem Brexit hat der Chefredaktor der *NZZ am Sonntag* behauptet, niemand Geringerer als Wirtschaftsnobelpreisträger Friedrich August von Hayek habe 1944 in seinem Werk «Der Weg zur Knechtschaft» eine Vision entwickelt, der die EU-Gründer später gefolgt seien. In Wirklichkeit warnte von Hayek – Professor an der London School of Economics und später auf dem Mont Pèlerin ob Vevey

«Wir werden alle gewinnen, wenn wir eine Welt aufbauen, in der kleine Staaten atmen können.»

Mitbegründer der gleichnamigen Gesellschaft liberaler Vordenker – in jenem Buch vor der Bürokratie, welche die schöpferische Kraft der Privatpersonen lähmt: «Ich glaube, dass in dieser Hinsicht die Erfahrung der Kleinstaaten wie Holland und der Schweiz selbst für die glücklichsten Grossstaaten wie England ausserordentlich lehrreich ist. Wir werden alle dabei gewinnen, wenn wir imstande sind, eine Welt aufzubauen, in der die kleinen Staaten atmen können.» ○

Bundesrat im Brexit-Schock

Von Hubert Mooser — Die Landesregierung reagierte auf den Ausgang der Abstimmung in Grossbritannien, als sei eine Naturkatastrophe über die Schweiz hereingebrochen. Trotz Sprachregelung herrschte Kakophonie.

Bern im Ausnahmezustand: Als der Brexit von Grossbritannien – also das Ja der Briten zum Austritt aus der Europäischen Union – zur Gewissheit wurde, war die Stimmung in Bern auf halbemast. Bundespräsident Johann Schneider-Ammann (FDP) trat fast zwei Stunden später als vorgesehen mit betretener Miene vor die Medien und verkündete: «Der britische Entscheid führt zu vielen Fragezeichen, für das Vereinigte Königreich, für die Europäische Union und damit für Europa und damit auch für die Schweiz.» Wenn etwas nicht gut laufe, pflege er sich aber zu sagen: «Jetzt erst recht.» Und irgendwie passte es zum larmoyanten Auftritt des Bundespräsidenten, dass das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) die sofortige Einrichtung einer Helpline bekanntgab, als sei eine Naturkatastrophe über Europa hinweggefegt (siehe Artikel, Seite 28).

Peinlicher Eindruck

«Normalerweise richten wir eine Helpline bei Flugzeugabstürzen ein, aber nicht nach Urnengängen im Ausland», spöttelte ein hochrangiger Bundesvertreter. Der Bundesrat reagiert auf den Brexit, als ginge die Welt unter, und wälzt Katastrophenszenarien, anstatt entschlossen der EU-Kommission entgegenzutreten – zumal ein zweites und wirtschaftlich bedeutendes Land die Zusammenarbeit mit Europa zwar will, aber ohne den ganzen supranationalen Überbau in Brüssel. CVP-Präsident Gerhard Pfister bringt es auf den Punkt: «Es fehlt an einem starken gemeinsamen Auftritt des Bundesrates, der seine Vorstellungen präsentiert und Gestaltungswillen zeigt. Statt dessen: Mikromanagement.»

Selbst die sonst regierungsfreundliche Zeitung *Blick* findet inzwischen, der Bundesrat habe nach dem Brexit einen zerstrittenen, planlosen und peinlichen Eindruck hinterlassen, und wiederholt, was die *Weltwoche* schreibt: dass in der Europapolitik jeder sein eigenes Süppchen kocht. Und Eric Nussbaumer, der SP-Politiker mit markantem Kinn und Drang nach Brüssel, meint zwar wohlwollend, der Bundesrat arbeite an einer Lösung mit Brüssel – «auch wenn nicht alle Kommunikationsanstrengungen in den letzten Tagen bei allen Bundesratsmitgliedern als «sehr gut» bezeichnet werden konnten».

Die neue FDP-Präsidentin Petra Gössi nimmt die Kakophonie an Vorschlägen zur

Kenntnis. Sie sei für ein pragmatisches Vorgehen. Das Parlament solle die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) zügig beraten. Dann solle der Bundesrat das Ergebnis Brüssel vorlegen. Und solange man hier keine Einigung erzielt habe, stelle sich die Frage eine Rahmenvertrags nicht.

Dass die federführenden Bundesräte im Europa-Dossier alle in eine andere Richtung marschieren, ist schon lange kein Geheimnis mehr. Stichwort Masseneinwanderungsinitiative: Johann Schneider-Ammann will eine Schutzklausel, wie sie die Kantone fordern. Dazu später mehr. Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) will eine wortgetreue Umsetzung. Und Aussenminister Burk-

«Es fehlt eine starke Persönlichkeit, die im Bundesrat auf den Tisch haut und das Gremium eint.»

halter interessiert sich vorab für sein institutionelles Rahmenabkommen, durch welches die Schweiz näher an die EU rücken soll. «Die Uneinigkeit bezüglich institutionellem Rahmenvertrag, Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative ist offensichtlich», findet Gerhard Pfister.

Nun ist Manöverkritik angesagt. Vizepräsidentin Doris Leuthard (CVP) hat gestern im Bundesrat die magistrale Kakophonie nach dem Brexit zur Sprache gebracht. Es könne nicht sein, dass man eine Sprachregelung verfasse, an die sich dann trotzdem niemand halte, sagen ihre Parteileute. Darüber wird wohl kaum ein Wort an die Öffentlichkeit durchsickern. Viel wird sich nicht ändern. «Es fehlt eine starke Persönlichkeit, die im Bundesrat zuweilen auf den Tisch haut und das Gremium eint», sagen bundesratsnahe Kreise.

Bundespräsident Schneider-Ammann sei dazu nicht in der Lage, Vizepräsidentin Leuthard wolle bei «hohem Seegang» nicht den Chef spielen. Das Klima im Bundesrat: Jeder misstraut jedem, man beobachtet genau, was der Kollege tut, und geht eigene Wege.

Das war am letzten Freitag nicht anders, als sich in den frühen Morgenstunden die Möglichkeit des Brexit zur Gewissheit verdichtete. Schneider-Ammann, nach eigenen Angaben bereits ab drei Uhr auf den Beinen und damit eine Stunde früher als sein freisinniger Kollege Burkhalter, der laut seinem engen Berater



«Jetzt erst recht»: Johann Schneider-Ammann.



«Politischer Ernstfall»: Alain Berset.



«Hoher Seegang»: Doris Leuthard.



«Die beste Lösung»: Didier Burkhalter.



«Pragmatisches Vorgehen»: Petra Güssi.

Damien Cottier gegen vier Uhr aufzustehen pflegt, war also zeitig über die Situation im Bild.

War kein Brexit-Szenario vorhanden?

Aber das machte die späteren Darbietungen nicht besser. Der Bundesrat hatte in der Bundesratssitzung vor der Abstimmung in Grossbritannien in einer Info-Notiz Vorgehen und Sprachregelung genau festgehalten – sowohl im Falle eines Ja als auch eines Nein. Darin waren auch noch einmal die diversen Zeitfenster präzisiert, welche sich für die Gespräche mit der Europäischen Union nach der Abstimmung öffnen würden. Aus dem Ablauf der Ereignisse und Auftritte kann man aber dennoch schliessen, dass der Bundesrat vom Ja zum Brexit überrumpelt wurde – was auch bundesratsnahe Kreise mehr oder weniger zugeben. Aufgrund der Umfragen sei die Regierung von einer Ablehnung des Austrittsreferendums ausgegangen.

Eine Art Koordination, etwa eine Telefonkonferenz, gab es nach dem Brexit nicht mehr, stattdessen verschickte Vizekanzler Simonazzi eine Kurznachricht über das Abstimmungsergebnis zum Brexit an alle – da wussten aber die Bundesräte längst Bescheid. Nehmen wir es vorweg: Die Pressekonferenz von Schneider-Ammann war die einzige Aktion des Bundesrates, die halbwegs nach Plan verlief – auch wenn der Bundespräsident keine Rücksprache mehr mit den Kollegen nahm. Und obwohl der Auftritt Schneider-Ammanns vor den Medien fast zwei Stunden später als vorgesehen erfolgte. Musste man die Stellungnahme anpassen, weil man auf den Brexit nicht vorbereitet war? Man habe auf die Reaktion des britischen Premierministers gewartet, heisst es in Bern.

Danach lief die bundesrätliche Kommunikation aus dem Ruder: Burkhalter rückte einen Tag später, also am Samstag, in der NZZ den institutionellen Rahmenvertrag mit der EU in den Vordergrund. Der Aussenminister will trotz anhaltender Kritik an einer engeren institutionellen Anbindung an die EU – in Talksendungen bezeichneten Teilnehmer den Rahmenvertrag als «Leiche» – auch nach dem Brexit diesen Vertrag so schnell als möglich abschliessen. «Das ist die beste Lösung für die Schweiz, wenn unser Land auch in Zukunft den Zugang zum EU-Markt sicherstellen will», so Burkhalter.

Das sieht alt Bundesrat Christoph Blocher, der sich in der *Schweiz am Sonntag* zu Wort meldete, anders: «Mit diesem Vertrag begibt sich die Schweiz in Sachen Gesetzgebung in die Hände der EU. Wir müssten beim Binnenmarkt in allen Bereichen die Gesetzmässigkeiten der EU übernehmen. Wir gäben über die Rechtsordnung die direkte Demokratie aus den Händen», warnte der Chefstrategie der SVP.

Worum geht es beim Rahmenvertrag? Die Schweiz muss künftig in allen bilateralen Ver-



Mehrfährige Durststrecke: Jacques de Watteville.

tragsbeziehungen europäisches Recht dynamisch übernehmen. «Dynamisch» heisst automatisch, weil im Konfliktfall das oberste EU-Gericht entscheidet. «Das ist Unsinn», sagt nun Burkhalter. «Es gibt keine automatische Rechtsübernahme. Wenn sich der gemischte Ausschuss Schweiz–EU bei der Übernahme von EU-Recht nicht einigt, entscheidet der EU-Gerichtshof.» Für die Schweiz sei dieser Entscheid aber nicht bindend. Im schlimmsten Falle müsse man mit der Suspendierung eines Teilbereiches eines bilateralen Vertrages rechnen.

Im selben Brustton der Überzeugung verkündeten vor über zehn Jahren die Bundesräte den Schweizer Stimmbürgern die frohe Botschaft von der Personenfreizügigkeit mit der

Im Hintergrund forscht eine Arbeitsgruppe fieberhaft nach alten Verträgen mit Grossbritannien.

Europäischen Union. Pro Jahr kämen nicht mehr als 8000 bis 10000 Personen in die Schweiz. Gekommen sind in den letzten Jahren im Durchschnitt zwischen 70000 und 80000. Vor der Abstimmung über das Abkommen zu Schengen/Dublin hiess es, der Vertrag verursache bloss 7,4 Millionen Franken an Kosten, bringe aber mehr Sicherheit und eine Lösung für das Asylproblem. Später explodierten die Kosten für Schengen auf über 90 Millionen Franken und die Zahl der Asylsuchenden auf fast 40000 Gesuche im verflossenen Jahr 2015.

Neue Spielregeln zur MEI-Umsetzung

Dann tanzt Wirtschaftsminister Schneider-Ammann aus der Reihe. Er lässt sich in der *Sonntagszeitung* als Bundesrat feiern, der bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative einen Weg aus der Sackgasse gefunden hat. Und er bringt die von alt Staatssekretär Michael Ambühl entwickelte und von den Kantonen weiter verfeinerte Schutzklausel-Variante wieder auf den Tisch – das sogenann-

te Bottom-up-Modell. Diese Variante wird von den Kantonen favorisiert und entsprechend gepusht.

Bei einer Aussprache zwischen Sommaruga und der Korona der Kantonsregierungen garierten sich die Justizministerin und der Präsident der Konferenz der Kantonsregierungen, der Walliser Staatsrat Jean-Michel Cina (CVP), in die Haare. Sommarugas Juristen halten den Bottom-up-Ansatz für verfassungswidrig, und sie haben das auch in einem Bericht zuhanden des Parlaments so geschrieben. Die Passage wurde aber auf Antrag von Schneider-Ammann aus dem Bericht wieder herausgestrichen. Das Ei des Kolumbus ist diese Lösung auch nicht, höchstens ein faules Ei.

Aus dem fernen Chur, wo die SP letzten Samstag ihre Delegiertenversammlung abhielt, schaltete sich sogar Innenminister Alain Berset ausserplanmässig in die Brexit-Debatte ein – auch er in krasser Missachtung der von ihm mit beschlossenen Sprachregelung. Berset bezeichnete in seiner Rede den Brexit als «politischen Ernstfall» für Europa und für die Schweiz, der zum Handeln zwingt. Der Innenminister präzisierte aber nicht weiter, was er mit «Handeln» wirklich meint.

«Nur eine Konsultation»

Eines steht fest: So düster der Bundesrat die Ausgangslage für die Verhandlungen zwischen der Schweiz und der EU im Falle eines Brexit zeichnete – ganz so schlimm dürfte es nicht kommen. Staatssekretär Jacques de Watteville sprach im vertraulichen Gespräch mit Europapolitikern von einer mehrjährigen Durststrecke. Am Montag eilte de Watteville nun ganz nach Fahrplan zu Gesprächen nach Brüssel. Laut Insidern rapportierte er hinterher Bern, die EU-Kommission wolle nach dem Brexit keinen weiteren Eklat mit der Schweiz riskieren und die Konsultationen über die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative schnell abschliessen.

In Bern traf sich indes der Direktor für europäische Angelegenheiten, Botschafter Henri Gétaz, mit EU-Botschafter Richard Jones. Über den Inhalt dieser Gespräche liess man vorläufig nichts verlauten. Im Hintergrund forscht eine interdepartementale Arbeitsgruppe fieberhaft nach alten Verträgen mit Grossbritannien, die man upgraden könnte.

Und langsam rudern alle wieder zurück und relativieren den Brexit – so zum Beispiel Aussenminister Burkhalter. «Die Abstimmung in Grossbritannien war nur eine Konsultation und nicht vergleichbar mit dem Schweizer Referendums- oder Initiativrecht», beruhigte der Neuenburger Magistrat am Rande der FDP-Delegiertenversammlung in Brugg die Zuhörer – und hat dabei wohl vergessen, dass der Bundesrat selbst die Brexit-Abstimmung fast zur Schicksalsfrage für die Schweiz hochstilisiert hatte. ○

«Typisch schweizerische Haltung»

Von Hubert Mooser — Die Briten wollen mehr Distanz zur EU – und Aussenminister Burkhalter sucht mehr Nähe zu ihr. Er behauptet, die Schweiz dürfe bei der Weiterentwicklung des EU-Rechts mitreden.

Im Campussaal in Brugg referieren die Delegierten der FDP, in der Aula hält Bundesrat Didier Burkhalter an einem Stehpult Hof. Das Interesse der Medien ist gross nach dem Brexit. Burkhalter will aufzeigen, dass die Schweiz vorbereitet sei. Er möchte mit Brüssel einen Rahmenvertrag abschliessen. Ziel ist eine vertiefte institutionelle Anbindung der Schweiz an die Europäische Union. Zuerst gibt er aber Auskunft über das weitere Vorgehen bei den Gesprächen mit der EU zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI): Burkhalter sagt, die EU müsse trotz Brexit ein Interesse daran haben, die Konsultationen mit der Schweiz zur MEI abzuschliessen. Wirklich? Die *Weltwoche* hatte Gelegenheit, dem Aussenminister ein paar Fragen zu stellen.

Herr Bundesrat, hiess es vor dem Referendum nicht überall, die EU habe im Falle eines Brexit keine Zeit mehr für die Schweiz?

Die Verhandlungen zwischen der EU und Grossbritannien über die Austrittsmodalitäten fangen wahrscheinlich erst im Oktober an. Die EU hat also Zeit, um mit der Schweiz die offenen Fragen zu klären.

Gilt das Abkommen über die Personenfreizügigkeit überhaupt noch? Wir haben einen Vertrag mit 27 EU-Mitgliedsländern (ohne Kroatien) unterzeichnet. Jetzt ist ein Land nicht mehr dabei.

Es ist ja nicht so, dass der Austritt Grossbritanniens aus der EU formell schon beschlossen wurde. Die britische Regierung muss es jetzt formell notifizieren. In Grossbritannien sind Abstimmungen konsultativer Natur, nicht wie in unserem Referendum- oder Initiativrecht.

Das Volk hat den Austritt aber bekräftigt.

Grossbritannien muss jetzt der EU formell mitteilen, dass es nicht mehr dazugehört. Erst danach haben die EU und das Königreich gemäss Reformvertrag von Lissabon zwei Jahre Zeit, um den Austritt abzuwickeln. Sollten sich die EU und Grossbritannien in dieser Zeit nicht einigen können, kann die Frist verlängert werden, falls das Königreich und die EU-27 damit einverstanden sind. Theoretisch könnte es also noch Jahre dauern, und das wäre schlecht für das Vereinigte Königreich – wegen der bis dahin herrschenden Rechtsunsicherheit.

Warum machen Sie sich Sorgen um die Rechtssicherheit in Grossbritannien? Wir leben in der Schweiz.



«Es wird keine fremden Richter geben»: Burkhalter.

Nun gerät der Aussenminister für seine Verhältnisse in Fahrt.

Das ist wieder eine typisch schweizerische Haltung. Wie wollen Sie mit irgendjemandem verhandeln, wenn Sie die aktuelle Situation nicht verstehen und die Ausgangslage nicht kennen? Wir können nicht einfach kommen und sagen: «Wir sind die Schweizer und haben recht.» Wir können die rechtlichen Probleme, die sich aus dem Brexit ergeben, nicht mit uns selber lösen. Nehmen wir den Flugverkehr als Beispiel: Die Flugzeuge fliegen von Zürich nach London und umgekehrt, nicht von Zürich nach Zürich. Wir müssen darum auch mit anderen Ländern reden. Und wenn in einem dieser Länder Rechtsunsicherheit herrscht, dann hat dies zur Folge, dass wir unsere Probleme nicht lösen und im konkreten Falle unser Verhältnis zu Grossbritannien nicht klären können.

Und was passiert mit dem Rahmenvertrag?

Wir könnten den Vertrag fast schon heute abschliessen. Wir haben die Verhandlungen vor der MEI-Abstimmung vorbereitet und kurz nachher aufgenommen. Ohne diese Abstimmung hätten wir die Verhandlungen zum Rahmenabkommen wahrscheinlich bereits abgeschlossen. Jetzt ist die Situation wegen des Brexit noch ein bisschen komplizierter geworden. Grossbritannien – Ent-

schuldigen Sie, dass ich wieder davon spreche, aber das interessiert die ganze Welt –, Grossbritannien wird nun ein Drittstaat. Und die grosse Frage ist: Wie wird es seine Beziehungen zur EU regeln? Wahrscheinlich etwa so wie die Schweiz.

Dann gehen also die Verhandlungen für einen Rahmenvertrag ungebremst weiter?

Der Bundesrat will mit der EU eine Lösung über die Frage der Zuwanderung. Er will auch eine Lösung für die Weiterentwicklung und Modernisierung des bilateralen Rechts. Die bilateralen Verträge sind heute statisch; wenn sie nicht mehr an die Entwicklung des EU-Rechts angepasst werden, das notwendig ist für unsere Abkommen, bekommen wir mit der Zeit ein Problem beim Zugang zum EU-Markt. Wenn Sie an einem Markt teilnehmen, in dem nicht alle die gleichen Bedingungen haben, verursacht dies Probleme. Man kann es mit einem Fussballspiel vergleichen, das nach Eishockeyregeln ausgetragen wird. Die Schweiz will am EU-Markt teilnehmen. Wenn sich die Spielregeln verändern, müssen sich die Spieler anpassen. Der Rahmenvertrag ist die beste Lösung dafür. Trotzdem wirft man uns vor, wir würden die Schweiz verkaufen. Das ist Unsinn.

Entschuldigen Sie, Herr Bundesrat, «Rahmenvertrag» heisst: Die Schweiz muss künftig in allen bilateralen Vertragsbeziehungen europäisches Recht dynamisch übernehmen. «Dynamisch» heisst «automatisch», weil im Konfliktfall das oberste EU-Gericht entscheidet.

(Etwas verärgert) Normalerweise sagen wir nichts zu laufenden Verhandlungen. Aber so viel kann ich verraten: Bei der Weiterentwicklung des EU-Rechts erhalten wir ein Mitspracherecht. Es gibt keine automatische Rechtsübernahme, und es wird nie eine automatische Rechtsübernahme geben.

Nun fährt Burkhalters persönlicher Mitarbeiter Damien Cottier mit der Anmerkung dazwischen, andere Journalisten hätten auch noch Fragen. Aber der Bundesrat ist mit der Weltwoche noch nicht fertig. Als ihn das Westschweizer Fernsehen zum Interview bittet, macht er auf halber Strecke wieder rechtsumkehrt. Burkhalter antwortet.

Ich möchte wirklich, dass Sie das verstehen: Nichts nervt mich mehr, als wenn man etwas so darstellt, wie es nicht ist. Ich bin auch Schweizer, und ich würde nie Hand bieten zu einer Lösung, die mit unseren Volksrechten nicht vereinbar wäre. Und der Bundesrat würde es sowieso nie akzeptieren. Darum wird es nie eine automatische Übernahme geben.

Die Fernsehleute werden ungeduldiger. Auf dem Weg zu seinem Dienst-Mercedes knöpft er sich noch einmal die Weltwoche vor.

Ich möchte wirklich, dass Sie sich das gut merken: Es gibt keine andere und bessere Lösung. Es wird keine fremden Richter geben.

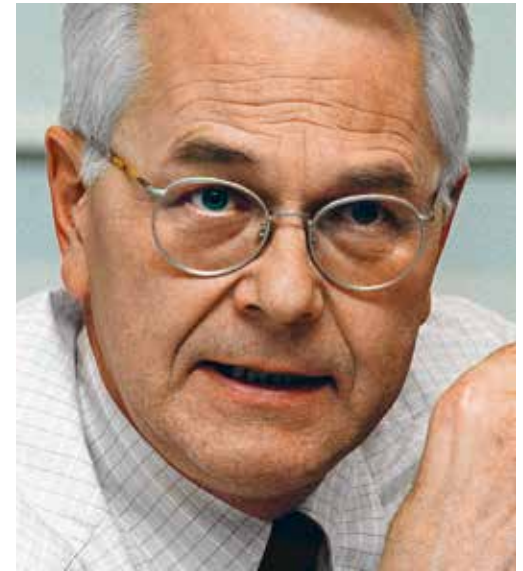
Er steigt in die Limousine und rauscht davon. ○



Distanziert: François Nordmann.



Nicht «partnerschaftlich»: Dominik Furgler.



Möglichst nahe an die EU: Bruno Spinner.

Diplomatie

Schweizer Euroturbos in London

Von Philipp Gut — Die Botschafter der Eidgenossenschaft in Grossbritannien fallen durch ihre europhilen Neigungen auf. Von einer speziellen Beziehung zum Gastland wollen sie aus Rücksicht auf Brüssel nichts wissen. Jetzt bietet sich die Chance eines Neustarts.

London gilt auch in der Schweizer Diplomatie als «grosser Posten» – entsprechend begehrt ist der Job im Zentrum des ehemaligen Weltreichs. Nach dem Ja der Briten zum Austritt aus der Europäischen Union wird die Vertretung in Grossbritannien noch wichtiger werden. Das EU-Nichtmitglied Schweiz hat einen Verbündeten gewonnen, mit dem es gemeinsame Überzeugungen und Interessen teilt. Dies kann die Schweiz allerdings nur dann optimal ausnützen, wenn sie die sich bietenden Möglichkeiten auch mutig und klug ergreift.

Bisher war das weniger der Fall. London sei in den letzten Jahren von der Schweizer Diplomatie eher vernachlässigt worden, sagt Paul Widmer, ehemaliger Botschafter und Autor eines Handbuchs der Diplomatie. Bern habe die speziellen Beziehungen zu London, die immer schon bestanden hätten, nicht betonen wollen. Grund dürfte die politische Rücksichtnahme auf Brüssel sein: Man wollte keine zweite Achse aufbauen mit einem Land, das innerhalb der EU als Integrationsbremse galt. Rücksicht auf Schweizer Art.

Diese selbstaufgelegte politische Zurückhaltung spiegelt sich auch im Personal: Die Schweizer Botschafter in London in den letzten zwei Jahrzehnten waren ausnahmslos Euroturbos, mehrere von ihnen weibelten an vorderster Front für einen Beitritt der Eidgenossenschaft zur EU. Die Sensibilität und Bereitschaft, die Achse Bern–London zu stärken, war bei ihnen deshalb schwach ausgeprägt.

«Klare Parteilärbung» — Von 1994 bis 1999 vertrat François Nordmann die Schweiz an der Themse. Der Freiburger Sozialdemokrat, der sich auch aktiv in die Politik seiner Heimatstadt einbrachte und als persönlicher Mitarbeiter der SP-Bundesräte Pierre Graber und Pierre Aubert tätig war, weise eine «klare Parteilärbung» auf, sagt ein Diplomatenkollege. Nordmann hat eine politische Kolumne in *Le Temps* – und was er dort schreibt, ist präziser Ausdruck der einleitend erwähnten europhilen Haltung, die nichts von einer besonderen Beziehung der Schweiz zu Grossbritannien wissen will. Nordmann warnte vor einem Brexit, verneinte aber eine «Konvergenz der

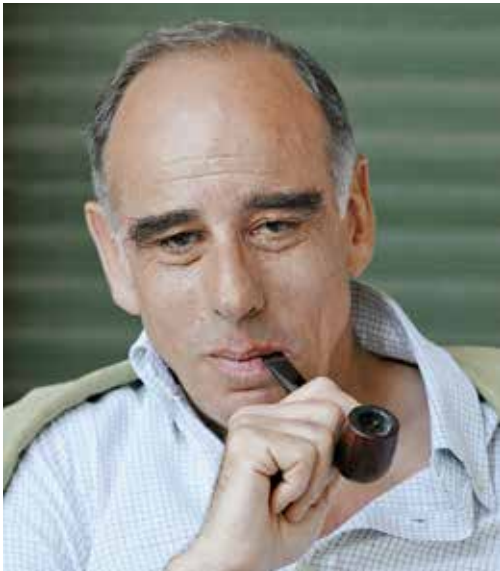
Nach dem Nein des Souveräns drängten Spinner und Kellenberger erst recht in Richtung EU.

Interessen» der beiden Länder bezüglich der Beziehungen zur EU und zur Migrationsfrage. «Ce n'est pas à Londres que la Suisse trouvera la clé», die Schweiz werde den Schlüssel zur Lösung dieser Probleme nicht in London finden, schrieb Nordmann. Eine erstaunlich distanzierte Aussage für den ehemaligen Missionschef in Grossbritannien.

Integration total — Nordmanns Nachfolger Bruno Spinner, in den Jahren 2000 bis 2004 im Amt, erhielt den «grossen Posten» gewissermassen als Belohnung für seine Bemühungen, die Schweiz möglichst nah an die EU anzubin-

den: Zuvor hatte er das berüchtigte Integrationsbüro des Aussen- und des Volkswirtschaftsdepartements geleitet. Spinner wollte die Schweiz in die EU führen, in einem vertraulichen Papier vom Frühjahr 1991 – einhalb Jahre vor der Volksabstimmung – notierte er, der EWR sei «der schlechteste aller Integrationsfälle». Nach dem Nein des Souveräns drängten Spitzendiplomaten wie Spinner und Jakob Kellenberger erst recht in Richtung EU. Trotzdem – oder deswegen – waren beide massgeblich an der Ausarbeitung der bilateralen Verträge beteiligt.

Sehnsuchtsort Brüssel — Auch der für die Öffentlichkeit eher unfassbare Alexis Lautenberg – er wirkte von 2004 bis 2010 in London – hat innerhalb des diplomatischen Corps den Ruf eines EU-Superturbos. Er leitete in den neunziger Jahren die Mission in Brüssel, wo er heute wieder als Anwalt und Lobbyist vor allem für die Grossbanken tätig ist. Zudem präsidiert er die Britisch-Schweizerische Handelskammer. Lautenbergs Sehnsuchtsort blieb in all den Jahren das EU-Machtzentrum: «Ein so fein getöntes Umfeld aus Beamten, Diplomaten und Interessenvertretern gibt es sonst nirgends», schwärmte er in der *Handelszeitung*. Hier würden auch die für die Schweiz relevanten Entscheide gefällt. Die Weltstadt London mit ihrem mächtigen Finanzzentrum rückt in dieser Perspektive an die Peripherie. Dennoch sieht Lautenberg heute auch Chancen: «Wenn die EU und Grossbritannien in der Lage sind, neue Formeln der Zusammen-



«Fein getöntes Umfeld»: Alexis Lautenberg.

Neutralität überwinden: Anton Thalmann.

arbeit zu definieren, könnten sich längerfristig auch positive Effekte für die Schweiz und andere europäische Partner der EU ergeben», sagte er dem *Blick*.

«Neutralität sanft einschlafen lassen» —

Anton Thalmann war ab August 2010 drei Jahre lang Botschafter im Vereinigten Königreich. Der Militärstrategie und Projektleiter des Sicherheitspolitischen Berichts 2000 ist durch einen Satz bekanntgeworden: «Man muss die Neutralität, an der kein Bedarf mehr besteht, sanft einschlafen lassen.» Als überzeugter Internationalist wollte Thalmann die Milizarmee in ein Nato-Modul umwandeln. Er wusste, dass das schwierig werden würde, und plante deshalb eine flächendeckende Gehirnwäsche: «Das grosse Ausmass der nationalen und der gesellschaftlichen Identifikation des Schweizervolkes durch die Milizarmee macht die Reform zu einem brisanten politischen Thema. Ohne eine gründliche psychologische Vorbereitung macht die öffentliche Meinung nicht mit», so Thalmann 2001 an einem Nato-Symposium in Deutschland.

Er träumte von einer grossen Kampagne —

Der gegenwärtige Botschafter in London, Dominik Furgler, ein Neffe des früheren CVP-Bundesrats Kurt Furgler, äussert sich heute zwar etwas vorsichtiger als seine Vorgänger. Doch auch er kommt aus demselben Umfeld: Er war unter Bruno Spinner im erwähnten Integrationsbüro tätig, das die Vordenker eines EU-Beitritts versammelte. Furgler war dort für «Europa-Information» zuständig und träumte, wie *Facts* berichtete, von einer grossangelegten Aktion mit behördlichen Plakatkampagnen, Inseraten und Broschüren in Postbüros oder gar Briefsendungen an alle Haushalte. Das «Hol-Prinzip» sei zu defensiv, der Bund müsse seine europapolitischen Botschaften «zu den Leuten hinbringen». Nach dem Ja zur Masseneinwande-

rungsinitiative sagte Furgler im «Echo der Zeit» von SRF auf die Frage, ob es Absprachen zwischen Bern und London gebe, beide verhandelten zwar mit der EU, «aber sicher nicht in dem Sinne, dass wir partnerschaftlich vorgehen möchten». Die Schweizer seien ausserhalb der EU, die Briten innerhalb derselben.

Das wird sich ändern, sobald der Brexit vollzogen ist. Bleibt zu hoffen, dass der Schweizer Botschafter in London die Pflege der Beziehungen zum Gastland jetzt etwas ernster nimmt und dass er ein «partnerschaftliches Vorgehen» zum gegenseitigen Nutzen nicht mehr partout ausschliesst.

«Die Schweiz ist in ihrer Geschichte immer gut gefahren, wenn sie sich an die Engländer hielt», sagt David Vogelsanger, Historiker und Botschafter in Neuseeland. Er erinnert etwa an die Gründung der Europäischen Freihandelszone (Efta) 1960. Zuvor hätten die Briten öfter die schützende Hand über den neutralen Alpenstaat gehalten: beim Wiener Kongress 1815, dann 1848, als die reaktionären Mächte den demokratischen Unruheherd am liebsten ausgelöscht hätten, und zuletzt im Zweiten Weltkrieg. Stalin, der die Schweizer «Schweine» nannte, missachtete die Neutralität und forderte, die Amerikaner sollten durch unser Land marschieren. Der britische Premierminister Winston Churchill verteidigte die Schweiz und hielt die Alliierten davon ab.

Churchill war es auch, der in seiner Zürcher Rede 1946 eine Art Vereinigte Staaten von Europa anregte. Aber – und das wird oft missverstanden – ihm schwebte eine Annäherung der Erzfeinde Deutschland und Frankreich vor und damit das Ende kontinentaler Selbstzerfleischung. Die Briten nahm er davon aus. Sie sollten nicht Mitglied, sondern «Freunde und Sponsoren» des neuen Europa sein. Damit nahmen die Insulaner eine ähnliche Position ein wie die Schweiz. Daran lässt sich anknüpfen – nicht zuletzt auf dem Aussenposten London.

Schweiz

Schwarzseher

SP-Nationalrat Tim Guldemann macht der Brexit zu schaffen.

Medien nennen ihn gern «Ex-Star-diplomat». Vor und nach der Abstimmung über den Brexit war Nationalrat Tim Guldemann ein gefragter Antwortgeber. Wer sich von ihm allerdings kreative, zukunftsfrohe Ideen versprochen hatte, wurde enttäuscht. Guldemann sieht schwarz.

Der Befürworter eines Schweizer EU-Beitritts verriet im Vorfeld des britischen Urnengangs sein «Wunschresultat»: «Selbstverständlich ein Verbleib.» Er habe «null Verständnis» für «Illusionen, dass sich ein Austritt für die Schweiz positiv auswirken könnte» (SRF). Aber auch in Brüssel wäre es um die Schweizer Anliegen nicht besser bestellt. Ein Austritt der Briten aus der EU, das habe ihm ein hoher Vertreter der EU-Kommission gesagt, würde in Brüssel «Chaos» bedeuten. Als ob man nicht genug Zeit gehabt hätte, dieses Szenario durchzuspielen. Dass das britische Volk selbst entscheiden durfte, empfindet Guldemann als eine Art Zumutung. «In seiner ganzen Geschichte hat sich England nie so recht in der EU integriert gefühlt wie andere Staaten», antwortete er auf die Frage, wie es überhaupt zu dieser «Schicksalsabstimmung» habe kommen können.

Während andere in einem unabhängigen Grossbritannien einen möglichen neuen Partner der Schweiz sehen, will Guldemann nur neue Probleme ausmachen. «Der Austritt Grossbritanniens aus der EU ist, wie wenn sich ein grosser Kanton aus dem Schweizer Wirtschaftsraum verabschieden würde» (20 Minuten). Die ganze Bürokratie in Brüssel sei für die nächsten zwei Jahre nun extrem gefordert, um eine Lösung mit London zu finden. Neben dem Euro und der Flüchtlingskrise sei dies ein weiteres «Mega-problem». Was den Linkspolitiker wirklich wurmt, formulierte er so: «Brexit ist nicht die Gelegenheit für den grossen Entwurf eines neuen Europa» (20 Minuten). Grosse Entwürfe, die kontinental ausgreifen, waren in der europäischen Geschichte allerdings nie besonders erspriesslich. Und demokratisch schon gar nicht. Das dämmert auch einem Tim Guldemann. Die EU sei «demokratisch zu wenig abgestützt», bemerkt er nach dem Brexit. Dass Nationalstaaten wie die Schweiz dieses Legitimationsproblem nicht haben, erfährt der Parlamentarier in seiner eigenen politischen Tätigkeit. Philipp Gut

Madame Bilateral

Von *Jürg Altwegg* — Micheline Calmy-Rey vergleicht den Brexit mit dem Minarettverbot: Es gehe immer um die Einwanderung. Für die Schweiz hat die ehemalige Aussenministerin einen Plan: das Luxemburg-Modell.



«Die Zukunft der Schweiz liegt in Europa»: alt Bundesrätin Calmy-Rey.

Sie sprüht vor Energie und politischer Leidenschaft: «Ich bin eine Befürworterin der EU. Sie hat Spanien, Griechenland, Portugal aus der Diktatur geholfen. Den osteuropäischen Staaten die Hoffnung auf eine Zukunft gegeben. Die EU hat den Krieg der Franzosen und Deutschen um die Vorherrschaft in Europa in friedliche Bahnen gelenkt.»

Micheline Calmy-Rey hat sogar Lust darauf, das Gespräch auf Deutsch zu führen. Sie hat ein Büro in der Universität Genf, die unsere

langjährige Aussenministerin als Gastprofessorin berufen hat. Fast zwei Stunden empfiehlt sie der Schweiz britischen Pragmatismus und Europa mehr Demokratie à la Suisse. Der Verbleib der Briten wäre ihr lieber gewesen: Gegen die zerstörerische Wucht der zentrifugalen Kräfte und des globalisierten Kapitalismus plädiert sie für mehr Integration. Sie sagt aber auch: «Seit zehn Jahren hat die EU kein Projekt mehr, sie verwaltet Krisen. Und sie macht das nicht gut.»

Den Brexit vergleicht sie mit den Minarettverbot: Es gehe um die Einwanderung. Die Verlierer der Globalisierung möchten einen Prozess der Rückbildung einleiten. Abstimmungen über Europa werden verweigert oder zu Zerreissproben für jede Nation. In den Ängsten vor der Überfremdung und dem Verlust des Arbeitsplatzes – oder auch nur des «Sitzplatzes im Zug» – macht Calmy-Rey eine grundsätzliche Forderung aus: «Das Primat der Wirtschaft über die Politik wird von den Bürgern nicht mehr länger akzeptiert.»

Brüssel stehe – nicht immer zu Recht – für dieses Unbehagen: «Es gibt keine gemeinsame Wirtschafts- und Fiskalpolitik. Die Personenfreizügigkeit verläuft innerhalb von Grenzen, die nicht geschützt und kontrolliert werden. Die EU ist eine wirtschaftliche Gross-

Der Brexit aber, sagt auch Calmy-Rey, verbessere die Lage die Schweiz.

macht ohne Aussenpolitik und Armee. Und sie funktioniert nach einem zwischenstaatlichen Muster. Da kommt Herr Hollande, da kommt Frau Merkel. Und jeder am Tisch kann mit einem Veto drohen. Europa hat ein gewaltiges Demokratie-Defizit.»

Das alles wiegt für Calmy-Rey genauso schwer wie der Wohlstand, den die EU brachte und der nicht gerecht verteilt werde. Die allzu schnelle Erweiterung, die man den vom Kommunismus befreiten Staaten nicht verweigern konnte, war von keiner Reform der Institutionen begleitet «Es gibt keine gemeinsame demokratische Sphäre», sagt Calmy-Rey: «Was einigt uns, die Genfer und die Zürcher? Nicht die Sprache. Nicht die Kultur. Auch kein «völkisches» Element. Nicht einmal der Protestantismus: sondern die Institutionen, der Föderalismus, die Neutralität. Das Modell der direkten Demokratie. Wir debattieren und streiten über die gleichen Themen, zum Beispiel die Masseneinwanderung. In Zürich gleichzeitig wie in Genf. Das einigt uns und hält uns zusammen: Es ist die politische Kultur. In Europa produziert das zwischenstaatliche Muster keine gemeinsame Identität.»

Unvermittelt erwähnt sie Denis de Rougemont. Der vor dreissig Jahren verstorbene Philosoph war von der Existenz einer gemeinsamen europäischen Kultur überzeugt und kritisierte, dass der Aufbau nicht aus ihr begründet würde, sondern mit der Wirtschaft begann. Das bedauerten im Nachhinein auch Gründerväter wie Jean Monnet. Für Rougemont braucht eine Föderation Mechanismen des Ausgleichs und der Solidarität. Und es darf «keinen Hegemon» (Calmy-Rey) geben.

Widerwillig ist Deutschland in diese Rolle gedrängt worden. In der Euro- wie in der Flüchtlingskrise hat es nicht die gemeinsamen, son-

dern seine eigenen Interessen durchgesetzt. Für Merkel gibt es Lob (Migration) und Tadel: Für Griechenland fordert Calmy-Rey einen Schuldenschnitt. Als abschreckendes Beispiel nennt die ehemalige Aussenministerin den Umgang des Hegemons – damals noch Merkozy – mit Papandreou, der ein Referendum plante, beim Gipfel in Cannes: «Sie sind nicht demokratisch. Sie haben Angst vor der Demokratie.»

Wie die Demokratie funktioniert, zeigt die Schweiz. Europa, so der Traum der Genferin, sollte möglichst bald einmal über eine Sachfrage abstimmen – und das Resultat respektieren. «Wir haben die Abgründe des Nationalismus nicht erlebt, wir kamen gewissermassen vom Mittelalter direkt in die Moderne. Wir mussten immer Lösungen und Kompromisse finden. Wir haben eine gute Diplomatie, und wir brauchen sie, um unseren Platz allein in der Welt zu behaupten. Auch uns hat die EU Wohlstand beschert: Unser Binnenmarkt ist viel zu klein.»

Die Frage nach einer möglichen Renaissance des Nationalismus in Deutschland überhört Micheline Calmy-Rey auch bei der Wiederholung auf Französisch. Einen EU-Beitritt der Türkei hält sie nach wie vor für sinnvoll. Der Brexit aber, sagt auch Calmy-Rey, verbessert die Lage die Schweiz: «Wir müssen jetzt nicht nach Brüssel rennen. Mit der Personenfreizügigkeit und dem Inländervorzug muss sich die EU sowieso auseinandersetzen.» Machen wir es wie die Luxemburger: «Wenn wir nach schwierigen Verhandlungen eine Lösung hatten, kam Juncker und sagte: «Wir sind Mitglied und haben weniger bekommen als die Schweizer.» Und alles begann von vorn.»

Wie der Glaube eines Calvinisten an Gott

Das heisst: Im Zugzwang ist Brüssel, wir haben Zeit. Doch diese Taktik setzt einen nationalen Konsens bei der Frist für die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative voraus. Nichts scheint Calmy-Rey so sehr zu fürchten wie eine weitere Abstimmung als Zerreihsprobe für das Land.

«Ich bin vom Pragmatismus geprägt»: Als Denker, die sie auch noch beeinflusst hätten, erwähnt sie Schopenhauer und dessen Fabel von den Stachelschweinen, die sich weh tun, wenn sie sich zu nahe kommen. Alles eine Frage der richtigen Distanz. «Aus Genf» kommen ihre Überzeugungen: «Wir leben hier in einem internationalen Staat. Wir haben 100 000 Grenzgänger. Sie kamen mit Calvin und haben uns die Uhrmacherei und die Banken gebracht, von denen wir noch immer leben. Schon damals, im 16. Jahrhundert, gab es die gleichen Diskussionen über das Boot, es sei voll und so.» Unerschütterlich wie der Glaube eines Calvinisten an Gott ist ihr europäisches Credo: «Ich bin für den EU-Beitritt. Ich habe für den bilateralen Weg gekämpft: fünf Abstimmungskampagnen. Ich bin *Madame bilatérale*. Die Zukunft der Schweiz liegt in Europa.» ○

Bündnisse

Für ein besseres Europa

Von Markus Schär — Zusammenarbeit in der Wirtschaft und der Wissenschaft ohne Gleichmacherei in der Politik: So könnte der Kontinent nach dem Brexit vorankommen.



Geist der Selbstbestimmung.

«Eine bessere Zukunft für Europa ist möglich», schrieben die Swiss Friends of Great Britain letztes Jahr in einem Arbeitspapier, «wenn unsere beiden geistesverwandten Länder zusammenarbeiten.» Um den Basler Ökonomeprofessor Rolf Weder fanden sich Prominente – die ihre Namen allerdings nicht in der Zeitung lesen wollen –, die ihren britischen Freunden aufzeigten, wie es nach einem Brexit weitergehen könnte. Die Schweiz beruhe auf dem Engagement der Bürger und der Unternehmer, erklärten sie: «Europa braucht mehr von diesem Geist der Selbstbestimmung und der Eigenverantwortung, also nicht Harmonisierung, sondern gegenseitige Anerkennung von nationaler Regulierung.» Was sollte also jetzt geschehen, da die Briten tatsächlich aus der EU austreten?

Efta: Grossbritannien zählte zu den Gründungsmitgliedern, als 1960 – auf Anstoss der Schweiz – die Europäische Freihandelsassoziation zusammenfand. Allerdings trat es 1973 wieder aus, als erstes von sechs Efta-Ländern, die sich den Europäischen Gemeinschaften anschlossen. Heute gehören nur noch Norwegen, Island, Liechtenstein und die Schweiz zur Efta. Könnte Grossbritannien jetzt wieder dazustossen? «Das würde die Efta über Nacht völlig verändern», sagte Bundespräsident Johann Schneider-Ammann am Montag nach einer

Efta-Ministerkonferenz, deren Traktandenliste der Brexit umgekrempelt hatte. Als Politiker gab er sich zurückhaltend, als ehemaliger Unternehmer liess er aber durchblicken, dass ihn diese Stärkung der Freihandelsassoziation freuen würde. Auf mehr Aktivitäten drängen die Schweizer Efta-Politiker, vor allem Nationalrat Hans-Peter Portmann. Schon im Februar hätten ihn britische Parlamentarier gebeten, «bei den Efta-Delegierten die Stimmung für eine allfällige UK-Mitgliedschaft auszuloten», schrieb der Freisinnige in einer Anfrage. In Grossbritannien könne man sich eine «Efta plus» vorstellen, auch das Abschliessen von gemeinsamen Freihandelsabkommen, etwa mit Indien.

EWR 2.0: Die «Efta plus», meint Hans-Peter Portmann, brauche «ein neues multilaterales EU-Efta-Rahmenabkommen». Das alte gibt es seit bald 25 Jahren, es heisst EWR. Von den vier Efta-Ländern zählt nur die Schweiz nicht dazu, weil das Volk 1992 auf seine Souveränität pochte. Dieser Grund gelte nicht mehr, glaubt Professor Carl Baudenbacher, der Präsident des Efta-Gerichtshofs. «Die EU müsste den Briten bei der Mitbestimmung mehr anbieten als 1992 den damaligen Efta-Staaten», sagte er im Interview mit der NZZ. Davon würden alle profitieren: «Und für die Schweiz wäre der Weg in den EWR frei.» Grundsätzlich sehen die Experten nur einen Weg, wie die EU aus ihrer Krise kommt. Einerseits müssen sich die Euro-Länder noch enger zusammenschliessen, mit einer gemeinsamen Fiskal- und Wirtschaftspolitik. Andererseits könnte um Euro-Land herum ein zweiter Kreis von Staaten heranwachsen, die zwar in der Wirtschaft und der Wissenschaft zusammenarbeiten wollen, aber nicht mit einer Einheitspolitik: Dazu würden auch Grossbritannien und die Schweiz gehören.

Freihandel: Vor Panik warnt alt Nationalrat Rudolf Strahm. Der bestandene Sozialdemokrat weist seit je darauf hin, dass 95 Prozent des Handelsverkehrs der Schweiz auf den Regeln der Welthandelsorganisation (WTO) beruhen. Er stimmt also mit den liberalen Swiss Friends of Great Britain überein. Die Briten und die Schweizer, meinen sie, könnten «gemeinsam mehr für den Erfolg von multilateralen Handelsabkommen leisten» – frei von «den zentralistischen Institutionen der EU, die den ganzen Kontinent durchregulieren will». ○

Enger Horizont

Von Markus Schär und Doreen Borsutzki (Illustration) — Die Schweiz steht in der europäischen Forschung mit Grossbritannien an der Spitze. Nun will die EU sie von Horizon 2020 ausschliessen. Droht ein Abstieg?

«Rot ist für die Zukunft, Grün dagegen», schrieb Ruedi Noser auf Twitter zu einem Abstimmungsergebnis im Ständerat: «Die Zukunft hat es schwer in diesem Land.» Der Freisinnige aus Zürich regte sich auf, weil eine Mehrheit mit dem Drücken der grünen Taste gefordert hatte, der Bundesrat dürfe das Freizügigkeitsabkommen mit Kroatien erst zur Ratifizierung vorlegen, wenn es bei der Zuwanderung eine Lösung mit der EU gebe. Noser stimmte mit vier Vertretern der SP und drei Abweichlern der CVP dagegen. Und er schimpfte mit dem Tweet auf dem Niveau einer Sprayer-schmiererei über alle Parteikollegen, die angeblich mit ihrem Starrsinn die Zukunft verbauen, darunter die jungen Ständeherren Damian Müller und Andrea Caroni.

«Isolation der akademischen Schweiz»

Weshalb steht die Zukunft der Schweiz auf dem Spiel? Warum droht dem Land, dass wir «wegen hundert Kroaten im Jahr», wie Ruedi Noser in der Debatte ätzte, «mit Vollgas auf die Sackgasse zufahren»? Die Antwort ist so einfach wie ärgerlich: Die EU erpresst die Schweiz. Eine Woche nach der Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative dekretierte der Bundesrat, das Freizügigkeitsabkommen mit Kroatien lasse sich nicht mehr unterzeichnen, da es sich dabei um einen verbotenen neuen Vertrag handle. Und die EU revanchierte sich umgehend, indem sie die Verhandlungen über den Studentenaustausch (Erasmus) und über die Forschungszusammenarbeit (Horizon 2020) stoppte – «eigentlich eine klassische Retorsionsmassnahme», wie Justizministerin Simonetta Sommaruga trocken sagt.

Hängt die Zukunft der Schweiz tatsächlich davon ab, ob sie den Forschungsverbund mit Europa rettet, sich also in der Frage der Personenfreizügigkeit mit der EU findet? Droht wirklich der Niedergang des Landes, wenn es den Vollanschluss an Horizon 2020 nicht schafft? «Das ungeschönte Ergebnis», fürchtete der Genfer Astrophysiker Thierry Courvoisier als Präsident der Akademien der Wissenschaften Schweiz nach der Abstimmung vom 9. Februar 2014, «ist eine Isolation der politischen, wirtschaftlichen und akademischen Schweiz innerhalb des Kontinents, in dessen Herzen wir leben.» Was hat es damit auf sich?

Es gibt kaum einen erfolgreicheren Forschungsplatz als die Schweiz – gerade weil sie vielversprechenden Wissenschaftlern aus aller Welt das bestmögliche Umfeld bietet. Das

Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation jubelt denn auch in seinem Bericht «Forschung und Innovation in der Schweiz 2016» über Bestmarken. So steht die Schweiz bei den Publikationen pro 1000 Einwohner mit 3,9 weltweit an der Spitze, Grossbritannien kommt auf 2,3, Deutschland nur auf 1,6. Und wenn es – unabhängig von der Einwohnerzahl – nicht um die Quantität, sondern um die Qualität (also den Impact) der Publikationen geht, schafft es die Schweiz auf den dritten Platz, knapp hinter den USA und den Niederlanden, aber deutlich vor allen Nachbarländern.

Für diese Höchstleistungen sorgen mehrheitlich Wissenschaftler ohne Schweizer Pass. «Im Zeitraum 2009 bis 2013 betrug der Anteil der Publikationen, die auf internationalen Partnerschaften beruhen, in der Schweiz 78 Prozent», freut sich das Staatssekretariat. «Damit lag die Schweiz an der Spitze der Vergleichsländer.» Dasselbe Bild zeigen die Jahresberichte des European Research Council (ERC), der die Milliarden des europäischen Forschungs-

Die besten Universitäten der Welt

1. California Institute of Technology, USA
2. **University of Oxford, GB**
3. Stanford University, USA
4. **University of Cambridge, GB**
5. Massachusetts Institute of Technology, USA
6. Harvard University, USA
7. Princeton University, USA
8. **Imperial College London, GB**
9. **ETH Zürich, CH**
10. University of Chicago, USA
11. Johns Hopkins University, USA
12. Yale University, USA
13. University of California (Berkeley), USA
14. **University College London, GB**
15. Columbia University, USA
16. University of California (Los Angeles), USA
17. University of Pennsylvania, USA
18. Cornell University, USA
19. University of Toronto, CAN
20. Duke University, USA

Die am höchsten rangierenden Hochschulen, die nicht in Nordamerika, Grossbritannien oder der Schweiz liegen, sind das schwedische Karolinska-Institut (Platz 28) sowie die Ludwig-Maximilians-Universität München (Platz 29). Die ETH Lausanne liegt auf Platz 31.

QUELLE: TIMES HIGHER EDUCATION: WORLD UNIVERSITY RANKING 2015/2016

Fünf britische, ein Schweizer Institut in den Top 20.

verbunds verteilt: 2014 floss am meisten Geld nach Paris, am sechstmeisten nach Zürich und am neuntmeisten nach Lausanne – auf den Plätzen zwei, vier und fünf liegen übrigens London, Cambridge und Oxford. Mit einer Erfolgsrate von mehr als einem Viertel (eine bescheidenen Marke!) zeichneten sich nur die Universitäten von Rehovot (Israel), Basel, Lausanne, Zürich und Cambridge aus. Und einzigartig an der Schweiz ist: Hier kamen die Gelder mehrheitlich, nämlich zu rund drei Vierteln, ausländischen Forschern zugute.

Auf seiner Website feiert der ERC insgesamt 178 Erfolgsgeschichten (davon 45 aus Grossbritannien); neun davon kommen aus der Schweiz. Alle diese herausragenden Projekte führten Ausländer, so die Spanierin Anna Fontcuberta i Morral zu Nanodrähten an der ETH Lausanne, der Belgier Luc van Gool zu

Es gibt kaum einen erfolgreicheren Forschungsplatz als die Schweiz – weil sie das beste Umfeld bietet.

3-D-Stadtmodellen und der Amerikaner Bradley Nelson zu Mikrorobotern für Augenoperationen an der ETH Zürich. Einen Schweizer Pass hält nur der aus Sachsen stammende Chemiker Michael Grätzel in Lausanne, der es mit seiner weltweit beachteten Arbeit an Solarzellen gleich zu zwei Vorzeigeprojekten bringt.

Flihen diese Starforscher aus der Schweiz, wenn sie ihre paneuropäische Vernetzung in der Wissenschaft kappen muss? Es gibt Beruhigungspillen gegen die Untergangspanik, die Ruedi Noser oder Thierry Courvoisier schüren: die Fakten. Seit 2004 nimmt die Schweiz dank einem bilateralen Abkommen als gleichberechtigtes assoziiertes Mitglied an der europäischen Forschungszusammenarbeit teil. Das brachte dem Land einiges, auch wenn sich die Prahlerei des Staatssekretariats nicht halten lässt, im 7. Forschungsrahmenprogramm 2007 bis 2013 seien für jeden Franken Beitrag an die EU einhalb Franken zurückgeflossen. Immerhin zählt die Schweiz dank einer der höchsten Erfolgsraten zu den wenigen Ländern, die etwas mehr Geld für Forschungsprojekte zurückbekommen, als sie in die Brüsseler Wissenschaftsbürokratie einzahlen. Aber Tatsache ist: Vor 2004 stand die Schweiz gleich glänzend da.

Die «Bibliometrische Untersuchung zur Forschung in der Schweiz 1981–2011» zeigt: Beim Impact ihrer Publikationen lagen vor 35 Jahren die in der Schweiz arbeitenden Wissenschaftler (schon damals zum grossen Teil Ausländer) bei 100 Punkten, nur hinter den Amerikanern und den Briten zurück, und bis 2004 steigerten sie sich auf 117 Punkte, fast an die Spitze – doch seither gab es keine Verbesserung mehr. Und der Anteil der internationalen Partnerschaften schnellte zwar 1981 bis 2000 von 52 auf 77 Prozent hoch, aber er nimmt seither wieder ab.



«Du musst nur die Laufrichtung ändern», sagte die Katze.

Die Starforscher brauchen die Gelder aus Brüssel nicht, wie das Beispiel von Michael Grätzel beweist: Er lehrt seit 1981 in Lausanne, wirkte aber auch schon in Singapur, in Berkeley oder als Albert-Einstein-Professor der Chinesischen Akademie der Wissenschaften; er zählt zu den drei am häufigsten zitierten Chemikern der Welt, und er gilt seit Jahren als Anwärter auf den Nobelpreis. Diese höchste Auszeichnung gewannen übrigens 22 Schweizer Wissenschaftler, darunter mehrere Migranten von Albert Einstein über den Quantenphysiker Wolfgang Pauli (Österreich) und den Vitamin-C-Entwickler Tadeus Reichstein (Polen) bis hin zum Antibiotika-Forscher Vladimir Prelog (Kroatien) – den letzten Nobelpreis für einen Schweizer bekam 2002 der ETH-Biophysiker Kurt Wüthrich. Als die Schweiz 1994 erstmals einen Beitrag an ein europäisches Forschungsprogramm zahlte, wehrten sich alle fünf lebenden Schweizer Nobelpreisträger in einem offenen Brief an den Bundesrat dagegen: «Wir erachten den Gewinn für die Forschung, Entwicklung und industrielle Produktion der Schweiz für gering.»

Globale Kontakte

Heute sei alles anders, beteuern die Hüter der Schweizer Wissenschaft: Es komme nicht auf das Geld an (der Bund könnte es, viel effizienter, direkt zahlen), sondern auf den Wettbewerb um die Projektbeiträge – ein Ausschluss aus Horizon 2020 würde sich für Spitzenforscher anfühlen, wie wenn Top-Fussballer nicht in der Champions League mitspielen dürften. Dagegen spricht: Einerseits pflegen die führenden Schweizer Forscher, wie die Zahlen des Staatssekretariats zeigen, seit je globale Kontakte. Andererseits schadet sich die EU selber, wenn sie die Schweizer (genau: mehrheitlich EU-Bürger, die in der Schweiz forschen) und künftig auch die Briten ausschliesst: Im jüngsten Ranking von *Times Higher Education* finden sich unter den acht bestplatzierten europäischen Hochschulen sieben britische sowie dazwischen die ETH Zürich, und die ETH Lausanne steht in Europa auf dem elften Platz.

In der Debatte des Ständerats deutete denn auch der Appenzeller Ivo Bischofberger (CVP) an, dass der Bundesrat Alternativen ausarbeitet, damit Schweizer auch ohne Vollasoziiierung bei Horizon 2020 mitmachen könnten. Und der Gymnasiallehrer rezitierte für die Standesherren, die wie Ruedi Noser eine Sackgasse fürchten, die «Kleine Fabel» von Franz Kafka: ««Ach», sagte die Maus, «die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, dass ich Angst hatte; ich lief weiter und war glücklich, dass ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, dass ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.» – «Du musst nur die Laufrichtung ändern», sagte die Katze und frass sie.» ○

Zitate der Woche

«Der britische Entscheid führt zu vielen Fragezeichen.»

Johann Schneider-Ammann, Bundespräsident

«Es gibt nichts drumherum zu reden: Der heutige Tag ist ein Einschnitt für Europa.»

Angela Merkel, deutsche Bundeskanzlerin

«Ich denke, das ist eine grossartige Sache. Ich denke, das ist eine fantastische Sache.»

Donald Trump, US-Präsidentschaftskandidat

«Ein Dominoeffekt auf andere Länder ist nicht auszuschliessen.»

Sebastian Kurz, österreichischer Aussenminister

«Nur Bulgarien, Rumänien und Griechenland werden in der EU übrigbleiben, sollte der Dominoeffekt eintreten.»

Bojko Borissow, bulgarischer Premierminister

«Die Kettenreaktion wird es nicht geben.»

Martin Schulz, EU-Parlaments-Präsident

«Die verdammten Rentner aus Chelsea haben sich selbst rausgewählt, und es war David Cameron, der sich selbst, Grossbritannien und Europa das eingebracht hat.»

Christoph Waltz, österreichischer Schauspieler



Mehr Magie: Autorin Rowling.

«Nie habe ich mir Magie mehr gewünscht.»

Joanne K. Rowling, «Harry Potter»-Autorin und Brexit-Gegnerin

«Ich werde [...] den Antrag stellen, dass im EU-Parlament ausschliesslich Deutsch gesprochen wird.»

Martin Sonneborn, Satiriker und deutscher Europa-Abgeordneter

«Die Eliten sind gar nicht das Problem, die Bevölkerungen sind im Moment das Problem.»

Joachim Gauck, deutscher Bundespräsident

Notfälle

«Setzen Sie Fingerspitzengefühl ein»

Von Rico Bandle — Der Bund hat für verunsicherte Schweizer ein Brexit-Sorgentelefon eingerichtet. Wir haben angerufen.

Acht zusätzliche Mitarbeiter hat das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) nach der Brexit-Abstimmung für seine Telefon-Helpline bereitgestellt. Wie wird da dem besorgten Schweizer geholfen? Ich wähle die 0800er-Gratisnummer des EDA und gebe mich als verunsicherten London-Reisenden aus. Eine freundliche Dame mit Westschweizer Akzent nimmt ab, der Stimme nach dürfte sie kaum dreissig Jahre alt sein. Sie bleibt das ganze Gespräch über verständnisvoll und geduldig, selbst dann noch, als die Fragen zunehmend absurder werden.

Bin ich hier richtig bei der Brexit-Helpline?

Äh, ja.

Ich habe eine Reise nach London gebucht. Nun mache ich mir Sorgen. Muss ich speziell aufpassen?

Im Moment glaube ich nicht. Die Briten haben mit dem Brexit entschieden, die EU zu verlassen. In den nächsten Wochen oder Jahren wird sich nicht so viel ändern. Grossbritannien muss zuerst offiziell den Austritt bei der EU erklären, das kann noch lange dauern. Eine Identitätskarte oder einen Pass mitzunehmen, wäre gut. Wann reisen Sie nach London?

Nächste Woche.

Unsere Reisehinweise bleiben im Moment gültig. Klar, könnte es Unruhen oder Demonstrationen geben. Wenn Sie reisen, sollten Sie immer vorsichtig sein und im Hotel fragen, wie die Lage ist.

Raten Sie mir, speziell aufzupassen für den Fall, dass ich mich vor Ort für oder gegen die EU ausspreche?

Ich glaube nicht, dass dies ein Problem sein könnte. Aber das müssen Sie spüren, wenn Sie vor Ort sind. Grossbritannien ist kein diktatorisches Land, in dem man seine Meinung nicht sagen kann. Sie sollten einfach Ihr Fingerspitzengefühl einsetzen. Es ist schwierig, hierzu etwas zu sagen, das Resultat war sehr knapp. Gehen Sie geschäftlich oder als Tourist nach London?

Ich möchte mir nur die Stadt ansehen.

Aha. Wenn man Geschäftsleute trifft, sollte man vielleicht etwas zurückhaltender sein. Sie aber müssen selber wissen, ob Sie Ihre Meinung kundtun möchten. Für uns als Schweizer gibt es keinen speziellen Verhaltenshinweis diesbezüglich. Klar, wenn eine Demo ist, empfiehlt man immer, nicht dar-

an teilzunehmen, ein bisschen nebdran zu stehen. Am Schluss ist das Ihre Entscheidung. **Beunruhigend ist die Warnung von Premierminister Cameron vor der Abstimmung, bei einem Ja zum Brexit könnte der dritte Weltkrieg ausbrechen.**

Ja, klar. Aber Sie haben bestimmt gesehen, dass es zurzeit überall Attentate gibt – in allen Ländern ist es nicht mehr sicher. Auch ein Attentat wie jenes in Paris könnte den dritten Weltkrieg auslösen. Wenn Sie wirklich auf die Medien hören möchten, so ist das Ihre Sache,

«Gleich vom dritten Weltkrieg zu sprechen, ist wohl etwas übertrieben.»

wir kommentieren Medienberichte nicht. Klar, so eine Abstimmung kann schon etwas auslösen, aber gleich vom dritten Weltkrieg zu sprechen, ist wohl etwas übertrieben.

Es heisst auch, die EU könnte nun auseinanderbrechen. Das kann für uns Schweizer auch gefährlich werden, oder?

Das ist klar. Reisen Sie viel?

Nicht besonders.

Okay. Reisen ist immer etwas Subjektives. Man kann nie genau sagen, was passieren wird: Sie können einen Unfall haben, Sie können Opfer eines Attentats werden, es kann Krieg ausbrechen. Ein Risiko gibt es immer.

Wenn Krieg ausbrechen kann – empfehlen Sie mir nun auch, zu Hause Essensvorräte anzulegen?

Was für Vorräte?

Essensvorräte für den Fall, dass es gefährlich wird.

Hoppla. Im Moment dünkt mich dies übertrieben. Es liegt aber nicht an uns, solche Empfehlungen abzugeben. Sollte es tatsächlich zu einem Krieg kommen, so muss die Schweizer Armee der Bevölkerung Instruktionen geben. Schlussendlich muss ich Ihnen sagen: Sie müssen selber entscheiden, ob Sie nach London reisen wollen oder nicht. Wenn Sie wirklich Angst haben, ist es vielleicht besser, hier in der Schweiz zu bleiben.

Sie haben also auch Bedenken?

Ob Sie reisen oder nicht, ist Ihre Entscheidung. Ich habe das Gefühl, dass Sie verunsichert sind, das kann ich verstehen. Wir jedenfalls haben nicht viel gehört von Unruhen oder Ausschreitungen in Grossbritannien, es herrscht kein Krieg.

RANGE ROVER EVOQUE CONVERTIBLE

FAHRSPASS NACH OBEN OFFEN.



ABOVE & BEYOND



LEASING-SPARPOTENZIAL VON CHF 2'238.- BIS CHF 3'600.-*

Sparen Sie sich die ersten drei Leasingraten von gesamthaft CHF 2'238.- bis CHF 3'600.-*, wenn Sie sich jetzt für das Top-Leasingangebot auf dem neuen Range Rover Evoque Convertible entscheiden. So viel Fahrspass gabs noch nie so günstig.

Jetzt Probe fahren.

landrover.ch



*Die Aktion gilt für Leasingbestellungen vom 04.04. bis 31.08.2016 (Immatrikulation bis 30.11.2016 in der Schweiz) für alle Range Rover Evoque Convertible Modelle der Marke Land Rover bei Finanzierung über die MultiLease AG. Solange Vorrat. Leasingbeispiele: Range Rover Evoque Convertible 2.0 TD4 SE DYNAMIC/Si4 HSE DYNAMIC, 150/240 PS, Normverbrauch gesamt: 5.7 l/8.6 l/100 km, 149/201 g CO₂/km (Durchschnitt aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge: 139 g/km), Benzinäquivalent TD4: 6.4 l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: B/F, empfohlener Barverkaufspreis CHF 55'005.-/68'600.-, Anzahlung 10/0% CHF 5'501.-/0.-, Leasingrate CHF 746.-/1'200.-/Mt. (ab dem 4. Monat), effektiver Jahreszinssatz: 4.49% (Laufzeit: 48 Mte./15'000 km/Jahr), exkl. obligatorischer Vollkaskoversicherung. Eine Anzahlung ist nicht obligatorisch (mit entsprechender Anpassung der Leasingraten). Die Kreditvergabe ist unzulässig, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Änderungen jederzeit vorbehalten. Abgebildetes Modell: Range Rover Evoque Convertible 2.0 TD4 HSE DYNAMIC, 180 PS, Normverbrauch gesamt: 5.7 l/100 km, 149 g CO₂/km (Durchschnitt aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge: 139 g/km), Benzinäquivalent: 5.9 l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: B, inklusive Sonderausstattungen (Premium Metallic-Lackierung, Black Design Paket) CHF 69'920.-, Anzahlung 10% CHF 6'992.-, Leasingrate CHF 948.10 Mt. (ab dem 4. Monat), effektiver Jahreszinssatz: 4.49% (Laufzeit: 48 Mte./15'000 km/Jahr), exkl. obligatorischer Vollkaskoversicherung. Die Leasingbedingungen sind grundsätzlich frei wählbar mit jeweils angepassten Rabattkonditionen. Free Service: 4 Jahre oder 100'000 km. Es gilt das zuerst Erreichte.

Mehr Spielraum

Von Beat Gygi und Wieslaw Smetek (Illustration) — Nach der Brexit-Entscheidung kann sich der Finanzplatz London aus der EU-Regulierung befreien. Die Schweiz hat ebenfalls Chancen, sich aus dem Schwitzkasten zu lösen.

«Im Moment ist es zu früh, über Anpassungen der Geschäfte oder mögliche Verlagerungen zwischen Zürich und London oder London und Frankfurt zu sprechen. Es ist noch völlig unklar, was sich für den Finanzplatz London und den Finanzplatz Zürich mit dem Brexit ändert.» So lautet die Auskunft bei Schweizer Grossbanken auf die Frage, wie ihre Reaktionen auf den Austritt Grossbritanniens aus der EU aussehen. An der falschen Adresse ist man mit solchen Fragen bei einer UBS oder einer Credit Suisse aber nicht. Die Grossbanken haben seit der Brexit-Entscheidung an der Börse einen Fünftel bis einen Viertel ihres Wertes verloren. Noch nie waren die Credit-Suisse-Aktien so billig wie derzeit; ihr Marktwert beträgt nur noch gut das Doppelte der jährlichen Lohnsumme.

Nach aussen gibt man sich gelassen und betont, es gebe ja für den Austritt der Engländer eine Frist von zwei Jahren, es werde also ziemlich lange dauern, bis sich für eine Schweizer Bank mehr Klarheit über die notwendigen Massnahmen ergebe. Vorläufig sei der Gang der Dinge abzuwarten. Die CS hält dazu fest: «Wir gehen davon aus, dass diese Marktvolatilität länger anhalten wird, da sich das makroökonomische und das politische Umfeld an die neue Realität anpassen müssen.»

Nein, jetzt sollte man sofort handeln, ertönt die Meinung von anderer Seite. Martin Janssen, Unternehmer und emeritierter Ökonomieprofessor des Bankeninstituts der Universität Zürich, ist der Ansicht, dass der in Europa dominierende Finanzplatz London ein noch stärkerer Konkurrent des Standortes Schweiz werden dürfte, wenn Grossbritannien aus der einengenden EU-Regulierung entlassen wird und die Briten ihren Banken und Finanzfirmen mehr

Spielraum geben können. Die Schweizer Regierung sollte deshalb sofort, unter Wahrung ihrer Interessen, Möglichkeiten prüfen, wie ein Zusammenspannen mit Grossbritannien aussehen könnte. Janssen denkt nicht an grossangelegte Konstrukte, die zu einer Art «Gegen-EU» werden könnten, sondern an Kooperationen von Fall zu Fall, je nach Gelegenheiten.

Übung Fidleg abbrechen

Einen ersten wichtigen Schritt könne die Schweiz allerdings ohne das Vereinigte Königreich tun: nämlich die laufende Produktion von Gesetzen zur Regulierung der Finanzbranche stoppen. Die jüngeren Gesetzesprojekte der Finanzregulierung orientieren sich stark an EU-Vorbildern und sind darauf ausgerichtet, der Schweizer Finanzbranche irgendwann den Zugang zum europäischen Binnenmarkt zu ebnet. Das Stichwort heisst Äquivalenz, die Schweizer Politiker versuchen, Gesetze so zu gestalten, dass die EU diese hoffentlich einmal als äquivalent zu ihren Regeln einstufen und so den Schweizer Banken den Zugang zum EU-Markt, zur Festung Europa erlauben möge. Garantiert oder zugesagt ist allerdings nichts. Es bleibt dabei, dass die hiesige Gesetzesproduktion von der Hoffnung angetrieben wird, man werde irgendwann den Schlüssel für den EU-Zutritt erhalten.

Nun ist London plötzlich nicht mehr Teil der Festung Europa. Klar, es ist noch offen, ob der grösste Finanzplatz in Verhandlungen doch erreichen kann, dass er den Zugang zur EU behält. Selbst wenn die EU ablehnend bleibt, steht es britischen Banken, wie den schweizerischen auch, frei, in der EU Niederlassungen anzusetzen, um am Binnenmarkt teilzunehmen. Unklarheiten gibt es auch in der Handelspolitik, noch ist offen, ob die EU wieder Zölle zwischen den beiden Räumen einführen wird. Aber alles in allem liegt der Schluss nahe: London wird mehr Spielraum erhalten.

Janssen ist deshalb der Meinung, dass es nun erst recht dringlich ist, in der Schweiz, auf dem zweitgrössten Finanzplatz Europas, die Finanzgesetzgebung nicht zu sehr auf die EU zu fixieren, sondern den zweigeteilten Weg einzuschlagen, den ein

Teil der Finanzbranche seit längerem fordert. Die Vereinigung Alliance Finance, die vor allem die Interessen der kleineren Vermögensverwalter und Finanzunternehmen vertritt, wehrt sich seit je gegen einheitliche Gesetze für alle Unternehmen der Finanzbranche; Grossbanken und Finanz-KMU liessen sich nicht über den gleichen Leisten schlagen. Die Schaffung eines einheitlichen Spielfeldes – manche nennen es Einheitskorsett – bevorzuge die Grossen und erstickte die Kleinen.

Umstritten sind nun vor allem das Finanzdienstleistungs- und das Finanzinstitutsgesetz (Fidleg und Finig), die den Umgang mit Kunden und Produkten und das Verhalten der Anbieter selber detailliert und weit ausgreifend mit umfangreichen Dokumentierungs- und Verhaltensvorschriften für alle identisch regeln sollen. Diese Regeln, über die in der ständerätlichen Kommission für Wirtschaft und Abgaben noch diskutiert wird, sind mehr oder weniger vom ähnlich gelagerten Regulierungspaket Mifid II der EU abgeschrieben worden.

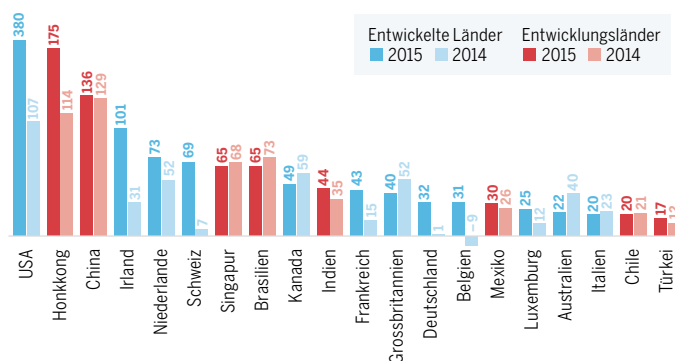
Vor dem Hintergrund des Brexit bekräftigt Janssen den Vorschlag von Alliance Finance, der lautet: Abbruch der Übung Fidleg und stattdessen freie Wahl für Finanzintermediäre und Kunden, ob sie sich nach EU-Normen regulieren lassen wollen – dann würden sie der Mifid-Regulierung gehorchen – oder ob sie bei den Schweizer Regeln bleiben wollen. Die Schweizerische Bankiervereinigung, die die international orientierten Banken vertritt, sieht es anders: Sie bleibt bei ihrer Haltung, dass Fidleg/Finig nun möglichst rasch zu verabschieden und umzusetzen seien. Ihr Vertreter Thomas Sutter widerspricht der Auffassung, dass es dem Verband primär um den Zugang zur EU gehe: Nein, der Branche gehe es vor allem um eine Verbesserung des Anlegerschutzes und der Information der Kunden.

«Jetzt muss man auf England zugehen»

Die Handlungsmöglichkeiten der Schweiz gehen aber, wie auch die Grafik mit den Direktinvestitionen zeigt, weit über den Finanzsektor hinaus. «Nun auf jeden Fall keine neuen Abkommen abschliessen, welche die Schweiz enger an die EU binden, jetzt muss man auf England zugehen. Nur warten und zuschauen wäre falsch.» So beurteilt auch der Basler Ökonomieprofessor Rolf Weder die gegenwärtigen Aussichten. Mit der Abstimmung in Grossbritannien habe erstmals das Volk eines grossen EU-Landes klargemacht, dass es not-

Die grössten Kapitalmagnete

Zufluss an Direktinvestitionen in den grössten 20 Empfängerländern 2014 und 2015, in Milliarden Dollar



QUELLE: UNCTAD

Weitreichende Handlungsmöglichkeiten.



Die altbewährte Idee von Freihandelsabkommen.

falls wirtschaftliche Nachteile in Kauf nehmen würde, wenn es dafür die Zuwanderung und die Regulierung wieder stärker in die eigene Hand nehmen könnte.

Weder kritisiert seit längerem, dass das Riesegebilde EU mit Binnenmarktordnung und Währungsunion in Europa andere Arten der Zusammenarbeit zwischen Ländern und Regionen praktisch an den Rand drücke. Er schlug vor einiger Zeit vor, als Alternative zu der auf Harmonisierung fixierten EU-Integration den Freihandel wieder zu stärken, Freihandel sei viel mehr auf gegenseitige Anerkennung nationaler Normen und Regeln und auf freien Marktzugang ausgerichtet – er nannte dies «Efta 2.0». «Ich habe damals nicht an einen Brexit gedacht, aber jetzt ist plötzlich die Chance da für eine starke Alternative zur bisherigen Fixierung auf die EU», meint er. Grossbritannien wie auch die Schweiz seien beides offene Länder, die sich gegen Abschottung und Harmonisierung wehrten. Nach Weders Einschätzung könnte dies der Welthandelsorganisation WTO neuen Sauerstoff zuführen. Die altbewährte Idee von Freihandelsabkommen, die für alle gelten und nicht nur für kleine Gruppen, könnte wiederbelebt werden, was vor allem im Handel mit Dienstleistungen wichtig wäre.

Und wie steht es um den dieser Tage ebenfalls aufgekommenen Vorschlag, das alte und halbleere Gefäss EWR wiederherzurichten, um Grossbritannien und eventuell auch der Schweiz eine Art neue vertragliche Heimat zu geben? «Das wäre für beide Länder nicht ideal», sagt Reiner Eichenberger, Ökonomeprofessor an der Universität Freiburg. Erstens sehe der EWR Automatismen in der Rechtsübernahme und der Rechtsentwicklung vor, so dass die Mitglieder ihre Gestaltungsfreiheit aus der Hand gäben. Und vor allem sei die Kontrolle der Zuwanderung – für Grossbritannien wie für die Schweiz ein zentrales Anliegen – im EWR nicht möglich, da dieser die Personenfreizügigkeit fest eingebaut habe.

Im Vereinigten Königreich zeigten sich die Probleme mit der Zuwanderung vor allem auf den Arbeitsmärkten, indem die Ausländer das Lohnniveau drückten und Einheimische aus den Jobs drängten. In der Schweiz werde dies durch die sogenannten flankierenden Massnahmen grossenteils verhindert, dafür mache sich die Zuwanderung in der Überfüllung des Raumes und der Infrastruktur bemerkbar. Und oft werde einfach ausgeblendet, wie teuer und einengend die flankierenden Massnahmen für die Wirtschaft eigentlich seien. Wenn es gelinge, zwischen Britannien und der

Schweiz eine relativ enge Wirtschaftskooperation ohne politische Bindung, also auch ohne volle Personenfreizügigkeit, einzurichten, könnte das Eichenbergers Ansicht nach ein Muster für zahlreiche weitere Länder sein, unter anderem im Umgang mit der Türkei. Der Konstruktionsfehler der EU, Länder mit völlig unterschiedlich stabilen gesellschaftlichen Institutionen durch Personenfreizügigkeit zu verbinden, würde durch Verträge, die eine Kontrolle der Zuwanderung vorsehen, auf liberale Weise korrigiert.

Oder mit Eintrittspreis

Eichenberger erinnert allerdings daran, dass die EU wohl kaum über Kontingente diskutieren oder verhandeln werde, und schlägt deshalb das Instrument vor, für das er schon seit längerem wirbt: Eintrittspreise für Zuwanderer. Er verweist darauf, dass die EU selber ja kürzlich Lösungen in diese Richtung skizziert habe. Um Grossbritannien günstig zu stimmen, hatte Brüssel der britischen Regierung vergangenes Jahr versprochen, sie dürfe beim Sozialgeld für Zuwanderer Abstriche machen. Mit dem Brexit ist dies nun hinfällig geworden, aber im Grunde, so Eichenberger, wäre das nichts anderes gewesen als die Erhebung eines Eintrittspreises. ○

«Das grosse Puzzle der europäischen Integration»

Von Wolfgang Koydl — Schockiert, aber optimistisch: So zeigt sich der renommierte britische Historiker und EU-Befürworter Timothy Garton Ash nach der Brexit-Abstimmung. Referenden sollten eine Spezialität der Schweiz bleiben, findet er.

«Sine ira et studio», so riet der römische Historiograf Tacitus seinen gelehrten Nachfolgern, sollten sie die Wissenschaft der Geschichtsschreibung vorantreiben. Als Professor für Neuere Geschichte an der Universität Oxford hält sich der Historiker Timothy Garton Ash an diesen Ratschlag, aber als Kolumnist, als Engländer und als politischer Mensch wurde er von Zorn und Eifer ergriffen, als er das Ergebnis der britischen Volksabstimmung über den weiteren Verbleib des Vereinigten Königreiches in der Europäischen Union erfuhr. Beim Telefoninterview ist ihm noch der Schock anzumerken, den das Votum für einen Brexit bei ihm ausgelöst hat. Von der schlimmsten politischen Niederlage seines Lebens sprach er, und das ist durchaus auch praktisch zu verstehen. Denn Garton Ash verliess während der Kampagne den akademischen Elfenbeinturm und warb auf Strassen und in Fussgängerzonen auf Seiten des «Remain»-Lagers für einen Verbleib Britanniens in der EU. Trotz der Niederlage rät er zu Optimismus. Zuversichtlich habe ihn vor allem das grosse Engagement der britischen Jugend gestimmt.

Mr Garton Ash, hatten Sie dieses Ergebnis erwartet, oder waren Sie total überrascht?

Vom Verstand her war ich nicht überrascht, vom Herzen her allerdings schon. Intellektuell war absehbar, wie es kommen würde. Die «Leave»-Kampagne war mächtig und überzeugend. Vor allem ihr Slogan «Take back control» war sehr überzeugend für alle jene, die sich durch die Globalisierung im Stich gelassen fühlen. Aber nach dem ersten Schock beim Aufwachen am Freitagmorgen spürte ich, dass ich tief im Herzen nicht auf dieses Ergebnis vorbereitet war. Ich glaube, auch die meisten meiner Freunde stehen noch immer unter Schock, denn die Konsequenzen für uns, die wir Europäer sind, englische Europäer, sind schlicht enorm.

Experten waren sicher, dass «Remain» gewinnen würde. Den ersten Hinweis, dass sich da etwas ganz anderes anbahnte, gab es, als die Industriestadt Sunderland in Nordengland ihre Ergebnis als einer der ersten Wahlkreise bekanntgab: völlig unerwartet und überwältigend deutlich für den Brexit. Kann es sein, dass die in London sitzenden Experten ganz einfach

nicht genug Zeit in Orten wie Sunderland verbracht haben?

Das ist absolut richtig. Wir befinden uns jetzt in einem total gespaltenen Land. Nicht nur, weil das Ergebnis ungefähr fifty-fifty ausging. Sondern vor allem wegen der anderen Teilungen: London und Schottland votierten fürs Drinbleiben, England und der Grossteil von Wales für den Austritt. Die Reichen waren für die EU, die Armen dagegen. Die Jungen überwältigend für *in* – 75 Prozent der unter 25-Jährigen –, die Alten überwältigend für *out*.

Wie wird das Land mit dieser extrem gespaltenen Gesellschaft klarkommen?

Man sollte darauf hinweisen, dass nicht nur wir so gespalten sind. Sie sehen dasselbe Phänomen in Amerika, in Polen oder – auch ein sehr gutes aktuelles Beispiel – in Österreich. Es sind die Konsequenzen der Globa-

«Die Deutschen haben dasselbe Gefühl, dass der Staat die Dinge nicht mehr im Griff hat.»

lisierung – und die Europäisierung ist eine besonders intensive Form der Globalisierung –, die diese tiefen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Spaltungen hervorrufen. Aber im britischen Fall stechen die konstitutionellen Implikationen hervor. Ich würde viel Geld darauf setzen, dass Schottland jetzt für einen Austritt aus dem Vereinigten Königreich stimmt. Wissen Sie, ich glaube, das mache ich jetzt in der Tat gleich.

Und was wären die Konsequenzen?

Mit diesem Schritt würde eine 300-jährige britische Union zerstört. Nordirland ist wegen seines speziellen Arrangements mit der Republik Irland ohnehin in einer besonderen Situation. Das alles bedeutete nichts anderes, als dass das Rad der Geschichte zurückgedreht würde. Dieses Rad, das seit dem frühen Mittelalter, also seit beinahe tausend Jahren, immer vorangetrieben worden ist – Wales kam zu England, dann kamen Schottland und Irland –, dieses Rad dreht sich nun rückwärts: Schottland geht, dann Irland, dann Wales, eines Tages bleibt vielleicht nur England übrig.

Oder die alten angelsächsischen Königreiche wie Wessex, Mercia und Northumbria...

(Lacht) Ich hoffe, dass es nicht ganz so weit zurückdrehen wird. Aber ein Punkt wird im Ausland nicht genügend berücksichtigt: Wie plötzlich auf dramatische Weise die britische Frage – zur Situation Grossbritanniens – gestellt wird.

Was hat beim Referendum den Ausschlag gegeben? Hochfliegende Ideen von Souveränität und Freiheit? Oder profane Themen wie Migration?

Ganz ohne Frage war die Einwanderung das Schlüsselthema. Ich habe selber auf der Strasse Wahlkampf gemacht und habe mit Leuten gesprochen, die weder Rassisten noch Fremdenfeinde sind. Aber sie haben geklagt: über den Druck auf den Wohnungsmarkt, das Gesundheitssystem, die Sozialleistungen, die Schulen. Wir haben einen grossen Zustrom an Menschen erlebt, und der hat die Leute wirklich mit Sorge erfüllt.

War das der einzige Grund für das Ja zum Brexit?

Es gab noch etwas anderes. Die Slogans «Take our country back» und «Let's take back control» – das waren machtvolle Statements, gesellschaftlich ebenso wie wirtschaftlich. Sie waren eine Reaktion auf das Tempo der Veränderungen und auf das Gefühl, dass diese Veränderungen vielleicht ganz toll sind für die Kosmopoliten da unten in London. Aber dass sie alles andere als toll für uns hier oben in den kleinen Städten im Norden sind.

Glauben Sie, dass Deutschland im Allgemeinen und Angela Merkel im Besonderen eine Mitschuld an dem Aufstand gegen die Migration trägt – dank ihrer Willkommenspolitik, die die Grenzen nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas geöffnet hat?

Nur am Rande. Ja, es stimmt schon, dass Ukip-Führer Nigel Farage vor diesem berühmten Plakat posierte, das eine gewaltige Schlange von Flüchtlingen aus dem Nahen Osten zeigte. Doch von diesen Leuten kommt niemand nach Britannien – weil wir keine Flüchtlinge von dort aufnehmen. Aber es hat schon zu dieser bestimmten Atmosphäre beigetragen, dass man sich überwältigt, ja überrannt fühlte. Diese Atmosphäre herrscht übrigens nicht nur bei uns. Heute könnte auch die AfD in Deutschland den Slogan «Take back control» übernehmen. Denn die Deutschen haben dasselbe Gefühl, dass dem Staat die Kontrolle entgleitet, dass er die Dinge nicht mehr im Griff hat.



«Wir werden eine ziemlich raue Zeit durchleben»: Timothy Garton Ash.

Wie wird Deutschland die neue Lage bewältigen? Wie daraus hervorgehen? Stärker? Schwächer? Als potenzieller Retter oder noch mehr als böser Bube?

Das wird jetzt ein bisschen arg dialektisch klingen, aber ich meine: sowohl als auch. Stärker allein schon aufgrund der Tatsache, dass durch den Wegfall eines derart

grossen Mitglieds wie des Vereinigten Königreichs Deutschlands relatives Gewicht ganz einfach grösser wird. Schwächer, weil man die mögliche Kettenreaktion, die der Brexit auf das gesamte europäische Projekt haben kann, sehr ernst nehmen muss. Marine Le Pen in Frankreich, Geert Wilders in den Niederlanden,

der Chef der Lega Nord in Italien – sie alle haben bereits verkündet, dass jetzt ihre Länder an der Reihe seien. Deshalb wird sich die Krise der EU hinsichtlich Effizienz und Legitimität noch mindestens für einige weitere Jahre verschärfen. Und vergessen Sie die jüngsten Umfragen nicht: Zwischen einem Drittel und der Hälfte der EU-Bürger sagen, dass sie sehr unglücklich darüber sind, wie die Dinge in der EU laufen, und dass auch sie ein Referendum wollen. Ja, sie sagen sogar, dass es ihren Ländern ausserhalb der EU bessergehen würde. Es ist also nicht nur ein britisches Phänomen.

Sicher hat Marine Le Pen nach dem Brexit-Ergebnis eine Flasche Champagner geköpft. Aber ich glaube, dass sich auch andere Franzosen klammheimlich gefreut haben. Paris wollte Britannien ja nie wirklich in der EU haben, oder? Jetzt kann Frankreich die Union endlich nach seinen Vorstellungen gestalten, ohne dass die lästigen Briten immer dazwischenreden.

Keine nationale Rivalität ist so alt und so andauernd wie jene zwischen Frankreich und England. Englands historischer Feind war immer Frankreich und vice versa, nicht Deutschland. Aber es ist eine komplexe Hassliebe. In Grossbritannien spricht man von «unserem süssen Feind Frankreich». Ich glaube, dass man dieselbe Ambivalenz in Frankreich vorfindet. Einerseits stimmt es schon: Die Franzosen werden bei den bevorstehenden Verhandlungen unglaublich hart sein. Sie wollen die Briten bestrafen – *pour encourager les autres*. Und wir werden eine ziemlich raue Zeit durchleben. Auf der anderen Seite aber haben beide Länder viel gemeinsam. Wir sind beide stolze, historische Grossmächte. Wir verfolgen unsere Interessen auf globaler Ebene. Wir sind die beiden einzigen europäischen Mächte, die bereit sind, zu diesem Zweck militärische Macht einzusetzen. Deshalb glaube ich, dass die französische Reaktion auf den Brexit zutiefst ambivalent sein wird.

Nun heisst es überall, dass sich die EU reformieren muss. Glauben Sie, dass diese Botschaft bei der EU angekommen ist, dass sie dort verstanden wurde?

Nicht, wenn man sich die ersten Reaktionen ansieht. Martin Schulz, der Präsident des Europaparlaments, erklärte im britischen Rundfunk, dass es sich nicht um eine Krise für die EU handle. Gut, ich verstehe, dass man die Leute beruhigen will. Aber wenn das keine Krise für die EU ist, was ist dann eine? Man muss wohl unterscheiden. Leute wie Schulz und Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker werden dazu neigen zu sagen: «Uns wird es nun in einem kleineren, konzentrierteren Europa bessergehen.» Aber Leute wie EU-Ratspräsident Donald

Tusk und Angela Merkel haben die Botschaft sehr gut verstanden.

Kann sich die EU reformieren, solange Figuren wie Schulz und Juncker ihre Gesichter sind?

Ganz ehrlich: Die EU muss sich reformieren, oder sie stirbt. Ich formuliere es bewusst so dramatisch. Ich glaube nicht, dass der Tod sofort eintritt oder nächstes Jahr. Es wäre eher eine lange Agonie. Aber das Missvergnügen über die Art, wie die EU läuft, ganz zu schweigen von der Euro-Zone, hat in vielen, vielen Mitgliedsstaaten einen enorm hohen Grad erreicht. Ich unterstütze die Aussage jenes Beraters von US-Präsident Barack Obama, der gesagt hat: «Diese Krise ist zu gut, um vergeudet zu werden.» Wir Europäer, und ich schliesse mich trotz des Brexit nach wie vor in dieses «wir» ein, wir Europäer sollten die sich bietende Gelegenheit ergreifen, um die notwendigen Reformen anzupacken. Welche Reformen? Um nur ein ganz kleines Beispiel zu geben: Wie glaubwürdig ist es, wenn in Zeiten allgemeiner Austerität das Europäische Parlament noch immer für viel Geld zwischen Brüssel und Strassburg hin- und herpendelt? Können wir uns in diesen Zeiten wirklich so eine Narettei eines Ancien Régime leisten?

Für die EU scheint es nun eine Alternative zu geben: entweder die Reihen zu schliessen und mit einer Kerngemeinschaft die föderalistischen Ideale zu verwirklichen oder die Idee der immer engeren Union aufzugeben zugunsten einer losen Staatengemeinschaft und Freihandelszone. Eine Art von Union, der sich auch die Schweiz und vielleicht eines Tages wieder England anschliessen könnten.

Ich glaube nicht, dass sich die Alternative so darstellt – wegen der Euro-Zone. Entweder überlebt die Euro-Zone, oder sie stirbt. Wenn sie aber überleben will, muss es weitere Schritte in Richtung einer Banken-Integration und einer Fiskalunion geben. Da sind sich alle einig. Selbst in Deutschland sieht man das mittlerweile so, wenn auch widerwillig. Die Frage ist, wie man das in Einklang bringt mit einer öffentlichen Meinung – auch und vor allem in Deutschland –, die lieber einen anderen Weg einschlagen würde – in Richtung einer loseren Union und einer Wiederherstellung nationaler Kontrolle. Das ist das grosse Puzzle der europäischen Integration. Der zweite Punkt ist die Aussen- und Sicherheitspolitik. Wenn uns die Flüchtlingskrise eines hätte lehren sollen, dann dies: dass die EU eine starke gemeinsame Aussen- und Sicherheitspolitik braucht. Wie man das ohne Grossbritannien erreichen will, einen der entscheidenden diplomatischen und militärischen Spieler, ist schwer zu sehen.

Ist dies das Ende der EU oder nur das Ende einer EU, wie wir sie bisher kannten?

Antonio Gramsci wird das Motto zugeschrieben, das eigentlich von Romain Rolland stammt: «Pessimismus des Intellekts, Optimismus des Willens.» Das ist genau meine Position im Moment. Intellektuell erscheint es recht klar, dass die Kräfte der Desintegration stärker sind. Mit meinem Willen aber ist mir klar, dass wir durchhalten und alles tun müssen, um die Europäische Union zu retten. Denn alles, was ihr folgen könnte, ist sicher viel schlechter. Um das zu erreichen, müssen wir neue Generationen von Europäern überzeugen, dass es sich lohnt, für die EU zu kämpfen. So gesehen war die Mobilisierung der Jugend beim Referendum wirklich ein gutes Zeichen, denn das hat gezeigt, dass sie die Vorzüge der Union erkannt hat.

Trotzdem ist es schwierig, ein positives Bild der EU zu zeichnen. Die «Remain»-Kampagne hatte ja auch keine strahlende Vision zu bieten. Warum ist das so?

Drei Gründe. Nummer eins: Das europäische Projekt läuft im Moment nicht besonders gut. Zweitens: Britischen Politikern – von Margaret Thatcher über John Major, Tony Blair, Gordon Brown bis hin zu David Cameron – ist es in vierzig Jahren nicht gelungen,

«Die EU ist eine zutiefst demokratische Institution.»

ein positives Bild der Union zu zeichnen. Rechnet man das starke negative Narrativ von Europa als einer Bedrohung dazu, das von der britischen Presse verbreitet wurde, dann ist es schwierig, auf dem Absatz kehrtzumachen und nun plötzlich eine andere Geschichte zu erzählen. Und der dritte Grund ist ganz einfach: Ich habe mit den Leuten in der Downing Street gesprochen, mit denjenigen, die die «In»-Kampagne leiteten. Deren Analyse lautete: Nur so können wir gewinnen, mit dem «Projekt Furcht». Das war eine ganz bewusste politische Strategie, die einfach fehlgeschlagen ist.

Kommen wir zur Schweiz. Dort haben sich viele über das Ergebnis gefreut. Die Meinung war: Das Volk hat gesprochen. Ein grosser Tag für die Demokratie, vor allem für die direkte Demokratie. Wie sehen Sie das?

Ich glaube ganz ehrlich, dass die Schweizer da einen Punkt haben. Obwohl während der Kampagne viele Lügen erzählt wurden, obwohl es oft unwürdig und kleinkariert zugeht, war es ein grosser demokratischer Moment. Ich habe nie gesehen, dass sich so viele Menschen so stark politisch für etwas engagiert haben.

Sollte man dann öfter Volksentscheidungen haben?

Nein, das glaube ich nicht. Es gibt gute Argumente für die repräsentative Demokratie. Sie ist schliesslich eine britische Tradition. Nun sind Referenden in den letzten Jahren ebenfalls Teil der britischen Verfassung geworden – wir hatten Abstimmungen über die Unabhängigkeit Schottlands oder über eine Wahlrechtsreform. Aber ich finde, dieses Instrument sollte man sich ausschliesslich für wichtige, aussergewöhnliche Fragen vorbehalten, wie eben diejenige über die EU-Mitgliedschaft. Die Schweiz ist da ein Sonderfall. Sie kennt sich damit aus.

Manche Beobachter in der Schweiz sahen im Brexit eine Art Churchill-Moment: Wie 1940 stünden auch jetzt wieder die beiden einzigen freiheitsliebenden Demokratien Europas allein gegen einen bedrohlichen Kontinent.

Dieser Sichtweise stimme ich ganz und gar nicht zu. Die EU ist eine zutiefst demokratische Institution. Alle Schlüsselentscheidungen werden entweder von demokratisch gewählten und legitimierten nationalen Ministern getroffen oder von den gewählten Mitgliedern des Europäischen Parlaments. Es ist ganz einfach falsch, die EU als undemokratisches Monster zu schmähen. Sicher, es gibt Länder mit einer grossen und alten demokratischen Entwicklung – Dänemark gehört dazu, das Vereinigte Königreich und natürlich die Schweiz. Diese Länder fühlen sich von der EU nicht vollständig vertreten. Das ist ein subjektives Problem. Aber einen Vergleich mit 1940 zu machen, wie es auch all unsere Boulevardzeitungen taten, wäre ein gefährlicher Fehler. Es ist eine Illusion, anzunehmen, dass ein Land im 21. Jahrhundert volle, uneingeschränkte Unabhängigkeit geniesst. Hier wird leider oft die formale, juristische Unabhängigkeit eines Landes mit der effektiven Souveränität verwechselt.

Welches Urteil wird die Geschichte über David Cameron fällen?

Ein hartes, fürchte ich. Wenn Schottland geht – was wahrscheinlich ist – und wenn sich auch die EU auflöst – was möglich ist –, dann wird er in die Geschichte eingehen als der Mann, der zwei Unionen zerstört hat: die britische und die europäische. Es wird ein hartes Urteil sein über einen Politiker, den ich im Kern für einen ernsthaften, liberalen und patriotischen Mann halte.

Und was denken Sie über seinen möglichen Nachfolger, Boris Johnson?

Er ist total unglaubwürdig. Ein Abenteurer und ein zynischer Opportunist. Er hat sich der Brexit-Sache nur aus dem persönlichen Kalkül heraus angeschlossen, um auf diese Weise Premierminister zu werden. ○

Feingefühl eines Flusspferds

Von *Christoph Schwennicke* — Die Europäische Union muss nach dem Abgang der Briten britischer werden. Sie muss also das Gegenteil von dem tun, was Juncker, Schulz, Gabriel und Hollande wollen.

Was die Briten und den Kontinent bei aller beschlossenen Trennung verbindet? Sie wissen beide nicht, was sie tun. Erst wussten die Briten nicht, was sie tun, und dann wussten die übrigen Europäer nicht, was sie tun.

Stammelnde junge Menschen auf den Strassen Londons, die sich vergeblich ärgern, vor lauter Gleichgültigkeit und fahrlässigem Vertrauen in die kollektive Vernunft nicht wählen gegangen zu sein. Ein Boris Johnson, der sich in sein Landhaus zurückzieht, um erst einmal zu verarbeiten, dass das hier nicht einfach nur ein folgenloses rhetorisches Spiel mit seinem alten Widersacher David Cameron war wie seinerzeit jene auf der Debattierbühne im «Bullingdon Club», wo die beiden schon in den späten Achtzigern ihre Zungen schärften. Das nun war verdammt ernst, und beide haben Grossbritanniens Zukunft dabei aufs Spiel gesetzt. Das immerhin steht dem alten Gambler Johnson unter seinem flachsblonden Wuschelhaar ins Gesicht geschrieben.

Mentalität von Siegerjustiz

Ähnlich postpubertär wie auf der Insel aber geht es auch in Europa zu. Kommissions-Chef Jean-Claude Juncker schwadroniert etwas von einer Scheidung, die jetzt schon schmutzig werden muss. Man muss sich ohnehin generell fragen, ob sich die Europäische Union einen Mann wie Juncker (der auch mal eben Ungarns Premier Viktor Orbán mit dem Führergruss willkommen heisst) als Galionsfigur noch leisten will.

Formulieren wir es so: Wer einen wie Juncker zum Kommissionspräsidenten hat, braucht sich nicht zu wundern, wenn die Nachbarn wegziehen. Auch EU-Parlaments-Präsident Martin Schulz von der SPD legt eine verantwortungslose Mentalität von Siegerjustiz an den Tag, drückt aufs Tempo und verfasst zusammen mit seine Parteichef Sigmar Gabriel ein törichtes Papier, das nach dem britischen Nein zu Europa eine Vertiefung fordert. Hier haben einige den Schuss offenbar überhaupt nicht gehört. Haben nicht verstanden, dass Häme, Strafe und billige Genugtuung nicht weiterführen und für Europa Vertiefung nicht die Lehre aus dem Brexit sein kann. Dabei ist ganz klar: Wer hier jetzt das Feingefühl eines gereizten Flusspferds an den Tag legt, zertrampelt Europa noch weiter.

Die weitsichtigste Reaktion kam von Angela Merkel, der deutschen Kanzlerin, die nach der unseligen Affekthandlung in der Flüchtlings-



Nur der Anfang? SPD-Politiker Schulz, Gabriel.

frage vor einem knappen Jahr zur Besonnenheit zurückgefunden hat. Sie gab die Gütige und wies all jene zurecht, die Grossbritannien am liebsten schon diese Woche vor die Tür setzen würden, um ein abschreckendes Exempel für alle anderen zu statuieren, die ebenso versucht sein könnten, dem britischen Vorbild zu folgen. Das ist aber in etwa so, als würde man sich lange bei der Standpauke aufhalten, wenn ein Kind im trockenen Garten gezündelt hat und jetzt die Thujahecke in Flammen steht. Zu löschen, ist da erst mal wichtiger, als zu schimpfen und Vorhaltungen zu machen: Das komme davon, wenn man mit dem Zündholz im trockenen Garten herumspiele.

Merkel hilft beim Löschen

Damit macht Merkel selbst wieder gut, was sie angerichtet hat. Denn der Brexit ist auch ihr Brexit. Die zeitweilig unkonditionierte Aufnahme von Flüchtlingen im Millionenmassstab hat die Debatte um den Brexit in Grossbritannien massgeblich beeinflusst. Und das Ergebnis mit herbeigeführt.

Merkel hat also die Hecke mit angezündet, aber hilft immerhin beim Löschen. Ihre Führung ist gefordert, wieder mal. Denn ausgerechnet der Mann, auf den es neben ihr nun besonders ankommt, spürt den heissen Atem der Brexit-Freunde in seinem eigenen Land im

Nacken: François Hollande, noch nie ein Held gewesen, sieht sich von Marine Le Pens Front national unter Druck gesetzt und dringt deshalb auch auf den raschen Brexit und die schnelle politische Bestrafung der Briten.

Das Gegenteil dessen zu tun, was Juncker, Schulz, Gabriel und Hollande wollen, ist geboten: Die Europäische Union muss nach dem Abgang der Briten britischer werden. Sie muss den Gürtel nicht noch enger um sich schnallen, sondern lockern. Sonst drückt es weitere Länder aus ihr heraus. Die Lockerung muss letztlich der Erkenntnis gehorchen: Der Nationalstaat, das zeigen die zeitgleich zum Brexit laufenden Fussball-Europameisterschaften, ist nach wie vor ein kraftvolles und nach der Wahrnehmung der Bevölkerung zeitgemässes Gebilde. Die Vereinigten Staaten von Europa, wie sie Winston Churchill in Zürich 1946 (ohne die Briten notabene) gefordert hat, wird es nie geben. Das muss auch einsehen, wer darauf hoffte. Statt dessen ist eine Rückbesinnung auf ein pragmatisches Zweckbündnis statt eines pathetischen Projekts erforderlich. Angela Merkel hat immer wieder auf die wichtige Rolle der Briten in dieser Hinsicht hingewiesen. Jetzt, da es die Briten bald nicht mehr gibt im europäischen Verbund, sollten die verbliebenen 27 sich auf folgende Lehren verständigen.

Erstens: bis auf weiteres ein Moratorium der Aufnahme von Ländern, die vor allem Bürde und nicht Hilfe sind. Es war ein Fehler, die Europäische Union über Jahrzehnte vor allem als Sprungbrett in die Nato, als «Cash-Cow» und als Lehranstalt für junge Demokratien be-

Es ist eine Rückbesinnung auf ein pragmatisches Zweckbündnis erforderlich.

griffen zu haben und dabei nicht zu schauen, wie das die innere Kohäsion des Bündnisses schwächt.

Zweitens: die Europäische Union nicht weiter vertiefen, sondern verflachen. Zurückführen auf den Kern: einen gemeinsamen Binnenmarkt, einen gemeinsamen Wirtschaftsraum, in dem Reisefreiheit herrscht, aber nicht unbedingt damit einhergehende Residenzfreiheit.

Drittens, und das ist das, was Merkel erkennbar im Blick hat: eine möglichst enge Anbindung eines künftigen Grossbritanniens an die Europäische Union, eine Schweizer Lösung. Nur das: Die Anerkennung der ungebrochenen Kraft des Nationalstaates, die Lockerung des Gürtels um den eigenen Bauch und die fast gleichwertige Anbindung von Ländern wie Schweiz, Grossbritannien oder Norwegen können die Europäische Union davor bewahren, dass der Brexit nur der Anfang war.

Christoph Schwennicke ist Chefredaktor des deutschen Magazins *Cicero*.



«Und nun?»: Sankt-Servatius-Brücke in Maastricht.

Niederlande

Kippt die Wiege der EU?

Von Rolf Hürzeler — Die Stadt Maastricht im Süden der Niederlande war bisher das Symbol für den Aufbruch der EU. Doch nach dem britischen Ja zum Austritt macht sich Ratlosigkeit breit. Die rechtsgerichtete Freiheitspartei freut sich auf den «Nexit».

Hier hat es mehr Velos als Zuwanderer. Am Sonntagmorgen auf der Maastrichter Sint Servaasbrug radeln Dutzende von Maastrichtern jeglichen Alters über die Brücke, als ob es dafür einen Preis zu gewinnen gäbe. Sie kommen aus den Wohnquartieren, fahren zu den Kirchen und Cafés in der Postkarten-Altstadt. Dazu wird gelacht und geschäkert – Konversation läuft in den Niederlanden so rund wie das Rad.

In der südlichen Provinz Limburg erzielt die Freiheitspartei des Rechtspolitikers und Anti-EU-Aktivisten Geert Wilders ihre grössten Erfolge. Seine Gruppierung erreichte in der letzten Wahl gute 17 Prozent, ein Drittel mehr als in anderen kleinstädtischen Gebieten des Landes. Nach dem Brexit-Entscheid der Briten hofft die Freiheitspartei auf weiteren Zuspruch.

«Sie urteilen schärfer»

«Ein Ärgernis sind diese Rechten», sagt der pensionierte Arzt Jacques Jossar, wenn er darauf angesprochen wird. Man merkt, wie sehr ihn das Thema seit dem Brexit-Entscheid umtreibt. Er ist eben auf dem Weg zum Gottesdienst in der Liebfrauenbasilika, der Basiliek van Onze-Lieve-Vrouw, wo ihn seine Freunde erwarten. Jossar hält von einem EU-Referendum gar nichts: «Sollten die Niederlande die Gemeinschaft verlassen, wandere ich aus und neh-

me eine andere Staatsbürgerschaft an», sagt er trotzig. Welche, das sagt er nicht.

Das Thema EU ist allgegenwärtig in den Niederlanden. Das führende Meinungsblatt *De Telegraaf* titelte: «Angst vor dem Nexit», und meint damit den Austritt des Landes aus der EU. Laut der Zeitung ändere sich für dieses zwar vorläufig nichts. Ein Wirtschaftsinstitut prophezeit allerdings bei einem Austritt Grossbritanniens eine messbare Delle im nie-

Geert Wilders: «Die Niederlande werden die Nächsten sein; bye-bye EU.»

derländischen Bruttoinlandprodukt, weil das Land mehr als alle anderen EU-Staaten mit der britischen Wirtschaft verflochten ist. Wichtiger ist laut *De Telegraaf* die Frage, ob die Austrittswilligen nun Aufwind spürten und die Niederlande vor einem Entscheid wie Grossbritannien stehe. Die Ratlosigkeit der Redaktion ist ebenso spürbar wie beim Lokalblatt *De Limburger*, das die Stimmung seiner Leser auf den Punkt bringt und fragt: «En nu?», also: «Und nun?», ohne eine Antwort zu geben.

Der Rechtspolitiker Geert Wilders der Freiheitspartei strahlt derweil auf allen Kanälen. Er

tritt chic, salopp und braungebrannt auf wie eine junge Version von Karl Lagerfeld. Doch seine Kundschaft sind nicht die Schönen und die Reichen, sondern die Zukurzgekommenen, wie er sagt: «Die politischen Eliten wollen mehr EU. Die glauben, alles besser zu wissen als das Volk, und bevormunden es.» Wilders twitterte nach dem Brexit selbstbewusst: «Die Niederlande werden die Nächsten sein; bye-bye EU.» Er hofft, die nächsten Parlamentswahlen im Frühjahr 2017 zu gewinnen, und will dann ein Referendum durchführen. Der Wahlgang würde damit zu einem vorgängigen EU-Plebiszit. Denn die gegenwärtige Koalition zwischen Sozialdemokraten und den Rechtsliberalen unter Ministerpräsident Mark Rutte lehnt eine EU-Volksbefragung ab.

Wilders' Freiheitspartei nimmt eine Sonderstellung ein in der europäischen politischen Landschaft. Sie ist rechts positioniert, nationalistisch und antiislamistisch. In einzelnen gesellschaftlichen Fragen wie der rechtlichen Stellung von Schwulen und Lesben ist sie jedoch sehr offen. Der Historiker Koen Vossen hält laut der Universität Münster in seinem Buch «Rondom Wilders» fest, dass die Wählerschaft in einzelnen Punkten keine wesentlich anderen Ansichten vertritt als die Gesamtheit der Wähler: «Aber sie urteilen schärfer.»



Fürsprecher der Zukurzgekommenen: Rechtspolitiker Wilders (r.) an einer Aktion gegen das Assoziierungsabkommen zwischen der EU und der Ukraine.

Zum Beispiel der Hauswirtschaftslehrer Bernardus Ruwette. Er sitzt mit seiner Frau im Boulevardcafé an der Maas, nippt an seinem Espresso und scheint mit der Welt zufrieden zu sein. Allerdings nicht ganz. Ruwette ist überzeugt, dass die EU nach dem Krieg nur gegründet wurde, um der deutschen Schwerindustrie wieder auf die Beine zu helfen. «Wir sind noch heute am Gängelband von Berlin», sagt er. Ruwette hält zwar nicht viel von Geert Wilders' Partei, aber ein EU-Austritt der Niederlande ist für ihn zwingend. «Schengen ist am schlimmsten», sagt er und meint damit das Verschwinden der Grenzbäume zwischen den Nachbarstaaten, eine Kritik, die in den Niederlanden oft zu hören ist.

Von Belgien umklammert

Laut Umfragen befürwortet eine Mehrheit der Landsleute ein EU-Referendum, was noch nichts über dessen Ausgang aussagt. Eine nicht bindende Volksabstimmung im letzten Frühjahr gibt indes einen Hinweis auf die Stimmung in der Bevölkerung. Eine Mehrheit von fast zwei Dritteln lehnte ein neues Assoziierungsabkommen zwischen der EU und der Ukraine ab. So halten unabhängige Quellen wie die *New York Times* nach dem Brexit die Niederlande für den nächsten Ausstiegskandidaten.

Das würde in den Niederlanden die Stadt Maastricht am meisten betreffen, denn sie ist von Belgien umklammert; die deutsche Grenze ist nah. Die parteilose Bürgermeisterin Penn-Te Strake führt in dieser Stadt von der Grösse Winterthurs das Szepter; sie machte sich vor allem als Freundin der Kiffer einen Namen, was landesweit eine politische Aus-

zeichnung ist und ihr auch bei den Jungen in den Nachbarländern eine gewisse Wertschätzung verschafft. Ferner ist die Stadt laut einem Fremdenführer berühmt für ihr qualitativ hochwertiges Keramikgeschirr, das eine vertikal integrierte Branche vermarktet, die Kloeschüsseln gleich mit einbezieht.

«Der Pfarrer hat gesagt, heute sollten wir einmal nicht darüber reden und friedlich sein.»

Maastricht – der Ortsname steht für den Aufbruch der EU hin zu einem politischen Gebilde mit bundesstaatlichen Elementen. Hier wurden im Frühjahr 1992 die Verträge unterzeichnet, die von den Signatarstaaten einen partiellen Verzicht auf ihre nationale Souveränität verlangen. Dazu gehören eine einheitliche Währung, eine mehr oder weniger einheitliche Sozialpolitik und vor allem die Unionsbürgerschaft, die den Bürgern die Niederlassungsfreiheit in allen EU-Staaten garantiert. Dies sind zumindest aus heutiger Sicht die beiden Integrationsschritte, die für viele zum heutigen Malaise führten.

Die Zuwanderer gibt es auch in Maastricht, etwa an der langen Frankenstraat, wo die Menschen in den vielen grauen Backsteinhäuschen auf eine bessere Zukunft warten. Hier hört man alle Sprachen der Welt wie auf einem Markt in Nordlondon. Hinter zahlreichen Ständen stehen Osteuropäer mit ihren Waren, die sie billig einkaufen konnten. Einzelne Autnummern sind deutsch, andere polnisch oder gar ungarisch. Von Ressentiments ist allerdings nichts zu spüren; die Stimmung ist friedlich.

Die Ausländer bieten Schnäppchen an, die Einheimischen decken sich damit ein. Das sorgt auf beiden Seiten für gute Laune.

«Zu viele Kontrollen»

Dennoch weckt der Brexit-Entscheid Zweifel, ob es so weitergeht wie bisher. Etwa beim jungen Piotr, dessen Eltern aus Osteuropa nach Maastricht gezogen sind. Der Twen jobbt an einem Stand mit *Dekbed*, mit knalligen Überwürfen fürs Schlafzimmer: «Der Brexit ist für uns ein Horror, ich kann mir nicht vorstellen, dass die Leute so was beschliessen wie die Briten.» Ganz anders ein eingebürgerter Grieche vom gleichen Stand: «Zu viele Kontrollen und Regulationen wegen der EU», konstatiert er. Er ist Piotrs Chef.

Ins Grübeln ist die Französischlehrerin Tosca Benters gekommen. «In der EU stimmt vieles nicht, die Zuwanderung nimmt laufend zu», sagt sie. Deshalb könne sie die Briten verstehen, und man sollte sie unterstützen: «Meine Mutter sagte immer, wir verdankten den Briten wegen des Krieges vieles.» Dennoch hat Benters Zweifel, ob ein Nexit das Beste für ihr Land wäre: «Wir sind ein kleineres Land als Grossbritannien und müssen Freunde haben in Europa.» Dann sagt sie noch: «Der Pfarrer hat diesen Morgen in der Kirche gesagt, heute sollten wir einmal nicht darüber reden und friedlich sein. Jetzt habe ich mich nicht daran gehalten.»

Nicht alle Menschen in Maastricht sehen die EU so differenziert. Die grellgeschminkte Rosie etwa hat eine klare Meinung. Sie führt lautstark den Fischstand «Nieuwe Haring» gleich neben dem Rathaus von Maastricht und sagt: «Die sollen mir alle abfahren mit dem, ich mag nichts mehr davon hören.» ○

Auf Kosten der Zukunft

Deutschland zieht den Karren, die anderen sind müde.

Auf dem Siegerpodest stehen die Schweiz, Singapur und die USA. Es geht nicht um Fussball oder Olympische Spiele, sondern um die jährliche Rangliste der wettbewerbsfähigsten Länder der Welt, die das World Economic Forum vorlegt. Auf Platz vier folgt das erste EU-Land, Deutschland, dahinter liegen die Niederlande, etwas danach Finnland, Schweden und Grossbritannien. In einer anderen wichtigen Rangliste – dem auf dieser Seite dargestellten Verzeichnis der Länder mit der grössten wirtschaftlichen Freiheit – schneiden die EU-Länder noch schlechter ab. Das erste ist Irland auf Rang 8, das wirtschaftlich potente Deutschland liegt auf Platz 17. Ganz weit oben sind dagegen wiederum Singapur und die Schweiz. Das an 10. Stelle platzierte Grossbritannien hat soeben den Austritt aus dem Klub gegeben, unter anderem wegen fehlender Freiheit. Dabei haben sich die Handelsbeziehungen zwischen Grossbritannien und der EU in jüngerer Zeit schon etwas gelockert, wie nebenstehende Grafik zeigt.

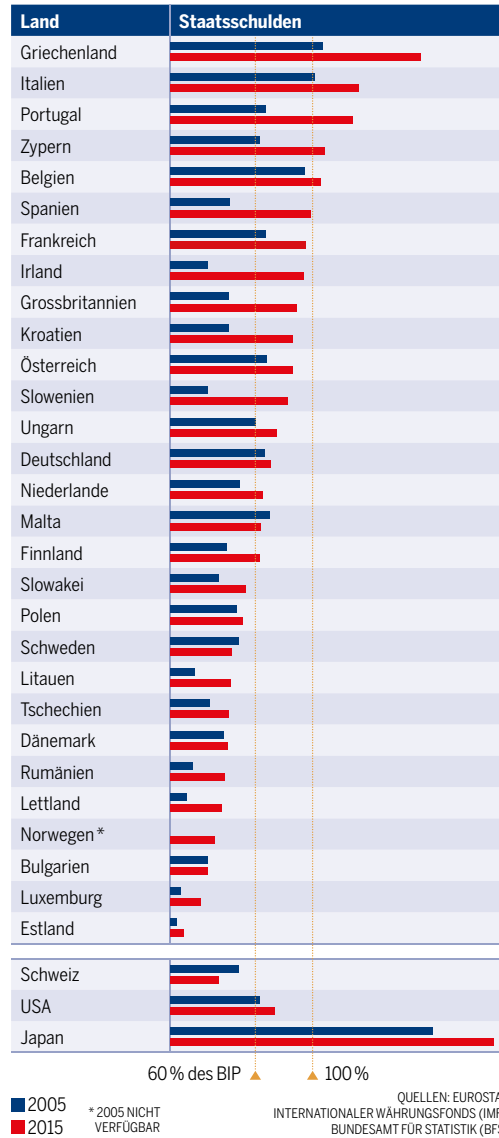
Verstösse gegen Maastricht-Regeln

Wie steht es um die Solidität der EU? Die Union stellt eine Ansammlung von Ländern mit ganz unterschiedlicher wirtschaftlicher Kraft und Gesundheit dar, aber eine Tendenz ist klar: Die Staatsverschuldung hat fast durchwegs zugenommen, nur Schweden, Malta und – als externer Vergleichswert – die Schweiz haben zwischen 2005 und 2015 die Belastung der künftigen Generationen nicht erhöht. Alle anderen Regierungen haben grosszügig bis zügellos Hypotheken auf die Zukunft aufgenommen. Etwa die Hälfte der Länder hat mehr Schulden, als es der Maastricht-Vertrag erlauben würde, wenn man ihn ernst nähme. Wie ernst man ihn nimmt, zeigt die Grafik mit den vielen Schusslöchern. Jeder Punkt stellt einen Verstoss gegen die Maastricht-Regeln dar.

Man könnte einwenden, es sei sinnvoll, dass der Staat bei fast gratis verfügbarem Geld Schulden aufnehme, um zu investieren und die Grundlage fürs Wirtschaften zu verbessern. Aber es sind oft die hochverschuldeten Länder, die auch bezüglich Arbeitslosigkeit ein trauriges Bild bieten, offenbar behindern sie die Wirtschaft. Wenn man sich die fatale Lage von Frankreich und Italien in dieser Hinsicht vor Augen führt, hat man nicht den Eindruck, die EU komme nächstens in Schwung, auch wenn der Nettozahler Deutschland besser dasteht. *Beat Gygi*

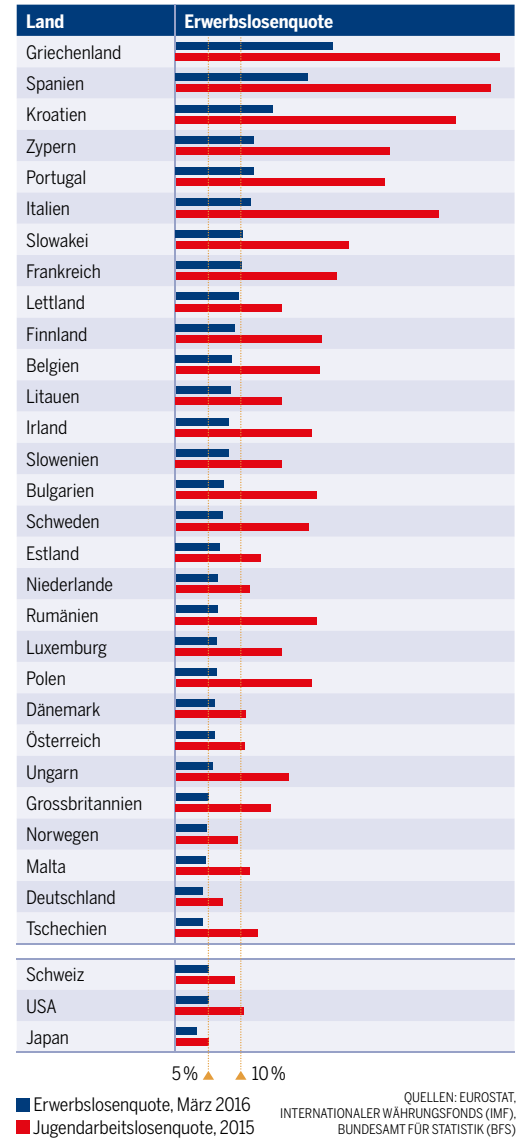
Verpfändete Zukunft

Staatsschulden, in Prozent des Bruttoinlandprodukts, 2005 und 2015



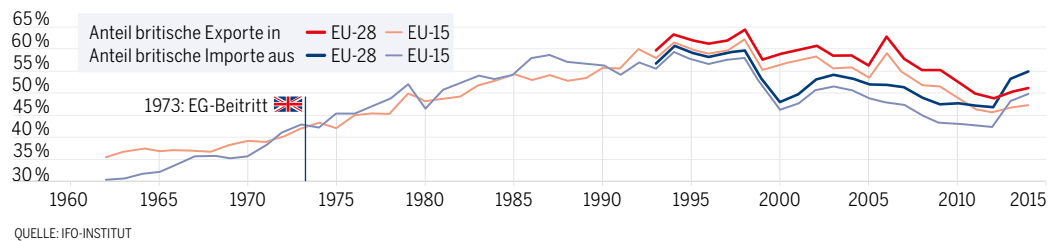
Brachliegende Arbeitskraft

Erwerbslosenquote, in Prozent der erwerbsfähigen Bevölkerung



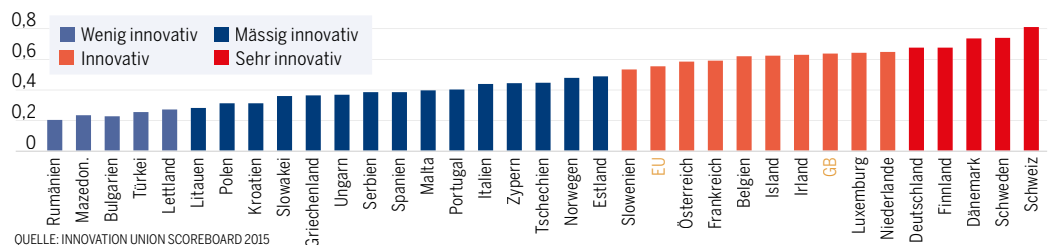
Lockerung der Handelsbeziehungen

Britischer Aussenhandel mit der EU



Outsider führen im Forschungswettlauf

Innovationskraft der Länder in Europa, gemessen mit einer Kennzahl zwischen 0 (minimal) und 1 (maximal).



Abdriften in die Disziplinlosigkeit.

Brüssels «cooler Stil»

Von Wolfgang Koydl — Der Luxemburger Jean-Claude Juncker und der deutsche Martin Schulz sind Prototypen des ungeliebten Polit-Establishments. Mit diesen beiden EU-Chefs sind Reformen kaum möglich.



Gesicht der EU: Spitzenpolitiker Juncker (l.), Schulz; Ukip-Mann Farage (r.).

Lubomír Zaorálek gehört nicht zu den grossen und wichtigen Politikern am europäischen Firmament. Aber der tschechische Aussenminister war der erste Mandatsträger, der offen auszusprechen wagte, was man sich in Brüssel und in anderen Hauptstädten Europas bestenfalls hinter vorgehaltener Hand zuraunte: Er sehe es nicht, so meinte der Tscheche am Tag drei nach dem Brexit-Votum, dass Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker «der richtige Mann für den Job» sei. Und wenig kryptisch fügte er hinzu: «Jemand in der EU sollte sich vielleicht den Rücktritt überlegen.»

Dass die Bemerkung Zaoráleks kaum Staub aufwirbelte, lag wohl daran, dass Zweifel an den Qualitäten des Luxemburgers auch anderswo gewachsen sind. Das Online-Portal Politico.eu – Pflichtlektüre im Brüsseler Europaviertel – widmete unlängst eine umfangreiche Geschichte den «Sorgen Junckers». Im

Kern ging es freilich eher mehr um die Sorgen, die Juncker der Union bereitet.

Bis vor kurzem wäre eine solche offene Kritik als Majestätsbeleidigung, ja geradezu als Gotteslästerung empfunden worden. Schliesslich wurde Juncker bis anhin fast ehrfürchtig als grosser alter Europäer verehrt, an den nur ein anderer angeblich grosser alter Europäer heranreicht: der ebenfalls seit gefühlten Ewigkeiten den Brüsseler Betrieb dominierende Parlamentspräsident Martin Schulz. Doch inzwischen hat sich das vermeintlich Undenkbare herumgesprochen: Solange diese beiden Euro-Dinos in der europäischen Öffentlichkeit das Gesicht der EU prägen, ist an eine echte Reform des Unternehmens nicht zu denken.

Was den deutschen Sozialdemokraten Schulz betrifft, brodeln das Missvergnügen schon länger. Ganz offen wird geätzt, dass seine grösste – manche sagen sogar: einzige – Gabe die Kunst

der Selbstdarstellung sei. «Wenn man bei Schulz die Distanz zwischen Selbstüberschätzung und realem Anspruch messen will, dann braucht man als Masseinheit Lichtjahre», spottete ein Kommissionsmitarbeiter, der nicht genannt werden wollte. Inzwischen hofft man in Brüssel inständig, dass ihn seine deutschen Sozialdemokraten endlich zum Kanzlerkandidaten küren mögen. Dann wäre man ihn los.

Berüchtigt sind Schulzens Eitelkeit und ein gewisser Hang zum Prunk. Sein persönliches Büro gleicht einem kleinen Hofstaat, und seine Jahresspesen summieren sich auf die Hälfte seines fürstlichen 200 000-Euro-Gehalts. Aber auch für Abgeordnete hat er ein Herz. Kürzlich wollte er einen sündhaft teuren Limousinenpark mit Chauffeuren für die Volksvertreter durchdrücken.

Mit aufs Foto

Er selbst verkehrt am liebsten in den höchsten Kreisen. «Er lädt sich zu jedem Spitzenereignis selber ein, obwohl er dort nichts zu suchen hat», echauffierte sich ein Diplomat im Europäischen Rat, der Vertretung der Mitgliedstaaten. Auf einem der zahlreichen Höhepunkte der Flüchtlingskrise im vergangenen Jahr bombardierte er den mit Arbeit ziemlich ausgelasteten Ratspräsidenten Donald Tusk so lange mit Anrufen, bis der schliesslich den Hörer abnahm. Es hätte ja etwas Wichtiges im Zusammenhang mit den Migrantenströmen sein können. Im Endeffekt wollte Schulz aber nur sicherstellen, dass er beim nächsten Gipfel mit aufs Foto kommen würde.

Der 60-Jährige verlegte sich nach einer Buchhändlerlehre in der rheinischen Kleinstadt Würselen sehr früh auf eine europäische Karriere. Seit 1994 sitzt er im Europäischen Parlament, zunächst als Abgeordneter, dann als Chef der Fraktion der Sozialisten und Sozialdemokraten und schliesslich als Präsident – der Trostpreis dafür, dass er bei den letzten Parlamentswahlen als «Spitzenkandidat» dem Luxemburger Juncker unterlag.

Doch stante pede teilten sich die beiden Vorrentner brüderlich die Macht in Brüssel: Juncker bekam die Kommission, Schulz das Parlament. Regelmässig kungeln sie bei gemeinsamen Abendessen die EU-Politik aus. Dass dies andernorts ein handfester Skandal wäre, wenn der Chef des Parlaments, das ja eigentlich die Exekutive kontrollieren müsste, und der Chef ebendieser Exekutive die Köpfe zusammenstecken, hat bisher freilich kaum jemanden besonders gestört.

Noch mehr als Schulz scheint Juncker schon immer da gewesen zu sein: als Luxemburger Dauer-Premier, als Chef der Euro-Gruppe und schliesslich als Kommissionspräsident, vom Maastricht-Vertrag über die Geburt des Euro bis zur Griechenland-Krise. «Mister Euro» Juncker und der einst von Italiens Premier Silvio Berlusconi als KZ-«kapò» titulierte Schulz haben ausserdem gemeinsam, dass sie aus einer historischen europäischen Kernregion stammen: dem alten Fürstentum Brabant, das 500 Jahre existierte und zwischen Südbelgien, Luxemburg und dem westlichen Rheinland lag, mithin im Herzen des ursprünglichen Europa der Sechs. Das Bild, das die beiden Männer von Europa haben, ist daher geprägt von den Anfängen Europas – sowohl ideologisch mit den idealistischen Aufbruchs- und Friedenshoffnungen nach dem Zweiten Weltkrieg als auch geografisch als einer Gemeinschaft zwischen Nordsee und Mittelmeer. «Als Luxemburger ist er getränkt vom Euro-Föderalismus», merkte einmal der konservative britische Europa-Abgeordnete Geoffrey Van Orden an. «Er hört nur Leuten zu, die mit seiner föderalistischen Linie übereinstimmen, alle anderen betrachtet er als Ruhestörer und Populisten.»

Grossbritannien mit seiner grundsätzlich anderen Mentalität und anderem Geschichtsverständnis ist Juncker fremd, ganz zu schweigen von den Erfahrungen der mittel- und ost-

europäischen Staaten, die nach dem Fall der Mauer überstürzt eingemeindet wurden. Es ist bezeichnend – und erhellend –, dass er seit seiner Wahl vor neunzehn Monaten mit Lettland nur ein einziges der neuen Mitgliedsländer besucht hat. Ansonsten reist er am liebsten in seiner «Komfortzone» umher, wie sein Büro das nennt: Deutschland, Frankreich, Benelux und Italien.

Entlüftungsanlage im 13. Stock

Zwischen den beiden grössten kontinentalen Staaten versucht Juncker denn auch – ganz Luxemburger – zu pendeln und auszugleichen. Berlin und Paris sieht er gerne mal was nach, was sowohl Angela Merkel als auch François Hollande mit Gusto ausnützen. Warum denn die französische Regierung abermals eine Schonfrist zur Ausgleichung ihres Haushaltsdefizits erhalte, wo andere Staaten bluten müssten, wurde er unlängst gefragt. «Weil es Frankreich ist», lautete seine knappe und verräterische Antwort.

Damit schwächt Juncker sich und die gesamte Union. Wer ihm zum ersten Mal persönlich begegnet, ist fast ein wenig bestürzt. Ja, er ist ein netter alter Herr, für den man das Wort «jovial» hätte erfinden müssen. Aber er wirkt eben deutlich älter als seine 61 Jahre, so wie der komische Onkel beim Familienfest, der sich zuweilen etwas merkwürdig benimmt. Von

diesem mitunter bizarren Benehmen können Politiker aus halb Europa, die schon einmal von Juncker begrüsst wurden, ein Lied singen: von Simonetta Sommaruga (Schmatzkuss) bis zu Viktor Orbán («Here comes the dictator»). Für Junckers Sprecher freilich waren dies nur Beweise für den «sehr informellen und oft coolen Stil» des Präsidenten.

Freunden, die er natürlich auch hat, bereitet Junckers letzthin deutlich angeschlagene Gesundheit Sorgen. Bekannt ist seine Nikotinsucht. In seinem Büro im 13. Stock des Berlaymont-Gebäudes musste eigens für ihn eine Entlüftungsanlage installiert werden. Inoffiziell nicht weniger bekannt ist Junckers Alkoholproblem. «Er hat kein Problem mit Alkohol», korrigierte ein luxemburgischer Journalist ironisch, «sondern ohne ihn.»

Seit einigen Monaten hat der Präsident sein Arbeitspensum deutlich zurückgefahren. Mitarbeiter sehen ihn oft tagelang nicht; die Montage hält er sich meist ganz frei. Und immer öfter scheinen ihm bei öffentlichen Auftritten die Worte zu fehlen. Am meisten aber erschüttert seine Anhänger, wie depressiv der überzeugte Europäer Juncker inzwischen die Entwicklung der EU kommentiert. «In dieser Union gibt es nicht genügend Europa», merkte er kürzlich bitter an. «Und es gibt nicht genug Union in dieser Union.» Vielleicht ginge es ihr besser mit weniger Juncker und Schulz. ○



Diesen Sommer und Herbst fahren Sie für je nur 10 Franken auf 35 der schönsten Berge der Schweiz. Vorausgesetzt, Sie sind UBS-Kunde. Wie einfach Sie das werden und alles Weitere zur UBS-Bergaktion erfahren Sie in jeder UBS-Geschäftsstelle oder auf ubs.com/bergaktion

UBS – Partner von
Schweiz Tourismus



Furchtlos nach ganz oben

Von Andrew Gimson — Wird Boris Johnson jetzt Premier? Sein Temperament, seine Unerschrockenheit und seine Grosszügigkeit sprechen dafür. Er ist der Mann, der Britannien wieder als souveräne, unabhängige Demokratie etablieren könnte.

Als am Freitag letzter Woche feststand, dass eine Mehrheit der Briten für einen Austritt aus der Europäischen Union gestimmt hatte, hiess das auch, dass wohl schon bald Boris Johnson der nächste Premierminister sein könnte.

David Cameron, der das Referendum in dem Glauben initiiert hatte, er werde überzeugend für einen Verbleib in der EU werben können, erklärte unverzüglich, dass er zurücktreten werde, sobald seine Partei einen Nachfolger gewählt habe. Als Favorit galt sogleich Boris Johnson, die Galionsfigur der Brexiteers.

Dass aber ein frühzeitig ausgerufen Favorit auch tatsächlich gewählt wird, ist letztmals 1955 vorgekommen, nach dem Rücktritt Winston Churchills. Und tatsächlich wenden sich schon gewisse Leute, Konservative und andere, gegen Johnson, dem viele wütende und enttäuschte Proeuropäer vorwerfen, er habe ein Klima der Fremdenfeindlichkeit geschürt, um als Sieger des Referendums Premierminister zu werden.

Gerade eben rief mich eine Bekannte an, die vor mehr als dreissig Jahren aus Zypern kam, um eine Stelle im staatlichen Gesundheitsdienst anzutreten. Sie bezeichnete Johnson als «skrupellosen Opportunisten», der die «bescheuerten Rassisten» in Nordengland angestiftet habe, für einen Austritt zu stimmen. Auch auf mich war sie wütend, weil ich im Radio ein paar freundliche Worte zu seiner Verteidigung gesagt hatte.

Britischer Donald Trump?

Ich glaube, sie irrt sich, aber die Stimmung hat sich tatsächlich verändert. Bislang wurde Johnson von seinen Kritikern als «Clown», als bessere Witzfigur abgetan. Auf einmal gilt er als schlimmer Populist, der Ausländerhass schürt, um an die Macht zu kommen – sozusagen als ein britischer Donald Trump.

Das macht es umso schwerer, ein treffendes Porträt von ihm zu zeichnen. Sein Urgrossvater väterlicherseits war Ali Kemal, ein prominenter türkischer Politiker und scharfzüngiger Journalist, der nach dem Ersten Weltkrieg die (pro-britischen) Verlierer unterstützte und 1922 von einem nationalistischen Mob ermordet wurde.

Ali Kemals Mutter war Tscherkessin, womöglich slawischer Abstammung, während sein Vater aus Kalfat kam, einem Dorf im Nordwesten Anatoliens, wo es viele blonde Kinder gab, die vielleicht von den Goten abstammten. Das könnte das strohblonde Haar erklären, das bis heute bei den Johnsons vorkommt und eines der Markenzeichen von Boris ist.

Mütterlicherseits kommt Boris aus einer Familie von angesehenen englischen Linksinтеллектуellen.

Unter seinen Vorfahren sind Muslime und Juden. Er selbst ist Christ, aber sehr viel näher ist ihm die Welt der Antike. Er wurde 1964 geboren und liess schon früh eine ausserordentliche Begabung für Latein und Griechisch erkennen, so dass er in Eton aufgenommen wurde, der Alma Mater von achtzehn britischen Premierministern, und in Oxford am Balliol College studierte, aus dem ebenfalls zahllose Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens hervorgegangen sind.

Viele damalige Weggefährten sahen in ihm bereits einen künftigen Premier. Er war ein glänzender Redner, der sein Publikum zu Lachsalven hinreissen konnte, und war überall der Mittelpunkt. Er war Präsident der Oxford Union, des Debattierklubs, und heiratete Allegra Mostyn-Owen, eine attraktive Studentin, deren Foto auf einer Ausgabe des *Tatler* erschienen war.

Boris Johnson ist noch nie bereit gewesen, sich den Wünschen des Establishments zu fügen.

Seinen beruflichen Werdegang begann Johnson als Journalist. Kritiker erinnern gern daran, dass ihn die *Times* wegen eines erfundenen Zitats feuerte. Ab 1989 machte er sich als Brüssel-Korrespondent des *Daily Telegraph* einen Namen, weil er, als Einziger unter den britischen Kollegen, die EU-Institutionen nicht mit dem damals üblichen Respekt behandelte. Ihm fiel auf, mit welcher Entschlossenheit Kommissionspräsident Jacques Delors seine Macht auf Kosten der Mitgliedsstaaten ausbaute. Diese Entwicklung verspottete er, indem er über absurde Details in den EU-Bestimmungen (etwa zu Würstchen, Bananen und Kondomen) berichtete. Seine Rivalen warfen ihm vor, es mit der Wahrheit nicht so genau genommen zu haben, aber in der Grundtendenz war seine Analyse fraglos zutreffend. Von Margaret Thatcher und ihren euroskeptischen Anhängern wurde er jedenfalls gefeiert.

1994 kehrte er nach London zurück und wurde 1999 Herausgeber des *Spectator*, der führenden konservativen Wochenzeitung. 2001 wurde er ins Parlament gewählt, behielt seinen Herausgeber-Job aber bei, ungeachtet aller Warnungen, dass es Interessenkonflikte

zwischen den beiden Tätigkeiten geben werde. In den nuller Jahren lief zunächst alles ganz prächtig. Er galt weithin als möglicher Premierminister, der imstande wäre, die Konservativen aus der Opposition herauszuführen, in der sie während Tony Blairs Amtszeit (1997–2007) schmachteten.

Erste Rückschläge

Doch gegen Ende 2004 kam es zu einer Reihe von Rückschlägen. Erst wurde er von Parteichef Howard in einer absurden Mission nach Liverpool geschickt, um sich dort für einen extrem ruppigen Leitartikel zu entschuldigen, der im *Spectator* erschienen war. Und dann wurde er von der Boulevardpresse als Ehebrecher geoutet – ein Vorwurf, den er törichterweise bestritt, denn er war überzeugt, zu seinem Privatleben falsche Angaben machen zu dürfen. Der Parteivorsitzende nutzte die Gelegenheit und entfernte ihn aus einem eher unbedeutenden Amt.

All diese Demütigungen führten dazu, dass Johnson von seinen Kollegen als Belastung angesehen wurde. Und als im darauffolgenden Jahr die Wahl eines neuen Parteivorsitzenden anstand, war klar, dass er nicht würde kandidieren können. Stattdessen setzte sich David Cameron durch, auch er ein Produkt von Eton und Oxford, als Typus aber eher farblos.

Bald zeigte sich, dass Johnson in Westminster keine Chancen hatte, solange der berechenbare, professionelle und schlaue Cameron das Sagen hatte. 2007 traf er den kühnen Entschluss, für das Londoner Bürgermeisteramt zu kandidieren, das Ken Livingstone innehatte, ein populärer Linker, der weithin als unschlagbar galt.

Doch er setzte sich gegen Livingstone durch, und vier Jahre später schlug er ihn ein zweites Mal – sehr erstaunlich in einer Stadt, die typischerweise Labour wählt. Als Bürgermeister, der die Teilnehmer der Olympischen Spiele 2012 begrüsst, erlangte er weltweite Aufmerksamkeit. Für die Massen und die internationale Presse war er viel interessanter als Cameron, der als Premierminister die erste Rolle hätte spielen sollen.

Doch Cameron hatte weiterhin alles in der Hand. 2013 kittete er den tiefen Riss, der in Sachen EU-Mitgliedschaft durch die konservative Partei ging, indem er ein Referendum versprach. Diese notdürftig hergestellte Einigkeit führte dazu, dass er bei den Wahlen im vergangenen Jahr ganz unerwartet eine knappe Mehrheit errang.

Und dann kam das Referendum. Nach einer sehr öffentlichen Phase des Zauderns be-



Muslimische und jüdische Vorfahren: Familie Johnson mit Boris (3.v.l.), Bruder Leo (l.), Schwester Rachel (2.v.l.), Bruder Jo, Gattin Marina, Vater Stanley.



Ermordet: Urgrossvater Ali Kemal.



Bullingdon-Studentenverbindung mit Johnson (sitzend, 1.v.r.), Cameron (stehend, 2.v.l.), 1987.



Unverwüchtlicher Optimist: Tory-Politiker Johnson, 2015.

Politiker

«Tore des Hades»

Warum plötzlich so bleich? In Johnsons Lager wittert man eine Verschwörung. Doch Boris hat vier Trümpfe im Ärmel.

Von Urs Gehriger

Was ist bloss in ihn gefahren? Ist Boris Johnson geschockt vom eigenen Triumph? Am Tag nach dem Brexit-Sieg blickte er bleich drein, als stehe er vor einem ausgehobenen Grab. Als «mutig und prinzipientreu» lobte er Cameron, der eben seinen Rücktritt als Staatschef angekündigt hatte. «Ein grossartiger Premierminister», nuschelte sein Brexit-Kumpane, Justizminister Michael Gove. «Wie Goneril und Regan» führten sich die beiden auf, kommentierte der *Guardian* bitter, in Anspielung auf die zwei durchtriebenen Töchter König Lears, die ihren Vater mit heuchlerischen Worten überhäufen, derweil sie seine Vernichtung betreiben.

Eine Prise Shakespeare liegt in der Luft in diesen historischen Tagen. Doch Johnson wäre nicht Johnson, bewegte er sich nach vorgeschriebenen Rollen. Er zeigt sich entschlossen, eigenhändig das Drehbuch für Britanniens – und seine eigene – Zukunft zu schreiben. «Sie sind unsere Nachbarn, Brüder und Schwestern», sagt er in seiner *Telegraph*-Kolumne über die 16 Millionen Briten, die in der EU bleiben wollen. «Wir müssen ihnen die Hand reichen, wir müssen Wunden heilen, wir müssen Brücken bauen.»

Johnson weiss, wie man das macht. Acht Jahre war er, der Tory, Bürgermeister von London, einer traditionell linken Stadt. Und

er weiss, wie sich Niederlagen anfühlen. Viermal hat er die Nase gebrochen auf dem Spielfeld der Eliteschule Eton College. Zweimal ist ihm bei der Arbeit gekündigt worden. Zweimal hat ihn seine Frau vor die Tür gestellt nach ausser-ehelichen Affären. Doch stets hat es Johnson verstanden, die Wogen wieder zu glätten, Betroffene und Kontrahenten für sich zu gewinnen. Das

Johnson denkt schon wieder einen Schritt weiter: «Norbritzerland!»

ist Johnsons erster Trumpf, den er zwingend braucht, um seinen unausgesprochenen Traum zu verwirklichen, Premier zu werden.

Boris Johnson ist der logische Nachfolger Camerons. Niemand ist besser geeignet, die Briten im Prozess der Scheidung von der EU anzuführen, als der Brexit-Leader. Kein anderer kann eloquenter glaubhaft machen, dass Britanniens Zukunft nicht in die Isolation führen wird. «Ich kann nicht genug unterstreichen, dass Britannien ein Teil Europas ist und immer sein wird», versichert Johnson dem Volk.

Seine Worte haben deshalb Gewicht, weil er selbst mit Fleisch und Blut Europäer ist. Das ist sein zweiter Trumpf. Johnson ist polyglott. Spricht fließend Französisch, Italienisch und Altgriechisch. Er versteht Spanisch und sogar

ein bisschen Deutsch. Er kennt die Fundamente europäischer Kultur und Geschichte und lebt deren Geist wie kein zweiter Politiker. Wenn ihn in einsamer Stunde die Angst ergreife, sagt Johnson, suche er Halt bei seinem Lieblingsdichter, Homer. Minutenlang weiss er aus der «Ilias» zu zitieren, auswendig, im altgriechischen Original, vorgetragen mit theatralischer Geste. Selbst wer kein Wort versteht, hängt ihm an den Lippen.

Ein Narr, wer Johnson mit Trump vergleicht.

Punker im Herzen

«Er ist ein Winner-Typ und enorm populär», sagt Historiker Max Hastings, Johnsons früherer Chef beim *Telegraph*. Sein Geheimnis: eine perfekte Mischung aus Gelehrtem und Populisten. Er flechtet Latein in seine Konversation ein, ohne wie ein abgehobener Snob zu gockeln.

Johnson ist der geborene Kommunikator, das ist sein dritter Trumpf. Er versteht es, Worte zu kalibrieren, die man auf der einsamsten Scholle der Midlands kapiert. Er hat einen natürlichen Draht zum Volk. «Mein Lifestyle orientiert sich am Punk», sagte Johnson im Gespräch mit der *Weltwoche*.

Johnson verkörpert Klassik und Punk, Charisma und Selbstironie. Doch reicht dies aus, das gespaltene Land zu einen? Warum hat der wortgewaltige Volkstribun keine Blaupause im Köcher für den Brexit, als dessen Rädelführer er durchs Land gezogen ist? Boris deswegen anzugreifen, meint unser Kollege James Delingpole, wäre ein bisschen so, als hätte man die Beatles nach ihrem ersten Konzert in Hamburg an-

gepöbelt, weil sie noch keinen «Sgt. Pepper» im Repertoire hatten.

Die Frage liesse sich genauso an seinen gestrauchelten Kontrahenten richten. Warum hat sich Cameron selbst nicht besser auf den Brexit vorbereitet? Hybris? Oder apokalyptische Diabolik?

Anhänger Johnsons wittern eine Fehde von epischer Dimension. Mit Cameron in der Rolle des modernen Agamemnon, jenes Anführers der Griechen in der Schlacht von Troja, über den Achilles sagt: «Verhasst wie die Tore des Hades ist immer der Mann mir, der im Herzen es anders verbirgt, wie anders er redet» (Ilias 9, 312).

Die Zeit rennt ihm davon

Brexiters vermuten, Cameron sorge verschwörerisch dafür, dass sich Johnsons Triumph in einen Pyrrhussieg verwandle. Nicht Johnson, sondern jemand aus dem «Remain»-Camp solle neuer Premier werden. Theresa May, die Home Secretary, zum Beispiel. Oder George Osborne, der Schatzkanzler. Die Verlierer, so raunt man, wollten die Scheidungsverhandlungen sabotieren, damit man letztlich geradeso gut hätte in der EU bleiben können.

Tatsache ist: Für Johnson kommt der Erfolg, den er angestrebt hat, überstürzt. Bis zur Nachfolge Camerons im Oktober rennt ihm die Zeit davon. Erst seit 2015 sitzt er im Parlament. Er hatte sehr wenig Zeit, um in Westminster eine Machtbasis mit loyalen Unterstützern aufzubauen, die ihn ins höchste Amt tragen könnten.

Doch Johnson war nie einer, der den Kopf hängen liess. Er ist ein Macher, dem es nicht an Ideen fehlt, muten sie noch so exotisch an. So brachte er 2012 im Interview mit der *Weltwoche* als Erster das Projekt «Britzerland» ins Spiel. Er hoffe, dass Grossbritannien und die Schweiz Gründungsmitglieder «eines neuen Verbunds ausserhalb der Europäischen Union» werden, der Freihandel mit dem Euro-Raum betreibt, aber sich nicht an dem integrationistischen Brüsseler Gesamtkonzept beteiligt. Auch Norwegen könne man möglicherweise dafür erwärmen. Auch hiez zu hatte er bereits den passenden Namen – «Norbritzerland» – parat.

Boris Johnson ist ein unverwüstlicher Optimist, das ist sein vierter und wichtigster Trumpf. Die Einwände der Brüsseler Insider, die sagen, niemals würden Deutschland und Frankreich einem solchen Abkommen zustimmen, wischte er schon damals beiseite. Seit letzter Woche stehen die Türen für einen neuen EU-Aussenverbund offen. «Nach dem Brexit kommt Britzerland», sagte er bei unserem Treffen im Mai.



Alles in der Hand: Politiker Cameron, Johnson.

schloss Johnson, sich auf die Seite der Brexiters zu schlagen, die nun überraschenderweise gewonnen haben. Camerons Karriere liegt in Trümmern: In die Geschichte wird er als der Mann eingehen, der ungewollt den Austritt Grossbritanniens aus der EU herbeiführte.

Sein Nachfolger (der gewiss rechtzeitig vor dem Parteitag Anfang Oktober in Birmingham gewählt wird) wird vor der Aufgabe stehen, das Vertrauen in die britische Wirtschaft zu stärken und gleichzeitig die komplizierten Austrittsverhandlungen zu führen.

Wäre Johnson dafür der geeignete Mann? Brüssel schreckt ihn nicht. Er verfügt über die Zähigkeit, das Selbstbewusstsein und die Raffinesse, die ein guter Verhandlungsführer braucht. Er hat auch das bemerkenswerte Talent, die Menschen direkt anzusprechen, so dass er den abgeschlossenen Deal auch überzeugend vertreten könnte.

Doch es könnte sich als unmöglich erweisen, das heterogene Lager der Austrittsbefürworter zu einen. In dieser Koalition treffen liberale, weltoffene Leute (wie Boris Johnson) auf fremdenfeindliche Rassisten, die die Uhren zurückstellen wollen und seit dem Ausgang des Referendums in unfassbar rüdem Ton über Briten ausländischer Herkunft herziehen.

Boris Johnson hat kürzlich ein Buch über Churchill geschrieben, zurzeit arbeitet er an einem über Shakespeare. Vielleicht weil er selbst ausländischer Abstammung ist, sind ihm englische Traditionen so lieb. In seinem Auftreten hat er etwas von einer Bühnenfigur. Bei Churchill bemerkt er eine «ungeheure Lust, Risiken einzugehen und Selbstdarstellung zu betreiben». Und er fügt hinzu: «Man könnte vermuten, dass er damit eine innere Unsicherheit kaschieren wollte.»

Auch bei Boris Johnson kann man eine eigentümliche Mischung aus Selbstbewusstsein und Verletzlichkeit beobachten. Das erklärt wohl, warum er die Menschen unmittelbar anspricht. Er ist nicht so zugeknöpft wie der typische englische Gentleman. Cameron verbirgt seine Gefühle hinter Höflichkeit und tadellosen Manie-

ren. Johnson ist ein Engländer à la Chaucer, der keine Angst hat, Gefühle zu zeigen, und allen Freuden des Fleisches zugetan ist. In einem Essay über den Libertin John Wilkes, einen der grossen Verfechter des britischen Freiheitsgedankens, schreibt er mit spürbarer Sympathie, für Wilkes sei Unzucht «zum ersten Mal seit dem Untergang des Römischen Reichs die höchste Form des Vergnügens in einer zivilisierten Gesellschaft» gewesen. Die Puritaner wird er nicht für sich gewinnen. Seiner zweiten Frau, Marina Wheeler, einer brillanten Anwältin, mit der er vier Kinder hat, ist er aufrichtig zugetan. Aber er ist kein restlos überzeugter Verfechter strikter Monogamie: Er hat ein Kind aus einer Beziehung mit einer anderen Frau.

Boris Johnson ist noch nie bereit gewesen, sich den Wünschen des Establishments zu fügen. Die herkömmlichen Auffassungen von Haltung und Geschmack bedeuten ihm nichts, was auch erklärt, warum er die unzähligen Warnungen vor den katastrophalen Folgen eines Brexit ignorierte. Mit seiner Unerschrockenheit und ungeheuren Grosszügigkeit besitzt er das Temperament, das nötig ist, um Britannien wieder als souveräne, unabhängige Demokratie zu etablieren – oder zumindest eine faire Chance zu bekommen, diese historische Grosstat zu vollbringen.

Andrew Gimson ist Journalist, Buchautor und Johnson-Biograf («Boris: The Rise of Boris Johnson»). Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Zehntes Matrioschka-Gespräch

Zum Kern der Dinge vordringen

RUSSLAND VERSTEHEN – RICHTIG, NOTWENDIG, ALTERNATIVLOS

Referat:

Prof. Dr. Gabriele Krone-Schmalz
Fernseh-Journalistin, Buchautorin



Leitung: Wolfgang Koydl
Redaktor *Weltwoche*, Buchautor

Hotel St. Gotthard, Zürich

11. Juli 2016

Fr. 70.– / Gönner: Eintritt frei

18 Uhr: Beginn der Veranstaltung

Sprache: Deutsch

Anschliessend Apéro:
Hobelkäse-Buffer mit Züpfe

Information: +41 44 261 19 71

Anmeldung:
info@swissrussianforum.org

Medienpartner

DIE WELTWOCH

Ein historischer Moment

Von James Delingpole — Die Nachricht des Brexit erreichte mich – völlig übernächtigt – auf dem Zeltplatz von Glastonbury. Noch nie war ich so stolz auf mein Land. Wie war dieser Sieg möglich?



Ungebremster Optimismus: Musikfans am legendären Glastonbury-Festival.

Als das Ergebnis des EU-Referendums bekannt wurde, lag ich in einem Zelt auf morastigem Boden. Ich war zum Glastonbury Festival gefahren, um meinen Kummer bei Cider, Gras und der Musik von New Order zu vergessen, denn ich wusste, dass wir verlieren würden. Seit Tagen waren die Prognosen eindeutig gewesen.

Mit dem brutalen Mord an der Labour-Abgeordneten Jo Cox war die Stimmung gekippt. Auch wenn der Täter in einem Moment geistiger Verwirrung gehandelt hatte – aus Sicht der Proeuropäer verkörperte ihr Mörder die Wut, die Intoleranz und die faschistischen Neigungen all jener grauenhaften Briten, die der EU den Rücken kehren wollten.

Es war eine miese, verlogene und zynische PR-Kampagne, aber sie schien zu funktionieren. Von diesem Moment an lagen die Brexit-Gegner bei den (bislang unentschiedenen) Meinungsumfragen deutlich vorn. Auch die Finanzmärkte reagierten, der Wert des Pfund Sterling stieg in Erwartung eines Ja zu Europa.

Sie können sich also meine Überraschung vorstellen, als ich am Freitagmorgen, völlig übernächtigt, auf Twitter las, dass alles anders gekommen war. Noch nie in der britischen Geschichte sind so viele Leute (17 410 742 Personen) für irgendetwas eingetreten. Mir gefällt dieser Aspekt, auf den mein Kollege Charles Moore, Kolumnist beim *Spectator*, ganz begeistert hinge-

wiesen hat. Darin zeigt sich die schiere Grössenordnung dieses ungewöhnlichen Volksaufstands gegen die etablierte proeuropäische Elite.

Klugheit und Weitblick

Wie ist es dazu gekommen? (Vorausgesetzt, es ist wirklich passiert – wie viele andere Brexiteers kann ich es noch immer nicht fassen.) Eine wichtige Rolle dürfte die Demografie spielen. Austrittsbefürworter sind tendenziell älter, ärmer, weniger gebildet, und sie leben ausserhalb von London. So, wie die (entschieden proeuropäische) BBC die Dinge darstellt, müssen alle Anti-Europäer senil oder strohdumm gewesen sein. Tatsächlich dürfte es eher so gewesen sein, dass ältere Leute die Klugheit und den Weitblick besaßen, um zu erkennen, was für eine Katastrophe die EU-Mitgliedschaft für Britannien gewesen ist. («Manchmal wissen Mum und Dad einfach, was am besten ist», habe ich getwittert, um all die frustrierten proeuropäischen Kids zu ärgern.) Die ärmeren Leute fühlten sich ohnmächtig gegenüber der arroganten, europafreundlichen Elite im fernen London, alleingelassen punkto Einwanderung, und sahen schliesslich eine Gelegenheit, sich Gehör zu verschaffen.

Und der anderen Seite hat es auch nichts gebracht, eine so negative Kampagne zu führen. Nie konnte sie überzeugende Gründe für einen Verbleib Grossbritanniens in der EU vorbrin-

gen. Um Angst zu schüren (ihre vorrangige Taktik), bot sie diverse namhafte Figuren auf (Präsident Obama, die IWF-Direktorin Christine Lagarde, Premierminister Cameron, Finanzminister George Osborne und den Direktor der Bank von England), die allesamt vor den dramatischen Konsequenzen eines Brexit warnten, vor sinkenden Häuserpreisen und einem Börsencrash, ja sogar vor einem dritten Weltkrieg.

Die Brexit-Anhänger dagegen waren nicht zu bremsen in ihrem Optimismus. Mit ihrer Parole «Take back control» wollten sie den Unschlüssigen deutlich machen, dass all jene, die für einen Austritt stimmen, keine unappetitlichen ausländerfeindlichen Rassisten sind, sondern Menschen, die an das Grundprinzip der Demokratie glauben: dass wir das Recht haben, die Leute abzuwählen, die unsere Gesetze machen. (Dieses Prinzip gilt nicht für die 28 EU-Kommissare, die schätzungsweise sechzig Prozent der britischen Gesetze zu verantworten haben.)

Fischerboot vs. Vergnügungsjacht

Organe des Establishments wie der *Economist* erklären das Ergebnis nun mit wütendem Populismus. Das ist typisch für den Snobismus und die Angstmacherei der Elite, die so viele Menschen in das Lager der Brexit-Befürworter getrieben hat. Im Grunde ging es nicht um ein spezifisches Thema, es war einfach die atavistische Sturheit eines stolzen, unabhängigen Volkes, das seit 1066 keine (ernsthafte) Invasion mehr erlebt hat, das die Magna Charta hervorgebracht hat, gegen die spanische Armada, Napoleon und Hitler gekämpft hat und sich von anderen nicht herumkommandieren lässt. Christoph Blocher hat mir kurz vor dem Referendum gesagt: «Die Schweizer mögen es nicht, wenn man ihnen sagt, dass es keine Alternative gibt.»

Das Gleiche gilt für die Briten. Wir sind ein schlafender Löwe, der seine Zeit braucht, bis er wach ist. Aber dann brüllt er, und zwar laut! Das Bild, das für mich dieses Referendum am schönsten zum Ausdruck bringt, war das Zusammenreffen der beiden Lager auf der Themse, genau vor dem Parlament von Westminster: Hier eine Fischerbootflotille, angeführt von Nigel Farage, dort eine Vergnügungsjacht, vollgepackt mit selbstgefälligen, arroganten urbanen Schwätzern unter Führung des Multimillionärs und Popstars Bob Geldof. Es war, mit anderen Worten, eine Schlacht zwischen dem abgehobenen, verwöhnten Londoner Establishment und den einfachen Leuten des wahren Britanniens.

Und dieses Mal hat das wahre Britannien gewonnen. Noch nie war ich so stolz auf mein Land und seine Menschen. 1940 haben wir, auf uns allein gestellt, heldenhaft gegen eine kontinentale Diktatur gekämpft. Der 23. Juni ist unsere nobelste Stunde seit jener Zeit.

James Delingpole ist britischer Autor und zählt zu den einflussreichsten politischen Kolumnisten und Bloggern seines Landes.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Hoffentlich fliesst kein Blut

Von Nicholas Farrell — Die Bevölkerung stimmte zwar klar für einen EU-Austritt, die Regierung ist aber nicht dazu verpflichtet, den Entscheid umzusetzen. Kommt es zu einem zweiten Referendum?

Die Briten haben endlich ihre Meinung zu Europa kundgetan, und nun herrscht in der britischen Politik ein absolutes Chaos.

Die beiden grossen Parteien stehen vor einer Spaltung, die sie womöglich nicht überleben. Eine grosse Kluft zwischen der politischen Klasse und dem Volk hat sich aufgetan. Die Regierung existiert nur auf dem Papier.

Skandalöserweise lehnen es viele Brexit-Gegner ab, das Ergebnis zu akzeptieren, und lassen nichts unversucht, eine Umsetzung mit allerlei Manövern zu verhindern. Solche Leute (die als Briten zu bezeichnen mir schwerfällt) glauben nur an Demokratie, wenn sie Ergebnisse produziert, die ihnen in den Kram passen. Sie verachten die Brexit-Befürworter als rassistische, ignorante Provinzdeppen und begreifen nicht, dass deren Entscheidung mit dem aufrichtigen Wunsch zu tun hat, die demokratische Kontrolle der nicht gewählten, dysfunktionalen EU zu entreissen und wieder in die Hände von Westminster zu legen. Am 23. Juni gaben mehr Briten als je zuvor in der Geschichte der britischen Demokratie ihre Stimme ab, wobei eine klare Mehrheit (17,4 Millionen, das heisst 51,9 Prozent) für einen Austritt aus der EU votierte.

Verhandlungen ohne Cameron

Man würde denken, dass nach einem so eindeutigen Mandat die Austrittsverhandlungen unverzüglich aufgenommen werden. Doch, nein. Es sieht fast schon so aus, als würde es nie zu einem konkreten Brexit kommen.

Das ist in erster Linie Premier Cameron zuzuschreiben, der am letzten Freitag – nach dem Scheitern seiner Kampagne, die die Wähler durch Angstmache zu einem Ja zum Verbleib zu bewegen suchte – seinen Rücktritt ankündigte. In seiner emotionalen Rede an 10 Downing Street sagte er, Ehefrau Samantha an seiner Seite, dass er weiterhin als Premierminister im Amt bleiben werde, bis seine Partei einen Nachfolger bestimmt habe, er selbst die Austrittsverhandlungen aber nicht führen werde.

Die Wahl dieses Nachfolgers wird, wie inzwischen bekannt wurde, nicht vor dem 2. September stattfinden. Als Favorit gilt Boris Johnson, den viele Tories jedoch nicht ausstehen können. In Frage käme vielleicht noch Innenministerin Theresa May, die sich zuvor gegen einen Brexit ausgesprochen hatte.

Dieser Akt der Pflichtvergessenheit des Premiers, beschlossen unmittelbar nach seiner demütigenden Niederlage, bedeutet, dass Britannien diese dramatische Entscheidung, die

gefährlichste seit dem Zweiten Weltkrieg, erst im Herbst in Angriff nehmen kann. Wenn ein Land aus der EU austreten will, muss es diesen Wunsch gemäss Artikel 50 des Lissabon-Vertrags offiziell bekanntgeben und binnen zweier Jahren eine Scheidung vereinbaren oder ohne eine solche austreten. Am klügsten wäre natürlich gewesen, schon vor einer Berufung auf Artikel 50 informelle Gespräche zu führen, um möglichst viele Einzelheiten vorab zu klären und zu vereinbaren. Doch am Montag verkündete Angela Merkel (die unbedingt einen Dominoeffekt verhindern will) nach ihrem Brexit-Gipfel mit François Hollande und Matteo Renzi in Berlin, bei dem – worüber sonst! – über einen weiteren Ausbau der Integration gesprochen wurde, dass es keine formellen oder informellen Gespräche mit den Briten geben werde, solange das Austrittsbegehren nicht offiziell erklärt sei.

Dank Cameron kann Grossbritannien aber frühestens im September unter Berufung auf Artikel 50 seinen Austrittswunsch erklären. Und je länger das aufgeschoben wird, desto grösser ist die Gefahr, dass alles im Sande verläuft.

Und inzwischen melden sich Brexit-Gegner massenhaft zu Wort, die dazu aufrufen, das Parlament per Petition zur Durchführung eines zweiten Referendums aufzufordern – mit der fadenscheinigen Begründung, dass die Wahlbeteiligung unter 75 Prozent und die Mehrheit

unter 60 Prozent lag. Es sind bereits 3,6 Millionen Unterschriften zusammengekommen (einschliesslich 40 000 gefälschte aus dem Vatikan, der 850 Einwohner hat). Das Parlament muss Petitionen behandeln, wenn sie von 100 000 Personen unterschrieben worden sind, muss sie aber nicht umsetzen. Allerdings sind mindestens zwei Drittel der Abgeordneten Brexit-Gegner; viele könnten durchaus versucht sein, den Willen der Mehrheit zu kippen. Zu den Leuten, die ein zweites Referendum fordern, gehören so moralisch überzeugende Demokraten wie Tony Blair, der Virgin-Tycoon Richard Branson und der Tory Michael Heseltine, der Margaret Thatcher 1990 politisch meuchelte.

Revolutionäre Umwälzungen

Für Abgeordnete ist es jedenfalls eine perfekte Gelegenheit, den Brexit rückgängig zu machen. Die Regierung hatte zwar versprochen, sich an das Ergebnis zu halten, ist gesetzlich aber nicht dazu verpflichtet. Doch es reicht nicht, wenn der neue Premierminister Austrittsverhandlungen mit der EU führt. Das Parlament muss ausserdem das Gesetz von 1972 aufheben, mit dem EU-Bestimmungen übernommen wurden. Die Abgeordneten könnten einfach gegen die Aufhebung stimmen.

Höchstwahrscheinlich wird endgültig in einem zweiten Referendum oder durch Neuwahlen über einen Brexit entschieden. Das könnte zu einem explosionsartigen Stimmengewinn für Nigel Farage und seine Ukip führen. In der politischen Landschaft Britanniens wird es zu revolutionären Umwälzungen kommen. Hoffen wir, dass am Ende nicht noch Blut fliessen wird.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Fadenscheinige Begründung: Johnson-Gegner in London.

Spontane Chaoten

Von Henryk M. Broder —
Wenn in Berlin Autos
brennen.



Im Februar 2015 gab der Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland ein Radio-Interview, in dem er seine Glaubensgenossen in Berlin davor warnte, sich in sogenannten «Problemvierteln mit einem hohen muslimischen Anteil» als Juden zu erkennen zu geben. Worauf der Regierende Berliner Bürgermeister, Michael Müller, erklärte, er «nehme das so nicht wahr» – als würde er jeden Tag mit einer Kippa auf dem Kopf und einem Davidstern um den Hals in den sogenannten Problemvierteln flanieren. Es gebe, versicherte er, in Berlin «keine rechtsfreien Räume» und auch keine No-go-Areas, lediglich «Kriminalitätsschwerpunkte». Niemand müsse «grundsätzlich um sein Leben fürchten».

Das ist grundsätzlich richtig. Man kann in Berlin um Mitternacht über den Kurfürstendamm gehen, ohne überfallen und ausgeraubt zu werden. Wenn man allerdings in «Problemvierteln» wohnt, in denen es keinen hohen muslimischen Anteil, dafür aber eine rege Antifa-Präsenz gibt, muss man mit allem rechnen. Letzte Woche wurden wieder einmal «zahlreiche Autos entglast und in Brand gesteckt, Barrikaden errichtet und Scheiben eingeworfen», so stand es am Tag danach in der B.Z. Der «Chaoten-Mob» hatte im Prenzlauer Berg, in Friedrichshain, in Kreuzberg, aber auch im beschaulichen Bezirk Treptow eine «Spur der Verwüstung» hinterlassen. Obwohl die Polizei «mit einem grösseren Aufgebot im Einsatz» war, habe es «keine Festnahmen» gegeben.

Worauf ein Berliner Bürger sich brieflich an den Regierenden Bürgermeister wandte und um Auskunft darüber bat, wie man seitens der Stadt mit dem Phänomen der Strassengewalt umgehen wolle. Die Antwort, die ihm zuteil wurde, verdient es, als Poster in der Eingangshalle des Roten Rathauses aufgehängt zu werden. Der Berliner Senat habe «kein Verständnis für derartige Dinge», es sei «aber nicht immer einfach, dem jeweiligen Täter bzw. den Tätern auf die Spur zu kommen», bei den Brandstiftungen an PKW handle es sich «meist um (relativ spontane) Handlungen von zwei, drei Leuten», es sei zudem «nicht möglich..., jedes Fahrzeug oder jede Strasse Berlins durch einen Polizisten überwachen zu lassen».

Es gibt keine rechtsfreien Räume in Berlin. Die ganze Stadt ist ein Problemviertel.

Zertifizierte Schindluderei

Von Silvio Borner — Sprechen Energiepolitiker von Zertifikaten,
ist Wachsamkeit gefragt: Es gibt sinnvolle und wenig sinnvolle.
Eine Fallstudie aus dem Kanton Baselland.

Das Marketing bedient sich neben der klassischen Werbung mit Marken immer mehr auch der Labels und Zertifikate, um die Produkte öko-attraktiver und nachhaltiger anzupreisen. Marken sind rein firmenbezogen und beruhen auf Qualität und Reputation. Labels sind demgegenüber firmenübergreifend, aber immer noch privat. «Fairtrade» oder «Max Havelaar» sind Auszeichnungen, die verschiedene Produzenten in Anspruch nehmen können. Schon offizieller wird es dann aber bei Zertifikaten, die von staatlichen oder internationalen Organisationen ausgestellt werden und so obrigkeitlichen Charakter bekommen. «Bio» oder «Bio Suisse» sind solche offiziellen Labels, die durchaus ihre Schwindelkomponenten wie die verschwiegenen «natürlichen Gifte» bei Bioprodukten enthalten.

Betrugs- und Korruptionspotenzial

An dieser Stelle soll es aber um eine spezielle Art von Zertifikaten gehen, nämlich solche, die als handelbares Papier daherkommen. Diese sind nicht nur inhaltlich schwindelanfällig, sondern werden auch bewusst zur politischen Irreführung eingesetzt. Dabei leidet gerade die Schweiz unter einer Schizophrenie: Auf der einen Seite werden solche Zertifikate teuer gekauft, um die Konsumenten zu täuschen. Andererseits verzichten wir auf den Kauf billiger Zertifikate, die eine echte Leistung repräsentieren. Wie das?

Ein Beispiel sind die Industriellen Werke Basel (IWB). Der Staatsbetrieb vergeudet Hunderttausende von Franken, um der Bevölkerung vorzugaukeln, dass man ausschliesslich Energie aus erneuerbaren Quellen liefere. Besonders krass ist dies beim Gas, wo standardmässig Biogas angeboten wird, das nur gerade zu drei Prozent aus klimaneutralen Bioressourcen stammen soll. Ganz abgesehen davon, dass Biogas alles andere als CO₂-frei ist (Anbau, Sammlung, Transport und Umwandlung etc.), stammt der Hauptanteil der an sich lächerlichen drei Prozent aus deutschen Zertifikaten. Gekauft wird nicht etwa das Gas, sondern ein Papierzertifikat, das die Deutschen den Schweizern als Luxusgut teuer verkaufen. Genauso geht es beim ausländischen Solarstrom, der ebenfalls nicht hier im Netz zirkuliert, sondern nur auf dem Papier existiert. Dass hier grundsätzlich ein Betrugs- und Kor-

ruptionspotenzial besteht, ist offensichtlich. Die Deutschen verbrauchen das Biogas und die Spanier den Solarstrom selber, aber verkaufen ihn auf dem Papier den reichen und grünen Schweizern. Das mag buchhalterisch und juristisch so durchgehen, bleibt aber ein übles Täuschungsmanöver, das – weil missbräuchlich – bei privaten Anbietern bestraft würde.

Ganz anders bei den CO₂-Zertifikaten, die in der EU auf dem Markt sind. Diese versehen den CO₂-Ausstoss mit einem – leider immer noch viel zu tiefen – Preis von unter zehn Euro pro Tonne. Ihr grosser Vorteil besteht jedoch darin, dass alle Verursacher, die für weniger Geld ihren Ausstoss verringern können, dies tun: eine marktwirtschaftliche und effiziente Lösung. Dieselbe Tonne CO₂, die man in der EU für unter zehn Euro einsparen kann, wollen die Schweizer demgegenüber zu Kosten von mehreren hundert Franken pro Tonne

vermeiden, obwohl ein klimapolitisch gleich wirksames Zertifikat für etwa zehn Franken zur Verfügung stünde. An der Stelle werden Zertifikate als Ausreden eingestuft, obwohl sie inhaltlich ehrlicher sind als solche für Solarstrom oder Biogas.

Werkzeug der Verschwendung

Warum sind wir so blöd? Zum einen, weil wir uns als Vorbilder und Vorreiter bei der Weltrettung sehen, zum anderen aber, weil wir von Interessengruppen aus Gewerbe und Wissenschaft hinters Licht geführt werden. Im Kanton Baselland haben wir festgestellt, dass eine Tonne vermiedenes CO₂ durch Wärmedämmung insgesamt mindestens 253 Franken gekostet hat (davon 31 Franken vom Steuerzahler bezahlt – das Dreifache des Zertifikatspreises). Was die Regierung als Multiplikator verkauft – 31 Steuerfranken lösen Investitionen von total 253 Franken aus –, ist in Tat und Wahrheit ein verschwenderischer Mitnahme-Effekt: Die Eigentümer renovieren dann, wenn sie müssen oder wollen, und nehmen die Subventionen gerne als Teilfinanzierung mit. Wäre dem nicht so, hätten wir es mit Fehlinvestitionen zu tun. So oder so bleibt der klimapolitische Einfluss von Baselland im nicht mehr messbaren Nano-Bereich. Mit einer neuen Energiesteuer finanziert Baselland primär sinn- und zwecklose Zertifikate, die von Bürokraten oder Subventionsjägern erfunden werden.



Der Westen driftet auseinander

Von Hansrudolf Kamer — Die EU befindet sich in der Bredouille. Gründe dafür sind die jüngsten Fehlentwicklungen und Orientierungslosigkeit. Die Nato bleibt das einzige europäische Bindeglied.



Nach dem Ausseren Grossbritanniens aus der Europäischen Union bereitet sich das westliche Verteidigungsbündnis auf sein Gipfeltreffen in Warschau vor. Die

Nato ist eine Institution, die von den politischen Umwälzungen weniger geschüttelt wird als die EU. Sie hat ihre Sinnkrise nach dem Ende der Sowjetunion einigermaßen intakt überstanden, und die Briten bleiben fester Bestandteil der Allianz.

Der bevorstehende Gipfel steht im Zeichen neuer Massnahmen zur Abschreckung Russlands. Seit der Annexion der Krim und dem Krieg in der Ostukraine suchen die Mitgliedsregierungen neben den politischen auch militärische Antworten auf russische Herausforderungen. Das ist bei den unterschiedlichen Auffassungen über Bedrohungsszenarien immer eine Herkulesaufgabe.

Vor kurzem meldete sich eine vertraute Stimme zu Wort – der deutsche Aussenminister Frank-Walter Steinmeier. Er ist – hinter Winfried Kretschmann (dem grünen Ministerpräsidenten Baden-Württembergs) – der zweitpopulärste Politiker Deutschlands. Er ist die verbliebene Lichtgestalt der dahinschwindenden SPD.

Steinmeier erinnerte sich daran, dass Friedenspolitik und Kritik am Westen bewährte Erfolgsnummern seiner Partei sind. So erklärte er in seinem etwas oberlehrerhaften Ton: «Was wir jetzt nicht tun sollten, ist, durch lautes Säbelrasseln und Kriegsgeheul die Lage weiter anzuheizen.» Und weiter: «Wer glaubt, mit symbolischen Panzerparaden an der Ostgrenze des Bündnisses mehr Sicherheit zu schaffen, der irrt. Wir sind gut beraten, keine Vorwände für eine neue alte Konfrontation frei Haus zu liefern.»

Auf diese Äusserungen kann der unvoreingenommene Zuhörer nur antworten: Selbstverständlich! Wer will das schon! Doch der deutsche Chefdiplomate hatte die jüngsten Nato-Manöver in Polen, «Anaconda», anvisiert, die militärischen Verstärkungsmassnahmen, die das Bündnis bereits vor zwei Jahren in Wales beschlossen hat, und die neuen, die in Warschau auf der Traktandenliste stehen.

Damit wollte sich Steinmeier, so unkte man in Berlin, als Kandidat von Rot-Rot-Grün für

die Nachfolge des Bundespräsidenten Joachim Gauck empfehlen. Ausserdem wollte er für die Bundestagswahlen im nächsten Jahr eine Zielvorgabe machen, dass nämlich die gleiche Farbkombination die grosse Koalition in Berlin ablösen soll.

Kann sein, dass Steinmeier so denkt – oder auch nicht. Er ist ein alter «Russland-Versteher». Sein Appell entspricht der alten Linie in der Ostpolitik, die auf russische Empfindlichkeiten besonders einfühlsam eingeht. Ausserdem hat er mit der neuen Rechtsregierung in Warschau nichts am Hut und will ihr den Schneid abkaufen. Gleichzeitig geht es um das Ende der EU-Sanktionen gegen Russland, die aber um sechs Monate verlängert werden sollen, falls der Ministerrat ihnen endgültig zustimmt.

Die EU – ohne die Briten – mag ihre Russland-Politik korrigieren. Was bleibt, sind die Nato-Beschlüsse, die Militärpräsenz in den neuralgischen Regionen im Baltikum und um das Schwarze Meer zu verstärken. Aus Rücksicht auf Russland hatte die Nato bisher darauf verzichtet, hier Truppen zu stationieren.

Doch nach der Ukraine-Krise erinnerte sich die Allianz wieder an ihre Kernaufgabe: die kollektive Verteidigung der Mitgliedstaaten. So wird der Gipfel in Warschau beschliessen, vier multinationale Bataillone ins Baltikum zu

verlegen, allerdings nur auf rotierender Basis. Eine zusätzliche US-Brigade wird in Osteuropa stationiert, ebenfalls nicht permanent.

Das sind nur Beruhigungsspillen, und eine Studie der Rand Corporation hält fest, dass die Nato auch nach den Verstärkungen einen russischen Überfall bestenfalls drei Tage lang aufhalten könnte. Die politischen Auswirkungen sind aber unverkennbar.

Steinmeiers Äusserungen sind ein Symptom kommender Spannungen und Erschütterungen. Der Nachfolger Barack Obamas wird darauf eine Antwort finden müssen – sofern er sich überhaupt noch für den alten Kontinent interessiert und der Westen als Handlungsgemeinschaft überlebt.

Alte Rezepte der Linken

Europa wäre militärisch weiterhin auf Amerika angewiesen. Seine eigenen Anstrengungen sind ungenügend, und der politische Wille, dies zu ändern, ist trotz neuer deutscher Überlegungen kaum erkennbar. Alte Rezepte der Linken – wie ein kollektives Sicherheitssystem für Europa unter Einschluss Russlands – tauchen aus der Versenkung auf.

Auch die Einwanderungswellen beidseits des Atlantiks verändern langsam die gesellschaftlichen Realitäten. Europa muss den muslimischen Zustrom aus dem Mittleren Osten absorbieren, Amerika steht unter latino-katholischem Bevölkerungsdruck.

Die Demokratien des Westens driften auseinander. Die EU hat sich als untaugliches Bindeglied erwiesen, doch die Nato könnte als lockere Klammer weiterhin funktionieren – wenn sie aus den Fehlern der Brüsseler Institutionen lernt und sich auf das Wesentliche konzentriert.



Lockere Klammer: Nato-Manöver «Anaconda» in Polen, 8. Juni 2016.

Selbsthilfe eines Hilfswerks

Von Christoph Mörgeli

Das Hilfswerk Caritas – so belehrt uns das Hilfswerk Caritas – ist eine «attraktive und vielfältige Arbeitgeberin». Seine Personalpolitik orientiert sich «an den Bedürfnissen der Mitarbeitenden». Die Caritas bietet ein «konstruktives Arbeitsklima» und «eine hohe Arbeitszufriedenheit der Mitarbeitenden». Zu den «fortschrittlichen Anstellungsbedingungen» gehören «eine flexible Jahresarbeitszeit», «fünf bis sechs Wochen Ferien» und «grosszügige Sozialleistungen». Nicht zu vergessen «16 Wochen Mutterschaftsurlaub», «betriebliche Kinderzulagen» und «Unterstützung bei der Kinderbetreuung (Krippenplätze)». Und obendrein «interne und externe Bildungsangebote», «Chancengleichheit», die «Vereinbarkeit von Beruf und Familie», «Teilzeitstellen auch in Kaderpositionen». Das volle soziale Wunschkonzert.

Die Caritas steht der katholischen Kirche nahe. Die meisten ihrer Gläubigen können von den «attraktiven» und «fortschrittlichen» Arbeitsbedingungen bei der Caritas nicht einmal träumen. Aber sie spenden einen Batzen in der Meinung, damit den Ärmsten der Armen zu helfen. Doch sie verhelfen den 300 Caritas-Mitarbeitenden zu einem Durchschnittslohn von 122 187 Franken. Die Liebesgabe der Kirchgänger finanziert «fortschrittliche Anstellungsbedingungen» und «grosszügige Sozialleistungen».

Laut Caritas-Betriebsrechnung stammen fast drei Viertel ihrer Einkünfte vom Staat, von der Staatskirche oder von andern Organisationen. Die Löhne der fortschrittlichen und grosszügigen Caritas bezahlen zur Hauptsache die unfreiwilligen Steuerzahler. Allein für «Programmbeiträge» ohne Projektbindung erhielt die Caritas letztes Jahr 11,1 Millionen Franken vom Bund. Das entspricht einer Steigerung von 164 Prozent innert zehn Jahren. Es ist anzunehmen, dass diese Steuergelder direkt in den «fortschrittlichen» und «grosszügigen» Betriebsaufwand fliessen.

Mit Hilfe solcher Staatsgelder veranstaltet dann die Caritas ebenso wie andere Hilfswerke schamlose politische Lobby-Feldzüge in eigener Sache. Sie mischt sich aktiv ein in Abstimmungskämpfe und setzt die Parlamentarier mündlich und schriftlich unter Druck, dem Entwicklungshilfekredit von 8,7 Milliarden Franken zuzustimmen. «Hilfe zur Selbsthilfe» – das heisst offenbar, dass die Hilfswerkler statt bedürftigen Mitmenschen sich selber helfen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Briten haben Merkel abgewählt

Von Peter Bodenmann — Mit flankierenden Massnahmen wie in der Schweiz wäre es in Grossbritannien nicht zum Brexit gekommen.



Fremdenfeinde und Brüsselhasser wollen keine Lösung der Probleme.

Beenden wir die Woche nach der überraschenden Annahme des Brexit mit drei Zeitgenossen. Das deutsche *Handelsblatt* ist der intelligente Koran des Kapitals. Ihr Herausgeber Gabor Steingart auf der Titelseite: «Das, was Bernie Sanders in den USA und Saha Wagenknecht in Deutschland über die soziale Spaltung erzählen, ist in ihren Schlussfolgerungen überzogen, aber in der Analyse präzise.» Für Heinz Karrer, den Präsidenten von Economiesuisse, ist klar: Hätten die Briten, wie die Schweiz, flankierende Massnahmen eingeführt, wäre es nicht zum Brexit gekommen.

SP-Nationalrat Jean-François Steiert möchte – welcher Teufel hat ihn geritten? – die flankierenden Massnahmen reduzieren. Diese waren ein Kind der Linken innerhalb der Sozialdemokratie. Unser Ansatz: Bei der Umsetzung von Richtlinien hat jedes Land grosse Spielräume, auch direktdemokratische. Lässt sich ein Problem so sozial und ökologisch nicht direkt befriedigend lösen, kann man dies locker auf anderen Feldern der Politik kompensierend korrigieren.

1992 bekämpfte niemand heftiger das Konzept der flankierenden Massnahmen als die EU-Befürworter in Bern: die Bundesräte Delamuraz, Felber, Cotti und Ogi. Zusammen mit dem *Nouveau Quotidien*, dem Zentralorgan der EU-Freunde. Sie beschuldigten vorab Paul Rechsteiner, André Daguët und auch mich, wir seien verkappte EWR- und EU-Gegner. Wir dis-

kutierten damals mit den Spitzen unserer europäischen Bruder- und Schwesterparteien. Und stiessen – mit Ausnahme der Schweden – auf wenig Gegenliebe. Jetzt fliegen den französischen, österreichischen und deutschen Sozialdemokraten die Möbel um die Ohren. Zu Recht.

Begriffen hat das Konzept die SVP. Deshalb hat Blocher alle flankierenden Massnahmen immer bekämpft. Selbst die Einführung der 40-Tonnen-Lastwagen. Die Fremdenfeinde und Brüsselhasser wollen keine Lösung der Probleme, sondern die Bewirtschaftung derselben.

Die Schweiz wäre dumm, wenn sie jetzt die Bilateralen kippen würde und noch dümmere, wenn sie noch einmal über die Verfassung abstimmen lassen würde. Es braucht ein mit dem EU-Recht halbwegs kompatibles Gesetz, das die Nettozuwanderung auf 40 000 bis 50 000 Personen begrenzt, so wie dies Adrian Amstutz und This Jenny selig gefordert haben.

Anfangen müsste man bei der Landwirtschaft. Und aus jungen Bäuerinnen Ärztinnen machen. Und aus Bauern Trucker. Weniger Bauern bedeutet weniger Zuwanderung. Leider ist im Bundesrat Simonetta Sommaruga immer noch für das Dossier mit zuständig. Ein Fehlentscheid, den selbst der loyale Helmut Hubacher kritisiert. Denn die schlimmsten Juristen sind die Nichtjuristen, die Nichtjuristinnen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Monstranz EU

Von Kurt W. Zimmermann — Zum Brexit liest man fast nur panische Kommentare. Denn es kommentieren die Tempelwächter.

Adjektive und deskriptive Substantive sind für Journalisten gefährlich. Wer sie verwendet, offenbart einen Blick in seine Emotionen

Es ist darum aufschlussreich, was die NZZ am Sonntag über den Stil von David Cameron schreibt, den sie beim Brexit für hauptverantwortlich hält. Der Mann agiert jämmerlich, kurz-sichtig, töricht, tragisch und absurd.

Über den Stil von Boris Johnson, den die NZZ am Sonntag beim Brexit ebenfalls für hauptverantwortlich hält, schreibt sie ähnlich. Der Mann agiert unberechenbar, ehebrecherisch, abseitig, gierig und verlogen.

Es ist nur ein Beispiel, welchen Katzenjammer der britische EU-Abschied im Journalismus ausgelöst hat. Ich habe keinen einzigen abgeklärten Artikel darüber gelesen, dass nun halt ein Vereinsmitglied aus einem Verein ausgetreten sei. Nein, ich las nur über Apokalypse und Düsternis.

Die Journalisten philosophierten über «Zusammenbruch» (*Blick*), «Angst vor dem Untergang» (*Sonntagszeitung*), eine «echte Katastrophe» (*Spiegel*), über ein «Europa, das auseinanderzufallen droht» (*Tages-Anzeiger*), über «Auflösung (FAZ), «Abgrund» (*Aargauer Zeitung*) und «Zerfall» (*20 Minuten*).

Wie immer in dramatischen Medien-Zeiten musste auch eine neue Worthülse her, um das Geschehen plakativ zu verdichten. «Brexit-Schock» hiess die Worthülse. Über den Brexit-Schock las ich unter anderem in: NZZ, *Tages-Anzeiger*, *Basler Zeitung*, *Blick*, *St. Galler Tagblatt*, *Berner Zeitung*, *Tages-Anzeiger*, *Freiburger Nachrichten*, *Zürcher Oberländer*, *Zürcher Unterländer*, *Zürichsee-Zeitung*, *Bieler Tagblatt*, *Landbote*, *20 Minuten* und *Bund*.

Das Wort «Schock» steht für eine akute, nicht kalkulierbare Bedrohungssituation. Er kann eintreten bei einem plötzlichen Todesfall, einem Schlangenbiss oder einem Terroranschlag. Ein Schock ist immer unerwartet.

Für die Medien hingegen ist ein Schock nicht ein unerwartetes Ereignis, sondern ein unerwünschtes Ereignis. Darum reagieren sie dann mit Dramatik und Untergangspathos.

Der sogenannte Frankenschock beispielsweise war über Monate absehbar. Es war klar, dass die Nationalbank irgendwann zur währungspolitischen Normalität zurückkehren musste. Dennoch taten die Medien so, als hätte ein Blitz aus heiterem Himmel eingeschlagen.

Der sogenannte Brexit-Schock war ebenso über Monate absehbar. Es war klar, dass es in Grossbritannien eine enge Entscheidung



Instanzen der Weltenrettung.

zum EU-Referendum geben würde. Dennoch taten die Medien nun so, als wäre mitten in friedlicher Nacht ein Grossbrand ausgebrochen.

Es hat damit zu tun, dass der Franken und noch mehr die EU in den Augen der Journalisten keine ökonomischen Konstrukte sind. Es sind vielmehr kultisch-angebetete Instanzen der Weltenrettung.

Der Franken ist in den Medien nicht einfach ein Faktor unter vielen, der neben Qualität, Produktivität, Ausbildungsniveau und Steuerbelastung den ökonomischen Erfolg bestimmt. Nein, er ist, vor allem bei den Linken, der alleinige Götze, der die Volkswirtschaft steuert.

Die EU wiederum ist in den Medien nicht einfach ein supranationaler Interessenverband zwecks Erhöhung des Inlandprodukts. Nein, sie ist ein religiös verklärter Vatikan der multikulturellen Integration, eine permanente Synode der Pax Mundi.

Die Journalisten glauben, was die EU-Politiker – respektive deren Ghostwriter – an hymnischen Verklärungen ihres Zweckbündnisses abliefern. Sie glauben an die liturgische Monstranz EU.

Wer einer Monstranz dann einen Kratzer zufügt, der begeht Blasphemie. Dann reagieren die Tempelwächter mit Verstörung. Dann hyperventilieren sie.

Internet-Porno

Von Beatrice Schlag — Alternativen gesucht.

Der geschätzte Anteil von pornografischem Material an den gesamten Internetdaten beträgt über ein Drittel. Das Alter von Kindern, die zum ersten Mal Pornos anklicken, ist in den letzten Jahren

laut US-Forschungen von acht auf sechs Jahre gesunken. Die meisten Menschen, Konsumenten oder nicht, sind gegen Internetpornografie. Weil sie Frauen degradieren, weil sie irrealen Erwartungen schüre, weil Suchtgefahr besteht. Die Einigkeit über die Geissel Internet-Porno ist unter schuld-bewussten Konsumenten wie unter resoluten Gegnerinnen so überwältigend, dass kluge Geister skeptisch werden.

Zu ihnen zählt Maria Konnikova, Kolumnistin des *New Yorker*. Sie sammelte, was an relevanter Forschung zu Porno und Internet vorliegt, und war entsetzt, wie wenig sie fand. Fazit sämtlicher grösserer Studien: Es ist nicht nachweisbar, dass Porno-Konsum im Internet das Interesse an realem Sex beeinträchtigt und die Aggression gegenüber Frauen erhöht. Frauen müssen im richtigen Leben weder Strapse tragen noch unterwürfig oder dominant sein, um männliches Begehren zu wecken. Die meisten Männer schämen sich, vor dem Bildschirm zu masturbieren, die meisten Frauen missbilligen, wenn Männer es tun. Das menschliche Gehirn reagiert auf Pornografie wie auf Hollywoodfilme: Manche mögen Action-Movies, manche Thriller oder Romanzen.

«Pornografie» als Pauschalbegriff sei ebenso unsinnig wie eine pauschalisierende Verwendung des Worts «Film», sagt Konnikova, Umdenken tue not. Keine einfache Forderung, vor allem für Frauen. Aber Konnikovas Argumente sind einleuchtend: Bei Hollywoodfilmen weiss jeder, dass sie keine Wirklichkeit zeigen. Heranwachsende hingegen wissen nicht, was an Pornos real ist und was nicht, weil niemand mit ihnen darüber redet. Sie sind aufgeklärt und wissen über Verhütung Bescheid. Aber über die Freude an Sex erzählt ihnen niemand. In ihren neugierigen Köpfen gibt es keine Alternative zu Porno-Bildern. Niemand sagt, ihr Begehren sei normal und Sex genussvoll. Pornografie, sagt Konnikova, sei nicht Ursache, sondern Abbild einer Gesellschaft, die Frauen zu Objekten mache. In einer gleichberechtigten Gesellschaft, die lehrt, Sex zu geniessen, sähe Pornografie zwangsläufig anders aus.



Leserbriefe

«Ich, als Eidgenosse, bin stolz auf die Briten, die ihre Freiheit wiedererlangt haben.» *Hans Tiefenauer*

Stunde der Wahrheit

Nr. 25 – «Hymne auf die Briten»;
Weltwoche-Autoren über Grossbritannien

Brexit bedeutet Freiheit, und Freiheit kostet viel! Unsere Vorfahren haben den Kampf um die Freiheit nicht selten mit ihrem Leben bezahlt. Ich, als Eidgenosse, bin stolz auf die Briten, die ihre Freiheit wiedererlangt haben. Mehr als auf unsere Fussball-Nationalmannschaft, welche zu zwei Dritteln aus Ex-Jugoslawen besteht. Inklusiv Trainer singt kein Einziger die Nationalhymne mit. Was für eine Schande! Wer profitiert am meisten von der EU? Deutschland kann durch die EU, wie eine Schlange ihre Hülle, seine Geschichte abstreifen. Aber Schlange bleibt Schlange. Ausserdem ist, was im Krieg passierte, nicht in erster Linie ein deutsches Phänomen, es betrifft die Menschheit. Wir sollten den Respekt vor unserer Spezies, positiv wie negativ, niemals verlieren. In diesem Sinne: Freiheit für alle Bürger in Europa und eine Politik, welche die Freiheit als oberstes Gut, für alle politischen Entscheidungen zum Massstab nimmt!

Hans Tiefenauer, Grafstal

Brexit zu den besseren gehörte. Ansonsten dominierte die übliche Hybris. Tiefpunkt dabei war wohl der Ausruf: «Wir lassen uns diese EU nicht kaputt machen». Die EU-Eliten haben das doch bereits getan, insbesondere mit der Euro-Zwängerei und dem Migrationschaos.

Erich Heini, Luzern

Die Stunde der Wahrheit ist da: Die EU, dieses von Ministern und ihren Dunkelmännern – Beratern und Lobbyisten – kreierte Konstrukt, muss eingerissen und «von unten nach oben», wie die schweizerische Eidgenossenschaft, neu aufgebaut werden. *Jürg Walter Meyer, Leimen (D)*

Mit dem Brexit kommt noch mehr Exzellenz und Innovationskraft im Bereich der Naturwissenschaften und der Technik ausserhalb der EU zu liegen. Und damit reduziert sich die im Gefolge der Masseneinwanderungsinitiative von den Brüsseler Bürokraten aufgebaute Drohkulisse, vor der sich meines Erachtens die Hochschul- und Universitätsleitungen in der Schweiz schon vor dem Brexit allzu stark haben verängstigen lassen. Jedenfalls sind die globalen Spitzenpositionen der beiden ETH von Zürich und Lausan-

ne und auch der Uni Zürich nicht eine Folge von wohlwollenden Geldzuweisungen aus dem abgehobenen EU-Apparat. Noch viel ausgeprägter gilt dies selbstverständlich für Oxford, Cambridge und das Imperial College. An der TU München oder etwa an den Universitäten von Aachen, Delft und Uppsala wird die Veränderung bestimmt genauso zur Kenntnis genommen. Das Brüsseler Budget wird schrumpfen, aber Exzellenz und Innovationskraft haben mehr zur Grundlage als «nur» Geldsegen. Auch einigen aus der EU scheint dies einzuleuchten. Nicht zuletzt der Naturwissenschaftlerin Angela Merkel, deren Reaktion nach dem Mit dem Brexit hat der britische Löwe seine Krallen gezeigt. Ein Sieg der Demokratie über die Bürokratie.

Helmut Hostettler, Bournemouth (GB)

Grossbritannien verlässt die EU. Das ist ein vernünftiger Entscheid. Die Auswirkungen auf die Schweiz sind per Saldo positiv. Dies muss dem Bundesrat ganz klar in Erinnerung gerufen werden. Er soll jetzt nicht den Kopf verlieren und hysterische und für die Schweiz kontraproduktive Verhandlungen mit Brüssel aufnehmen. Die Schweiz hat Trümpfe, welche stechen, und wir haben alle Zeit, uns entsprechend zu organisieren. Der Bundesrat hat eine Exekutivfunktion. Er soll sich dessen bewusst sein und den Willen und die Interessen des Schweizer Volkes vertreten. *Armin Weber, Grünenmatt*

TIPPKING.CH

DAS GROSSE TIPPSPIEL

von Radio Central und Sunshine Radio

Bist du bereit zu gewinnen? Wir suchen den Tipp-König der Fussball-Europameisterschaft!
Melde dich jetzt sofort an unter tippking.ch und verpasse keine Spielrunde.

Preise im Wert von über CHF 10'000 zu gewinnen!

Weitere Infos: www.radiocentral.ch oder www.sunshine.ch





«Zeit für ein paar Englischlektionen.»

Spätestens jetzt muss auch Bundesrat Burkhalter erkennen, dass er auf dem Holzweg ist. Die EU hat in ihrer jetzigen zentralistischen und diktatorischen Form keine Zukunft. Wir können uns jetzt punkto EU ein wenig ausruhen, denn sie hat alle Hände voll zu tun, den totalen Untergang zu verhindern. Jetzt hätte Herr Burkhalter ja Zeit für ein paar Englischlektionen. *Mark Gasche, Kirchberg*

Die Drohung des Kommissions-Präsidenten Juncker («UK will not be able to return to the negotiating table») gibt viel Aufschluss über die Denk- und Arbeitsweise des EU-Spitzenpolitikers. Gemäss EU-Vertrag kann ein ausgetretener Staat die Mitgliedschaft wieder beantragen (Art. 49). Entweder verfügt Herr Juncker nicht über die entsprechenden Vertragskenntnisse, oder seine Aussage ist wesentlich irreführend. *Stefan Kübler, Meilen*

Jetzt loben wieder viele Politiker auch aus der Schweiz das sogenannte Friedensprojekt EU! Dabei wird vergessen, dass der Frieden in Europa fast fünfzig Jahre lang vor allem wegen des Atomschirms der USA möglich war. Nur dank diesem konnte Brüssel (hauptsächlich Deutschland und Frankreich) seine Machtprojekte Euro, Vergrößerung nach Osten et cetera aufziehen und gar ausbauen. *Fritz Rothacher, Thalwil*

Sehr vernünftig

Nr. 25 – «Abgelehnt»; Hendryk M. Broder über Ärzte ohne Grenzen

Die Entscheidung von Ärzten ohne Grenzen, keine Gelder mehr von der EU anzunehmen, halte ich für sehr vernünftig. Alle EU-Steuerzahler werden sich zweifellos darüber freuen. Eine ähnliche Entscheidung seitens unserer

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit und ähnlicher Organisationen würde ich ebenfalls begrüssen. *Arno Giubbini, Gordola*

Schlechtes Vorbild

Nr. 25 – «Stoppt die Laienschauspieler»; Rolf Knie über Fussball

Rolf Knie hat recht mit seinen originellen Vorschlägen zur Steigerung der Attraktivität und Glaubwürdigkeit auf dem Fussballplatz – mit einer Ausnahme: der Feststellung, dass es beim Frauenfussball vorbildlich fair zugehe. Den Gegenbeweis findet man etwa auf Youtube (www.youtube.com/watch?v=D6St8LQXrW4). *Dieter Thürig, Basel*

Falscher Grundgedanke

Nr. 25 – «207 000 Franken pro Mitarbeiter»; Philipp Gut über Entwicklungshilfe

Skandalös, beschämend und unschweizerisch, dass Mitarbeiter einer Bundesorganisation sich einen solchen Status auf Kosten der Ärmsten der Armen dieser Welt erlauben. Und das nicht nur, weil die Entwicklungshilfe nachweislich nutzlos ist und Korruption schafft, sondern auch, weil sie eine neue Gattung von Verwaltungsangestellten geschaffen hat, die offensichtlich nur nach Geld und Stellung trachten. Allein mit der Entschädigung eines einzelnen Deza-Mitarbeiters liessen sich beispielsweise bis zu 250 Menschen in einer bedürftigen Weltregion gut pflegen und ernähren. Fundamental falsch scheint der Grundgedanke der Entwicklungshilfe durch den Staat zu sein, da diese Hilfe entweder Abhängigkeit oder später Erpressung verursacht, zu Klientelismus führt und gesellschaftspolitisch zu viele externe Kosten verursacht.

Privat hat jedoch Entwicklungshilfe ihre Berechtigung, das heisst: Jeder darf helfen. System- und Strukturfehler durch die Einmischung der Uno in die Staatsausgaben unabhängiger Staaten dürfen nicht blind übernommen werden, schliesslich trägt die Uno heute nicht einmal zur Lösung bestehender Konflikte bei.

Luis Frei, Uznach

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Einspruch

Massiv ausgebaut

Die Privatsender sind viel besser, als von der *Weltwoche* dargestellt. *Von Markus Gilli*

Kurt W. Zimmermann spielt sich in seiner *Weltwoche*-Kolumne (*Weltwoche* Nr. 25/16) als Erleuchter des Privatfernsehens im Lande auf. Aus seiner Sicht liegen die privaten TV-Veranstalter auf der faulen Haut und rollen der SRG damit den roten Teppich aus. Ausser einem kurzen News-Block, ein bisschen Wetter und Talk bringe auch Marktleader Tele Züri nichts zustande, schreibt Zimmermann.

Die Wahrnehmung des Autors scheint diesbezüglich gestört zu sein. Das Programm von Tele Züri wird laufend ausgebaut. Wir haben neue Unterhaltungsformate wie «Swiss Dinner», «Boser & Böser» und «Im Heimatland» lanciert – und mit «Check Up» und «Da Vinci» erfolgreiche Magazine in den Bereichen Gesundheit und Wissenschaft ins Programm aufgenommen.

Zwei neue Sender

Auch die Leistungen im News-Bereich wurden ständig erweitert, vor allem bei Grossereignissen (vom Terror in Paris und Brüssel über Wahlen und Abstimmungen bis zum Verbrechen in Rapperswil) bieten wir umfassende Berichterstattung, zudem haben wir stark in Reportagen und Serien investiert. Dies alles ohne einen Rappen Geld aus dem übervollen Gebührentopf!

Dem Autor ist offenbar auch entgangen, dass die AZ Medien zwei neue nationale TV-Sender lanciert haben und wir im Schnitt pro Tag 630 000 Zuschauerinnen und Zuschauer erreichen.

Für Zimmermann alles Peanuts und Flugsand. Für ihn hat nur ein Sender die SRG vor mehr als fünfzehn Jahren in Quotenbedrängnis gebracht: TV3 aus dem Hause Tamedia. Was er allerdings verschweigt – und damit wird's richtig peinlich: Er zeichnete damals für TV3 verantwortlich, trieb den Sender in den Ruin, das Verlagshaus erstmals in seiner Geschichte in Schieflage.

Die Kritik an den privaten TV-Veranstaltern ist somit lediglich eine späte Selbstbeweihräucherung des gescheiterten TV-Manns.

Markus Gilli ist Chefredaktor der TV-Sender-Familie der AZ Medien (Tele Züri, Tele Bärn, Tele M1, TV24 u. a.).



«Ein Hauch von Gänschaut»: SP-Regierungsrat Fehr.

Hart, aber Fehr

Der Zürcher Sicherheitsdirektor Mario Fehr (SP) politisiert seit Jahren erfolgreich. Jetzt gerät er wegen eines Ausschaffungsentscheids unter Beschuss. Der Rückhalt in der eigenen Partei fehlt. *Von Alex Reichmuth*

Mario Fehr dürfte es in den vergangenen Tagen nicht so gut gegangen sein. Der Sicherheitsdirektor des Kantons Zürich stand im Zentrum eines Sturms der Entrüstung, angeführt vom *Blick*. Er, der Kritik so schlecht erträgt. Er, der es immer allen recht machen will. Am 9. Juni hatte eine tschetschenische Familie mit vier Kindern die Schweiz verlassen müssen. Der Bund hatte ihr Asylgesuch zuvor abgelehnt und auch keine Gründe gefunden, die gegen eine Ausschaffung sprachen. Vollziehen musste die Rückführung die Zürcher Kantonspolizei, für die Fehr verantwortlich ist. Journalisten warfen dem Sozialdemokraten

anschliessend vor, eiskalt gehandelt zu haben – trotz der breiten Solidaritätsbewegung und der vielen einfühlsamen Porträts der Familie. «Sturheit bodigt Menschlichkeit», schimpfte der *Blick*. Fehr habe «nichts getan» zugunsten der Familie. «Das soll einer verstehen!», eiferte die *Schweizer Illustrierte* und verlieh Fehr ihren Schmähpriest «Kaktus». Die *Wochenzeitung* liess den linken Rechtsanwalt Marc Spescha zu Wort kommen, der Fehr eine «duckmäuserische Haltung» vorwarf. Der *Tages-Anzeiger* wiederum versuchte den SP-Mann zu verhöhnen: «Applaus für Mario Fehr – aus der SVP», titelte er nach einer Sitzung des Kantonsparlaments.

Das alles wäre für Fehr wohl noch zu ertragen gewesen. Mehr dürfte ihm die Kritik aus der eigenen Partei zu schaffen gemacht haben. Sie erwarte von einem SP-Sicherheitsdirektor, dass er sich «mit Vehemenz dafür einsetzt, den vorhandenen Spielraum zugunsten von solchen Fällen auszunutzen», ätzte die Zürcher Neo-Nationalrätin Mattea Meyer. Ihre Ratskollegin Cesla Amarelle, ebenfalls SP, aus der fernen Waadt, bezeichnete die Amtsführung Fehrs gar als «eines Sozialdemokraten unwürdig». Selbst die Leitung der SP Kanton Zürich liess sich zu einem Seitenhieb auf ihren Regierungsrat verleiten. «Der Umgang mit Familien mit Kindern sollte



aufgetaucht waren. In der Zürcher Politik gingen daraufhin Diskussionen über die Rechtmässigkeit des Trojaner-Kaufs los.

Juso-Aktion platzte wie eine Seifenblase

Für die Strafanzeige der Juso gegen den eigenen Regierungsrat hatte allerdings kaum jemand Verständnis. Eine «Sommerposse» und «typischer Juso-Polit-Gag» sei die Aktion, war man sich bei den Parteien einig. Die Juso würden sich «wie pubertierende Jugendliche» benehmen. Eigentlich hätte sich Fehr wegen der Anzeige gelassen zurücklehnen können – zumal er wusste, dass er rechtlich sehr gute Karten beim Softwarekauf hatte. Doch stattdessen reagierte er verletzt: «Ich hätte es nie für möglich gehalten, dass Mitglieder der Partei, der ich seit 33 Jahren angehöre, zu rein politischen Zwecken ein Strafverfahren gegen mich anstreben», gab Fehr zu Protokoll. Er nahm an den Fraktionssitzungen

Es fallen reihenweise positive Attribute: dossiersicher, sattelfest, gewissenhaft, glaubwürdig.

der kantonalen Partei nicht mehr teil. Dann sistierte er gar die Parteimitgliedschaft. Bei den Juso konnte man einen Volltreffer feiern. «Dass ein Regierungsrat dermassen *täubelet* und sich überlegt, seine Partei zu verlassen, zeigt die Resonanz, die wir haben», so der damalige Co-Präsident Oliver Heimgartner.

Die Juso-Aktion platzte erwartungsgemäss wie eine Seifenblase. Im November lehnte es der Zürcher Kantonsrat ab, die Immunität Fehrs wegen der Strafanzeige aufzuheben. Und im Mai kam die Geschäftsprüfungskommission des Parlaments zum Schluss, dass der Trojaner-Kauf rechtens gewesen war und Fehr seine Kompetenzen nicht überschritten habe. Jetzt waren die Juso dran mit *Täubele*: Der GPK-Bericht sei «ungenügend und feige», schmollten sie. Schon zuvor hatten sie die Anzeige gegen Fehr zurückgezogen – wegen Aussichtslosigkeit. Es wäre für Fehr eigentlich ein Sieg auf der ganzen Linie gewesen. Aber zurück blieb der Eindruck, dass er wegen einer Profilierungsaktion einiger Jungpolitiker die Fassung verloren hatte. «Er hat wie eine beleidigte Leberwurst reagiert», sagt einer, der ihm politisch nahesteht.

Erfolgreich wie nur wenige Politiker

Das ist schade. Denn Mario Fehr ist erfolgreich. So erfolgreich wie nur wenige andere Politiker. Vor fünf Jahren wurde der frühere Adliswiler Gemeinderat und langjährige Nationalrat in die Zürcher Regierung gewählt – auf Anhieb mit dem besten Resultat aller Kandidaten. Dort übernahm er die heikle Sicherheitsdirektion, in der es mit Dossiers wie Polizei, Asyl oder Sozialhilfe an Tretminen nur so wimmelt. Doch Fehr macht seinen Job bestens. Die Polizei ist auf

Vordermann und arbeitet wieder mit Sollbestand. Die Kriminalitätsrate im Kanton ist vergleichsweise tief. Die vielen Asylsuchenden, die der Kanton zugewiesen bekommt, konnten bisher ohne Skandalschlagzeilen untergebracht werden. Auch eine Reform der Schweizer Sozialhilfe-Richtlinien ist angedacht dank des Engagements aus Zürich. Es gab in der Sicherheitsdirektion während Fehrs Wirkungszeit nie eine nennenswerte Panne. Der Departementschef musste bisher keine wesentliche Niederlage einstecken.

«Unglaublich verletzlich»

Bei Weggefährten wie bei politischen Kontrahenten – von der äusseren Linken abgesehen – ist man sich einig: Fehr macht es gut. Sehr gut sogar. Es fallen reihenweise positive Attribute: Er sei kompetent, dossiersicher, sattelfest. Gewissenhaft, glaubwürdig, lösungsorientiert. Ein gutes politisches Gespür habe er. Keine Berührungängste. Auch rhetorisch sei er im Schuss.

Und doch ist bei fast allen, die Fehr näher kennen, ein Seufzen zu vernehmen, wenn man nach ihm fragt. Er sei trotz seiner Leistungen überaus ängstlich – zwar nicht äusserlich erkennbar, aber im Versteckten. «Fehr ist unglaublich verletzlich», sagen gleich mehrere Weggefährten. Denn er neige zu Perfektionismus. Könne es kaum ertragen, wenn er nicht bei allen gut dastehe. Und hadere mit sich, wenn die Wirklichkeit und seine hohen moralischen Ansprüche auseinanderklafften. Dass die reale Welt oft nicht mit der angestrebten übereinstimme, mache zwar vielen Linken in Exekutivämtern zu schaffen. Aber nur wenige litten darunter so stark wie Fehr. Einige Gefährten äussern sogar echte Angst um seine innere Balance. Sie befürchten, «dass Mario menschlich an seinem Amt zerbricht». >>>

von besonderer Rücksicht geprägt sein», mahnte sie in einem Communiqué. Nur von einem hörte man nichts: von Mario Fehr.

Wieder einmal steht der Sozialdemokrat, der letztes Jahr glanzvoll im Amt bestätigt worden ist, im Konflikt mit Exponenten seiner eigenen Partei. Dabei ist der letzte Krach eben erst beigelegt worden: der mit den Jungsozialisten. Letzten Sommer hat die Juso Kanton Zürich Strafanzeige gegen ihn eingereicht. Die Kantonspolizei hatte zuvor eine Überwachungssoftware für rund eine halbe Million Franken angeschafft, mit Fehrs Segen. Mit diesem sogenannten Trojaner, eingekauft bei der italienischen Sicherheitsfirma Hacking Team, hätte die Polizei in Computer und Handys eindringen und so potenzielle Kriminelle und Dschihadisten überwachen können. Bekannt geworden war der Kauf, weil Hacking Team selber gehackt worden war und die Informationen auf der Enthüllungsplattform Wikileaks



Zürcher SP-Vertreter mit Dalai-Lama, 2010.

Die Suppe selber auslöffeln

Tausende abgelehnter Asylanten verlassen die Schweiz nicht und tanzen den Kantonen auf der Nase herum. Der Bund steht in der Pflicht, für Besserung zu sorgen. *Von Alex Reichmuth*

Die Bilder erinnern an Zustände in Griechenland: In Renens im Kanton Waadt hat sich ein wildes Asylantencamp gebildet. Im Garten einer Notschlafstelle nächtigen bis zu hundert Schwarzafrikaner. Sie haben kein Aufenthaltsrecht, weigern sich aber, die Schweiz zu verlassen. Die Behörden sind anscheinend machtlos: Der Kanton schickte zwar die Polizei – aber nur, um Abklärungen über die Identität der Afrikaner vorzunehmen. Der Bund wiederum will mit dem Camp nichts zu tun haben, weil Ausschaffungen Sache der Kantone sei.

Die Waadt zählt gemäss der SRF-Sendung «10 vor 10» zu den Kantonen, die abgewiesene Asylbewerber am wenigsten konsequent ausschaffen – nebst Genf, Schaffhausen und Zug. Doch auch in anderen Kantonen sind Asylanten ohne Bleiberecht, die nicht gehen wollen, ein ungelöstes Problem. Insgesamt verzeichnete der Bund Ende Mai 2891 Asylbewerber, deren Wegweisung von den Kantonen derzeit nicht vollzogen werden kann. Zudem halten sich wohl Tausende abgetauchte Asylanten in der Schweiz auf, die in keiner Statistik erscheinen.

Zusammen mit den Kantonen will der Bund demnächst detailliertere Zahlen zur Wegweisungspraxis publizieren. Er hoffe, dass «dies einen gewissen Druck aufbaut



Lasche Praxis: Asylantencamp in Renens.

und die Einsicht in den Kantonen wächst, die noch im Verzug sind», sagte Hans-Jürg Käser (FDP), Präsident der Konferenz der kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren. Käser gilt als enger Gefolgsmann von Asylministerin Simonetta Sommaruga (SP).

Die Vollzugsmisere punkto Wegweisungen den Kantonen in die Schuhe zu schieben, greift aber zu kurz. Zwar ist ein Teil der Probleme tatsächlich hausgemacht. So gehen einige Kantone bei Rückschaffungen deutlich lascher ans Werk als andere. Graubünden und Luzern hingegen, um zwei Beispiele zu nennen, verhängen bei abgelehnten Asylgesuchen, wenn immer möglich, Ausschaffungshaft, um ein Abtauchen zu verhindern. In anderen Kantonen wie Schaffhausen wiederum fehlen schlicht die Haftplätze für eine solche Praxis.

Aktivisten verhindern Ausschaffung

Dennoch scheitern auch die strengsten Kantone regelmässig. Sie können Asylanten nicht ausschaffen, weil diese keine gültigen Reisepapiere haben, weil ihre Heimatländer sie nicht zurücknehmen oder weil «Flüchtlingshelfer» ihre Rückschaffung vereiteln. So blockierten im letzten November in Luzern vierzig Aktivisten den Ausgang eines Polizeigebäudes und verhinderten, dass ein Eritreer rechtzeitig sein Flugzeug in Richtung Italien erwischte.

Im Prinzip ist es absurd: Der Bund prägt die Asylpraxis. Diese ist derzeit grosszügig. Unter Führung von Bundesrätin Sommaruga lässt der Bund nicht nur kriegsvertriebene Syrer zum Asylprozess zu, sondern auch Tausende von Nigerianern, Gambiern oder Marokkanern, die offensichtlich aus wirtschaftlichen Gründen gekommen sind. Die Asylanten werden dann auf die Kantone verteilt; diese sind demnach zuständig dafür, die Asylanten nach abgelehntem Gesuch wieder aus der Schweiz zu bekommen, was oft schwierig bis unmöglich ist.

Ändern könnte sich dieser Missstand zumindest teilweise mit dem neuen Asylgesetz, das Anfang Juni gutgeheissen worden ist: Sechzig Prozent der Asylgesuche sollen in Zukunft direkt in Bundeszentren bearbeitet und entschieden werden. Damit ist auch der Bund für viele Wegweisungen selber zuständig. Er muss dann die Suppe, die er sich eingebrockt hat, selber auslöffeln.



«Das soll einer verstehen!»: Ausschaffungsflug

Bei Medienleuten ist Fehrs pedantische Art berüchtigt. «Mit Journalisten telefoniert er, bis das Handy glüht, um sie mit allen Mitteln davon abzubringen, Kritisches über ihn zu publizieren», schrieb die NZZ am Sonntag. Seine Empfindlichkeit komme ihm «ständig in die Quere». Der Tages-Anzeiger kritisierte in einem Porträt mit dem Titel «Mario Fehr, der Untertaucher»: «Zum Schweigen im richtigen Moment gehört auch die Fähigkeit zu erkennen, wann reden angezeigt ist.»

Fan des Dalai-Lama

Privat soll Mario Fehr locker und jovial sein. Wie aber ist sein Mangel an Gelassenheit zu erklären, sobald er in offizieller Mission unterwegs ist? Das muss offenbleiben. «Absolut unmöglich», lautet die Antwort seiner Direktion auf die Anfrage für ein Interview. Dafür fehle es Fehr an Zeit. Er nehme Medientermine sehr gewissenhaft wahr, was mit entsprechendem Aufwand verbunden sei, deutet sein Medienchef an.

Der 58-Jährige gilt als Fan der tibetischen Kultur, die insbesondere die Ausgeglichenheit hochhält. «Meine eigenen Sorgen und Probleme relativieren sich oft, wenn ich mir vor Augen führe, mit welcher Friedfertigkeit und Heiterkeit der Seele das tibetische Volk sein Schicksal trägt und mit welcher Gelassenheit die Menschen mit ihren Leidensgeschichten umgehen», schrieb Fehr 2003 im Beobachter. Damals war er Präsident der Parlamentarischen Gruppe für Tibet und berichtete geradezu schwärmerisch von einer Begegnung mit dem Dalai Lama. Als das spirituelle Oberhaupt der Tibeter beim Treffen den Raum betreten habe, so Fehr damals, «ergriff mich ein schwer zu beschreibendes Gefühl». Dieses sei am



Zürich–Moskau, 9. Juni 2016.

ehesten «mit einem Hauch von Gänsehaut» zu vergleichen. Noch nie habe ihn eine Begegnung mit einem Menschen «so beeindruckt und berührt».

Bloss einige Sätze

Nach der Rückführung der tschetschenischen Asylantenfamilie haben alle auf eine Stellungnahme von Mario Fehr gewartet – Kritiker wie Unterstützer. Dass dieser auf Tauchstation blieb, sei schwach gewesen, wird ihm nun vorgehalten. In der Tat hätte es einige Sätze von seiner Seite gebraucht, um dem Gezeter in den Medien Paroli zu bieten: dass die Situation der Familie mehrfach gewissenhaft geprüft worden sei. Dass der Entscheid der Ausweisung eindeutig und nach rechtsstaatlichen Kriterien zustande

Fehr hätte sich bei einem Statement auf seine Überzeugungskraft verlassen können.

gekommen sei. Und dass er als Politiker solche Entscheide nicht willkürlich umstossen könne, weil er sonst tatsächlich seine Kompetenzen überschreiten würde. Solche Argumente wären wohl für eine Mehrheit der Einwohner des Kantons Zürich nachvollziehbar gewesen.

Fehr hätte sich bei einem Statement auf seine Überzeugungskraft verlassen können. Denn wenn er an die Öffentlichkeit tritt, wirkt er trotz seiner angeblichen Unsicherheit ruhig und gelassen. Möglicherweise hat er in solchen Momenten ja jeweils einen «Hauch von Gänsehaut». Aber unter dem Kittel, und das sieht ja keiner.

Frisierter Bericht

Der Bundesrat hat in einem Expertenbericht zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative kritische Passagen einfach streichen lassen. Von Hubert Mooser

Bundespräsident Johann Schneider-Ammann wolle mit einem neuen Vorschlag die Verhandlungen mit der EU aus der Sackgasse führen, berichtete die *Sonntagszeitung*. Zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) bringe er die von alt Staatssekretär Michael Ambühl entwickelte und von den Kantonen weiter verfeinerte Schutzklausel-Variante wieder auf den Tisch. Diese Lösung werde auch in einem bundesrätlichen Bericht zuhanden des Parlamentes als einziger EU-konformer und damit aussichtsreicher Vorschlag angesehen.

Variante verletzt die Verfassung

Tatsächlich war das Fazit des Berichtes zu diesem Vorschlag vernichtend, wie die *Weltwoche* vor zwei Wochen berichtete. Weshalb ist die weiterentwickelte Ambühl-Variante für Schneider-Ammann jetzt trotzdem salonfähig? Um das zu verstehen, müssen wir kurz zurückblenden. Sommarugas Bundesamt für Justiz (BJ) hat im Auftrag der Staatspolitischen Kommission (SPK) alternative Umsetzungsvarianten zur MEI geprüft und die Ergebnisse zu einem Bericht verdichtet – wie dies die Kommissionsmitglieder und Nationalräte Kurt Fluri (FDP, SO) und Marco Romano (CVP, TI) in Anträgen verlangt hatten.

Die Juristen nahmen dabei auch die sogenannte Bottom-up-Schutzklausel, also das

Ambühl-Modell, unter die Lupe. Diese funktioniert in etwa so: Wenn in einer Region und in einer Branche, verglichen mit anderen Wirtschaftsräumen, die Arbeitslosigkeit stark steigt und die Löhne stark sinken, kann man Begrenzungsmaßnahmen in Betracht ziehen. Der Bericht trieft nur so von devoter Rücksichtnahme auf Brüssel. Zum Beispiel heisst es darin: «Die Bottom-up-Schutzklausel ist grundsätzlich nicht mit dem Personenfreizügigkeitsabkommen vereinbar.» Und weiter: «Bei der Einführung einer Bottom-up-Schutzklausel bedürfte es daher einer Einigung mit der EU über die Interpretation des bestehenden Abkommens oder eine Anpassung des Personenfreizügigkeitsabkommens.»

Doch das Modell hat aus Sicht der BJ-Juristen einen problematischen Nachteil. Der Vorschlag sei mit dem neuen Zuwanderungsartikel in der Verfassung nicht vereinbar – weil er

Ob es tatsächlich ein Weg aus der Sackgasse ist, muss sich erst noch weisen.

auf die im Grundgesetz verlangten Höchstzahlen und Kontingente verzichte. Genau wegen dieser Passage hatte der Bundesrat am Elaborat aus Sommarugas Küche keine grosse Freude – insbesondere Wirtschaftsminister Schneider-Ammann nicht. Er verfasste einen kritischen Mitbericht zum Papier, in dem er das Streichen der fraglichen Passage forderte. Sommaruga nahm das Papier zurück und legte nun letzte Woche eine Version vor, in der der Teil über die Verfassungskompatibilität herausgestrichen worden war. Und das Ende der Geschichte:

Der frisierte Bericht ging nun an die SPK, den Teil über die Verfassung will der Bundesrat laut gutinformierten Kreisen den Kommissionsmitgliedern wenn nötig bei der Beratung mündlich kommunizieren. Ob es tatsächlich ein Weg aus der Sackgasse ist, muss sich erst noch weisen. Alt-Bundesrat Christoph Blocher (SVP) gab sich jedenfalls in einem Interview mit der *Schweiz am Sonntag* skeptisch: «Wir sind einverstanden mit einer Schutzklausel, die durch den in der Verfassung verlangten Inländervorrang, durch jährliche Kontingente und Höchstzahlen die Masslosigkeit der Zuwanderung unterbindet», sagte Blocher. Kontingente und Höchstzahlen – das sieht die Bottom-up-Klausel eben nicht vor.



Problematischer Nachteil: Schneider-Ammann.

Zweifelhafter Held

Seit über einem Jahrzehnt führt der selbsternannte Whistleblower Rudolf Elmer Justiz und Medien an der Nase herum. Selten wurden die Grenzen des Rechtsstaats so gnadenlos ausgereizt. *Von Alex Baur*

Exakt elf Jahre sind ins Land gegangen, seit die Bank Julius Bär im Sommer 2005 Strafanzeige gegen ihren ehemaligen Mitarbeiter Rudolf Elmer einreichte. Der Vorwurf: Der Gefeuerte soll durch die Veröffentlichung zahlreicher Kundendaten sowie mit Schreiben an Steuerbehörden und anonymen Drohmails die Bank unter Druck gesetzt haben. Im Hintergrund stand die Forderung nach einer Abgangsentschädigung von einer halben Million Franken.

Fünfeinhalb Jahre später, im Januar 2011, verurteilte das Bezirksgericht Zürich Rudolf Elmer wegen Drohung, mehrfacher versuchter Nötigung und Verletzung des Bankgeheimnisses zu 240 Tagessätzen bedingt. Später kam noch eine zweite Verurteilung wegen Bankgeheimnisverletzung und Urkundenfälschung zu 300 Tagessätzen hinzu. Letzte Woche wurde vor dem Zürcher Obergericht über die Berufung gegen beide Urteile verhandelt.

Die Staatsanwaltschaft fordert eine Strafe von insgesamt viereinhalb Jahren Gefängnis, Elmer einen Freispruch sowie Entschädigung in Millionenhöhe. Doch vorweg verlangt er eine Rückweisung ans Bezirksgericht, das den Fall neu aufrollen soll. Was unweigerlich die Verjährung bedeuten würde. Und Rudolf Elmer machte auch gleich klar, dass er jedes Urteil, das nicht in seinem Sinne ausfällt, anfechten werde, «wenn nötig bis Strassburg».

Aus juristischer Sicht gibt es vor allem eine Knacknuss. Die von Elmer publik gemachten Bankkundendaten stammen aus der Zweigniederlassung der Bank Bär auf den Kaimaninseln in der Karibik. Elmer war dort von 1994 bis zu seiner Entlassung 2003 tätig. Es stellt sich mithin die Frage, ob das Schweizer Bankgeheimnis auch für einen sogenannten Offshore-Finanzplatz gilt, der von Kunden ja gerade deshalb gewählt wird, weil dort andere Gesetze gelten. Allerdings betreffen etliche in Umlauf gebrachte Daten auch Schweizer Konten.

Elmer bezeichnet sich als Whistleblower, also als einen, der aus Gewissensnot das Recht gebrochen hat, um ein noch grösseres Unrecht zu denunzieren. Allerdings ist er sehr selektiv beim Aufdecken. So freizügig er mit der Privatsphäre von Bankkunden umspringt, so sperrig gibt er sich, wenn es um die eigenen Interessen geht. Auch vor Obergericht machte der Angeklagte reichlich von seinem Aussageverweigerungsrecht Gebrauch. Was man ihm nicht schwarz auf weiss nachweisen kann, stellt Rudolf Elmer erst einmal in Abrede. Es gilt die Unschuldsvermutung.

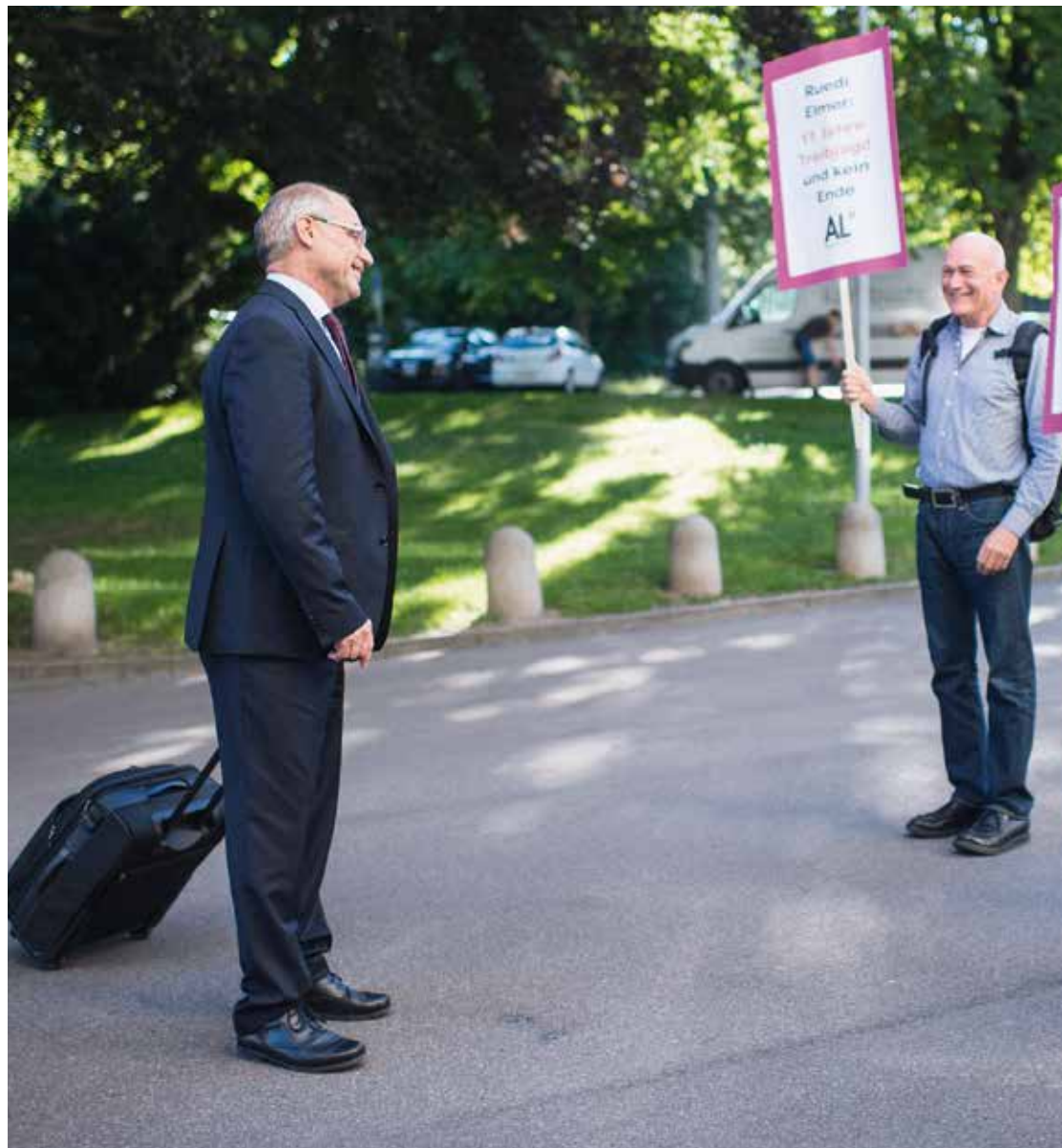
Selten hat ein Angeklagter die Grenzen der Strafjustiz derart schonungslos ausgereizt. Kaum hatte die Polizei 2007 ihren ersten Untersuchungsbericht abgeliefert, war dieser bereits überholt. Die Untersuchung musste ausgeweitet werden, weil Elmer weiter massenhaft Daten von Bär-Kunden und einmal sogar einen gefälschten Brief von Angela Merkel via Wikileaks verbreitete. Ein volles Jahr nahm sodann die Erstellung eines psychiatrischen Gutachtens in Anspruch. Zwischendurch meldete sich der vermeintliche Anti-Banken-Aktivist für vier Jahre auf die Insel Mauritius ab, wo er diskret und klaglos Steuern für Offshore-Kunden optimierte. Als im Januar 2011 endlich

das erste Urteil erfolgte, übergab Elmer in London vor versammelter Presse Wikileaks-Gründer Julian Assange zwei CDs mit angeblichen Bankkundendaten. Angeblich. Gegenüber der Justiz behauptete er später, die Übergabe sei eine Art optische Täuschung gewesen, die Datenträger hätten nichts enthalten. Soll ihm einer das Gegenteil beweisen. Es gilt die Unschuldsvermutung.

Viel Zeit beanspruchten auch zahllose Eingaben und Beweisanträge, unter anderem auf die Sichtung von 7,5 Millionen Bankdaten, die nach Ansicht des Bezirksgerichts allerdings nichts zur Klärung beitragen konnte. Die Richter konnten «sich des Eindrucks nicht erwehren, dass auf Seiten des Beschuldigten auf Zeit gespielt wird». Aber das ist nicht strafbar. Es gilt die Unschuldsvermutung.

Mitgefühl von links

Ein Thema für sich sind die gesundheitlichen Probleme, die Elmer hinderten, Gerichtstermine wahrzunehmen. Um welche Gebrechen es sich handelt, konnte auch vor Obergericht nicht



Für seine Fans ein Held im Kampf gegen das Bankgeheimnis: Ex-Banker Elmer vor dem Zürcher

genau geklärt werden. Kurz vor einer Hauptverhandlung im Herbst 2014 meldete er sich in eine psychiatrische Klinik ab. Wäre der Prozesstermin geplatzt, wäre ein grosser Teil der Anklage verjährt. Das Gericht rief deshalb einen Amtsarzt auf den Plan. Dieser attestierte dem Angeklagten, allen Protesten und Eingaben der Verteidigung zum Trotz, volle Verhandlungsfähigkeit. Das Gericht beharrte also auf dem Termin. Doch in einer Verhandlungspause legte sich der Angeklagte plötzlich auf den Boden, angeblich hatte er einen Zusammenbruch erlitten. Erstaunlicherweise war er im fraglichen Zeitraum in der Lage, Interviews zu geben und auf der Alternativen Liste für den Kantonsrat zu kandidieren, wie Obergerichtspräsident Peter Marti monierte. Er habe bloss seinen Namen für die Liste hergegeben, rechtfertigte sich Elmer. Es gilt die Unschuldsvermutung.

Was es bedeutet, gegen Rudolf Elmer zu prozessieren, hat der Schreibende persönlich erlebt. Nachdem die *Weltwoche* 2011 («Ein schlechter Informant») und 2012 («Ehrenhafte Veräter») die Rolle des «Whistleblowers» kritisch

beleuchtet hatte, reichte dieser Zivilklage ein. Über die Jahre läpperten sich Rechtsschriften im Umfang von mehreren tausend Seiten zusammen, im letzten Mai gelangte das Bezirksgericht Zürich zum Schluss: Man darf Rudolf Elmer weder als Datendieb noch als Erpresser bezeichnen. Wir halten deshalb fest: Die Kundendaten gelangten auf ungeklärte Weise in Elmers Hände, der Schuldspruch wegen Drohung und Nö-

Wer Elmers Version in Frage stellt, muss mit juristischem Ungemach rechnen.

tigung ist auch nach elf Jahren nicht rechtskräftig – es gilt die Unschuldsvermutung.

Nun gab es – anders als von der NZZ behauptet – in dieser Sache nie eine Anklage, sondern nur ein Feststellungsbegehren, das zu drei Vierteln abgewiesen wurde. Konkret heisst das: Elmer muss die *Weltwoche* für ihre Umtriebe entschädigen (und nicht umgekehrt). Da der Mann aber als mittellos gilt – nicht einmal die Alternative Bank will ihn einstellen, wie am Obergericht zu erfahren war –, dürfte das Urteil, so es denn eines Tages rechtskräftig wird, ziemlich wertlos sein. Und es ist nicht die einzige Gerichtsklage, die Elmer gegen unbotmässige Journalisten anhängig machte. Es sind klare Warnungen: Wer sich nicht an die Vorgaben des selbsternannten Whistleblowers hält, muss mit Ungemach rechnen.

Die Bank Bär hat längst resigniert. «Um sich der lästigen Sache zu entledigen», so Staatsanwalt Peter Giger vor Obergericht, hat die Bank ihr Desinteresse an einer Verfolgung der Bankgeheimnisverletzung erklärt. Darüber hinaus zahlte sie Elmer in einem Vergleich 700 000 Franken. Striktes Stillschweigen ist Teil des Deals. Das Geld ist längst ausser Reichweite der Justiz. Es liegt in einem Offshore-Trust auf der Insel Jersey, im Namen von Elmers Tochter. Es gilt die Unschuldsvermutung.

Spätestens hier wäre von den linken Kreisen, die Elmer als Helden feiern, ein Stirnrunzeln zu erwarten. Doch *WoZ*-Autor Carlos Hanimann fand eine einfühlsame Erklärung: «Elmer konnte sich nie ganz von seiner Vergangenheit als Offshore-Banker lösen.» Anders als NZZ-Reporter Alois Feusi – er fabulierte von «kriminellen Machenschaften», die der Banker aufgedeckt habe – räumt Hanimann ein, dass die Ausbeute der Elmer-Daten nachgerade kläglich war. Der ehemalige Bär-Banker deckte keinen namhaften Finanzskandal auf, aufgrund der Datenlecks wurde kein einziger Straftäter überführt. Hanimann erklärt das so: «Es geht also am Ende nicht um einzelne Dokumente oder darum, ob jemand wegen Elmers Unterlagen ins Gefängnis musste.» Worum ging es dann sonst? Zweifellos haben einige Bär-Kunden über die Kaimaninseln Steu-



Optische Täuschung: Rudolf Elmer, 2011.

ern optimiert – meistens legal, vielleicht auch mal halblegal oder illegal. Die Reduktion der Steuerlast ist nicht der einzige, aber ein wesentlicher Vorteil des Offshore-Bankings. Die Enthüllung ist so banal wie die Feststellung, dass in einem Bordell Sex gegen Bezahlung zu haben ist. Was moralisch anrühlich sein mag, ist noch lange nicht kriminell.

«Besonders hinterhältig und dreist»

Die Frage nach dem Motiv scheint die Elmer-Fans kaum zu interessieren. Für sie ist er der Mann, der wesentlich dazu beigetragen hat, das Schweizer Bankgeheimnis zu zerstören. Sinnigerweise sind es dieselben Kreise, für die der Datenschutz nicht streng genug sein kann, wenn es etwa darum geht, Mörder und Vergewaltiger zu überführen. Doch im Kampf gegen die Reichen scheint jedes Mittel recht.

Das Bezirksgericht billigte Rudolf Elmer keinerlei ehrenwerte Beweggründe zu. Hinter dem Feldzug gegen den Ex-Arbeitgeber, so lesen wir im Urteil, sei nur ein Motiv erkennbar: «Rachsucht». Als «besonders hinterhältig und dreist» taxierten die Richter seine Drohungen.

Auch für Staatsanwalt Giger, der letzte Woche vor dem Obergericht die Anklage vertrat, ist Elmer kein Whistleblower. In einem Akt der Selbstjustiz und unter Missachtung jeder Rechtsstaatlichkeit, auf die er sich selber so gern beruft, habe er die «aggressivste Form der Geheimnisverletzung» gewählt. Durch sein selbstherrliches Vorgehen im «rechtsfreien Raum» von Wikileaks habe er Bankkunden in existenzbedrohende, ja vielleicht lebensgefährliche Not gebracht. Das Urteil steht noch aus. Es gilt die Unschuldsvermutung, auch nach elf Jahren – aber nur für Rudolf Elmer. Für seine Opfer galt sie nie. ○



Obergericht.

«Die Tragödie der Demokratie»

Der amerikanische Ökonom Woody Brock über Donald Trump und Hillary Clinton, die Schwachstellen der Demokratie und warum das Bruttoinlandprodukt nicht zur Messung des Wohlstandes taugt.

Von Beat Gygi und Florian Schwab und Hervé Le Cunff (Bild)

Am Schluss des Interviews mit dem amerikanischen Ökonomen und Chef des Beratungsinstituts Strategic Economic Decisions, Horace «Woody» Brock, hatten wir ein Blatt voller Grafiken in der Hand. Beim leidenschaftlichen Argumentieren hatte er Diagramme zu Hilfe genommen, um seine Worte zu illustrieren. Aber eigentlich hat er das nicht nötig. Wie sein Auftritt bei der Progress Foundation kürzlich in Zürich gezeigt hat, kann er komplexe Zusammenhänge durchaus einfach fassbar darlegen oder ihre Scheinkomplexität enttarnen. Im folgenden Gespräch macht er auch klar, woran die Debatte über Arm und Reich krankt.

Herr Brock, Sie sind mit der amerikanischen Politik und Wirtschaft bestens vertraut, Sie kennen die Clintons und die Trumps. Da möchten wir aus erster Hand wissen: Ist Donald Trump verrückt?

Ich glaube, er ist nicht verrückt. Ich sehe es so: Donald Trump ist liberal im amerikanischen Sinn, steht also Mitte-links, und er ist ein Geschäftsmann mit vielen guten Beziehungen, ein New Yorker. Viele denken, weil er verrückte Dinge sage, sei er verrückt. Aber ich vermute, dass er als Präsident ziemlich zurückhaltend wäre. Vielleicht ist er verrückt, vielleicht hat er mit seinen Auftritten auch einfach gratis eine Werbewirkung erzielt, die eine Milliarde Dollar wert ist.

Das tönt rational.

Das tönt sehr rational, aber noch viel wichtiger ist: Sogar wenn man Trump hasst und furchtbar findet, ist der zentrale Punkt im ganzen Wahlkampf der, dass die ganze Elite der Ost- und Westküste den Kontakt zu den mittleren Gebieten verloren hat. Im Mittleren Westen und in ähnlichen Regionen sind die Menschen sauer. Vierzig Jahre lang haben sie immer mehr Steuern bezahlt, und die Schulen wurden schlechter, die Welt wurde schlechter. China betrügt und hat den USA vier Millionen Jobs gestohlen – dies in krasser Verletzung der Regeln der Welthandelsorganisation.

China hat wirklich gestohlen?

Ja, und das US-Aussenministerium tat nichts, um die amerikanischen Arbeitnehmer zu schützen. Wenn also Trump sagt, man werde China in den Hintern treten, dann entspricht das dem Wunsch des amerikanischen Volkes. Auch wenn Trump mit Bemerkungen über Frauen und mit ande-



«Geht es mir heute besser als gestern?»: Ökonom Brock.

ren Dummheiten aneckt, so haben die Amerikaner doch die Nase voll vom heutigen Zustand. Das Establishment hat die öffentliche Meinung völlig falsch eingeschätzt.

Warum denn? Sie selber verkehren ja in dieser Welt.

Ich habe kürzlich ein Buch dazu geschrieben: «American Gridlock». Die Politik in Washington ist blockiert, sie tut nichts, sie ist erstarrt im alten Links-rechts-Gezerre. Dringend nötig wäre nun eine Margaret Thatcher, die sagt: «Geht mir aus dem Weg!» Die normalen Leute sind so frustriert, dass sie sich für Washington ein Erdbeben wünschen. Hillary Clinton kann das Wort Erdbeben nicht mal buchstabieren. Sie steht für das Establishment, sie wird völlig wirkungslos sein. Und wer mit 67 Jahren einen solchen Sozialismus vertritt, muss sich die Frage gefallen lassen: «Entschuldigung, was haben Sie geraucht?»

Warum merken intelligente Leute nicht, wenn sie den Kontakt zum Volk verlieren?

Wenn Sie in Harvard zum Lehren angestellt sind, werden Sie nicht entlassen, auch wenn dies gerechtfertigt wäre.

Ist denn die Demokratie nicht stark genug, um Regierungen so zu kontrollieren, dass sie im Sinne des Volkes handeln?

In Europa und auch in Amerika hat man ein riesiges Problem. In den 1880er Jahren hatte der deutsche Reichskanzler Bismarck die staatliche soziale Absicherung eingeführt, um die Sozialisten auf ihrem eigenen Terrain zu besiegen. Daraus ergaben sich zwei gravierende Folgen. Erstens wurde die Familie in ihrer umfassenden, verzweigten Form als soziales Netzwerk zerstört. Fünftausend Jahre lang war der Familienclan zuständig gewesen für die Absicherung im Alter und bei Krankheit; bei vierzig Kindern, Grosskindern und Verwandten war im Notfall immer jemand zur Stelle. Heute aber hat die normale Familie 1,3 Kinder, und sie ist in der Hand des Staates. Zweitens spielte die Abschaffung der Grossfamilie den Politikern in die Hände. In jeder Abstimmung werben sie um Stimmen, indem sie Wohltaten versprechen. Das ist die Tragödie der Demokratie: Die Politiker verpfänden die Zukunft, sie belasten die künftigen Generationen. In meinem Land haben sie für die nächsten fünfzig Jahre Leistungen versprochen, die das Vierfache eines jährlichen Bruttosozialprodukts ausmachen: Das sind ungedeckte Schulden.

Ist die Demokratie also zu schwach?

Sie braucht einen starken Rahmen. In der Schweiz gibt es zum Beispiel die Schuldenbremse. Selbst wenn man genug Stimmen erhielte, könnten Politiker die Zukunft einfach mit Hypotheken belasten. Solche durch die Verfassung festgelegten Grenzen sind nötig. Trump kann eben nicht einfach

das Frauenstimmrecht aufheben, das ist verfassungsmässig nicht möglich. Aber auf vielen Gebieten fehlen solche Schranken.

Die Regulierung der Arbeits- und Produktmärkte hängt ja auch mit der Gefälligkeitsdemokratie zusammen.

Vor allem die Europäer verstehen es offensichtlich noch nicht, wie wichtig bei raschem technologischem Wandel flexible Produkten- und Arbeitsmärkte sind. Heute wird ja praktisch jede Branche umgekrepelt. Die digitale Revolution bedeutet, dass wir laufend neue Jobs mit neuen Leuten besetzen müssen. Leute zu entlassen und anzustellen, muss deshalb leicht möglich sein. In den USA wurden vierzig Millionen Leute entlassen, aber die Arbeitslosenquote ist in dieser Zeit gesunken.

Es wird aber kritisiert, dass sich in den USA die unteren und mittleren Einkommenschichten seit Jahrzehnten finanziell nicht verbessert haben.

Klar, die Ungleichheit in der Vermögensverteilung wie auch in der Einkommensverteilung hat zugenommen. Aber das gilt für die herkömmlichen Messgrössen. Das kümmert den lieben Gott wenig, denn er ist morali-

«Die Armen hungern nicht, sie sind nicht abgemagert, sie sind dick.»

scherscher als die Intellektuellen, er weiss, was für die Menschen wichtig ist: Viel wichtiger als Einkommen und Vermögen ist für sie der Konsum. Und die Verteilung des Konsums ist heute gleichmässiger denn je in der Geschichte der Menschheit. Die Rockefeller-Enkel besuchen die gleichen Kleiderläden und kaufen die gleichen Elektrogeräte wie die grosse Masse. Die Armen hungern nicht, sie sind nicht abgemagert, sie sind dick.

Ist das nicht gerade ein Zeichen der Armut?

Das ist eine Riesengeschichte. In den USA denken viele, die Politik tue nichts für die Armen. Aber der Vermögenszuwachs im untersten Drittel der Einkommensklassen während der vergangenen dreissig Jahre ist grösser als im reichsten Zehntel. Vierzig Millionen Menschen profitieren von *food stamps* oder *tax credits*, das sind bald einmal 40 000 Dollar Einkommen pro Jahr, steuerfrei. Das ist meiner Meinung nach zu viel.

Sie sind ja auch der Ansicht, dass man heute für sein Geld viel mehr erhält als vor dreissig Jahren.

Das ist eine andere Geschichte. Und diese Geschichte – Martin Feldstein schreibt gerade ein Buch darüber – besagt, dass die Daten zum Wirtschaftswachstum, aus dem sich die Produktivität ableitet, Unsinn sind. Die offiziellen Statistiken beruhen auf dem System der volkswirtschaftlichen Gesamtrech-

nung, wie es Nobelpreisträger Simon Smith Kuznets 1928 entwickelt hat. Produktivitätswachstum heisst demnach: Wie viel mehr als im Vorjahr produziert ein Arbeiter in diesem Jahr? Es geht um Mengen oder Stück pro Person, aber das ist die frühere Welt. Damals mass man Weizen in Zentnern und Stahl in Tonnen. Es gab wenig neue Güter, keine Smartphones mit neuen Apps.

Man kann doch Mehrwert auch in Geld messen.

Sagen wir mal, ein Wissenschaftler erfindet eine Methode, mit der man mehr Pizzas herstellen kann. Eine Arbeitskraft kann dann mit dem gleichen Kapital jährlich zwei Prozent mehr Pizzas produzieren. Die Menge an Pizzas, die ich essen kann, steigt auch um zwei Prozent. Die Zunahme der Produktion entspricht genau der Zunahme im Lebensstandard. Heute ist das anders. Mit neuen Apps kann man ein Taxi plötzlich für den halben Preis doppelt so schnell bekommen. Da hilft auch die Messung in Geld nicht weiter.

Es geht uns also besser, als es die Statistiken anzeigen?

Es gibt eine einfache Testfrage: «Möchtest du zurück ins Leben, wie es vor dreissig Jahren war?» Die meisten Leute sagen nein; auch ich. Man kann noch genauer fragen: «Wie viel von deinem gegenwärtigen Einkommen würdest du aufgeben, wenn du das, was du heute konsumierst, eintauschen müsstest gegen das Konsumbündel, das du vor dreissig Jahren hattest?» Das heisst: Es gab keine Airbags, und es bestand somit Todesgefahr beim Autounfall, es gab kein Mittel gegen Leukämie, kein Thai-Essen, kein Handy, kein Internet, keine kostenlosen Apps und Navigationskarten. Jeder Amerikaner würde sagen: «Bitte nicht!» Aber jeder Präsidentschaftskandidat sagt: «Es geht euch schlechter, weil eure Reallöhne sinken.» Sie berufen sich auf Statistiken, die uns aber egal sein können, weil sie nichts über die Qualität aussagen und weil das Wort Sozialprodukt nichts bedeutet. Das ist ja definiert als Preis mal Menge, und jetzt schauen Sie: Mein Smartphone bietet vier Millionen Apps, das ist die Menge, und deren Preis ist gleich null. Also wäre das Sozialprodukt gleich null.

Ist ein Preis von null nicht eine Wunschvorstellung?

Nein. Ich habe dieses Smartphone hier vor vier Jahren für 400 Dollar gekauft. Plötzlich gab mir der liebe Gott den Taxi-Dienst Uber. Am nächsten Tag gab er mir GPS-Karten. Ich bin ein viel reisender Geschäftsmann und würde über tausend Dollar im Monat dafür zahlen, aber die Apps kosten nichts. Geht es mir heute besser als gestern? Natürlich, aber das hat mit offiziellen Produktivitätsstatistiken rein gar nichts zu tun. Die Daten sind komplett falsch, die Menschheit ist besser dran, als man denkt. ○

Syrer, die Marokkaner sind

Eine neue Umfrage der Uno zeigt: Mehr als ein Viertel der syrischen Flüchtlinge hatten im Ausland gelebt, bevor sie sich nach Europa aufmachten. Jeder achte angeblich afghanische Migrant hat nie in Afghanistan gelebt. *Von Kurt Pelda*



Geringe Zukunftschancen am Hindukusch: Einwanderer an der deutsch-österreichischen Grenze.

Es ist keine Völkerwanderung mehr, sondern eher ein stetes Tröpfeln. Seit Inkrafttreten des Flüchtlingsabkommens zwischen der Türkei und der EU am 20. März 2016 ist die Zahl der ankommenden Migranten auf den griechischen Inseln stark gesunken. Im Schnitt überqueren aber immer noch 121 Migranten und Flüchtlinge jeden Tag die EU-Aussengrenze in den griechischen Gewässern, wie Statistiken des Uno-Flüchtlingshilfswerks UNHCR zu entnehmen ist. Und obwohl Mazedonien seine Grenze zu Griechenland dichtgemacht und die Balkanroute damit geschlossen hat, kommen jeden Tag durchschnittlich 168 Migranten in Ungarn an. In Österreich sind es 154.

Fast ausschliesslich Schwarzafrikaner

Der Löwenanteil der Ankömmlinge in Süditalien – dieses Jahr bislang rund 60 000 – hat allerdings von Libyen aus übergesetzt. Schiffe der EU agieren dabei praktisch als Fähren, welche die Migranten ausserhalb der libyschen Gewässer aufnehmen und dann nach Sizilien bringen. Es handelt sich fast ausschliesslich um Schwarzafrikaner. 16 Prozent waren Kinder, die meisten von ihnen ohne Begleitung durch Erwachsene. 73 Prozent der in Italien ankommenden Migranten sind Männer.

Das ist in Griechenland ganz anders: Unter den 160 000 Migranten und Flüchtlingen, die

dieses Jahr, von der Türkei herkommend, gelandet sind, waren nur 49 Prozent Männer. Dafür war aber der Kinderanteil mit 32 Prozent auffallend hoch. Die wichtigsten Nationalitäten sind die syrische und die afghanische. Unter ihnen hat das Uno-Flüchtlingshilfswerk Umfragen durchgeführt, die interessante Einblicke geben. So sind mehr als ein Fünftel aller ankommenden Syrer kurdischer Herkunft, obwohl die Kurden nur rund 10 Prozent der Bevölkerung stellen und die kurdischen Siedlungsgebiete an der Grenze zur Türkei – mit Ausnahme der Städte Kobane und Manbidsch – am wenigsten vom Bürgerkrieg betroffen sind.

Immer mehr syrische Flüchtlinge kommen aus der Provinz Aleppo. Ein Zeichen, dass die epische Schlacht um Syriens grösste Stadt und die damit verbundenen Bombardierungen durch die russische und die syrische Luftwaffe wichtige Fluchtursachen sind. Aleppo und vor allem das Gebiet nördlich und südlich der Stadt ist seit Monaten heftig umkämpft. Während im Januar noch 24 Prozent aller syrischen Flüchtlinge aus Aleppo stammten, waren es im März laut der Uno-Umfrage schon 40 Prozent. Zu betonen ist in diesem Zusammenhang, dass es in der Stadt keine Truppen der Terrororganisation Islamischer Staat (IS) gibt.

Die allermeisten Syrer sind echte Flüchtlinge und haben gute Aufnahmechancen in Europa. Mehr als ein Viertel der irakischen Migranten geben sich laut EU-Grenzschutzagentur Frontex deshalb als Syrer aus. Noch krasser sind die Betrugsfälle bei den Wirtschaftsflüchtlings aus Marokko: Fast 40 Prozent von ihnen wollen sich als Syrer durchschmuggeln.

27,5 Prozent der syrischen Flüchtlinge haben mindestens sechs Monate im Ausland gelebt – in der Regel in der Türkei –, bevor sie sich zur Reise Richtung EU entschlossen. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer im Transitland betrug dabei mehr als zwei Jahre. Mehr als die Hälfte dieser Flüchtlinge gaben mangelnde Job- und Verdienstmöglichkeiten als Gründe für ihre Weiterreise an. In letzter Zeit mehren sich allerdings die Hinweise, dass der Anteil der direkt aus Syrien nach Griechenland flüchtenden Menschen steigt.

«Flucht» aus sicheren Gebieten

Mehr als 30 Prozent der afghanischen Flüchtlinge sind nicht direkt aus Afghanistan geflüchtet, sondern haben mindestens sechs Monate lang im Ausland gelebt, bevor sie sich auf ihre Reise nach Europa machten. Mehr als 12 Prozent aller Afghanen, die in Griechenland ankommen, haben ausserdem gar nie in Afghanistan gelebt. Es ist also irreführend, wenn man diese Minderheit unter dem Begriff Kriegsflüchtlinge subsumiert. Die meisten afghanischen Flüchtlinge kommen zudem aus den vom Krieg noch relativ wenig betroffenen Provinzen Kabul und Herat.

Die «Fluchtbewegung» der Afghanen erklärt sich stark mit den Entwicklungen im benachbarten Ausland, vor allem im Iran und in Pakistan. Ungefähr drei Millionen Afghanen leben im Iran, und die iranische Regierung hat schon vor längerem angekündigt, dass sie rund 2,5 Millionen von ihnen zurückschicken will. Ähnliches geschieht in Pakistan. Islamabad will rund 1,5 Millionen registrierte afghanische Flüchtlinge nach Afghanistan abschieben. Dem kommen nun offenbar viele Exil-Afghanen zuvor, indem sie sich nach Europa aufmachen. Obwohl die Schiiten in Afghanistan nur auf einen Bevölkerungsanteil von 10 bis 15 Prozent kommen, sind mehr als die Hälfte aller in Griechenland ankommenden Afghanen schiitische Muslime. Die Migrationsbewegung zeigt, dass sich Afghanistans schiitische Minderheit nur geringe Zukunftschancen am Hindukusch ausrechnet. ○



Medizin

Die Burnout-Masche

Die Pseudodiagnose «Burnout» entwickelt eine geradezu magische Anziehungskraft. Die Folgekosten für das Gesundheitswesen sind enorm. Bei der Behandlung von Ersch pfungen ist dringend mehr gesunder Menschenverstand angezeigt. Von *Monika R th Hürlimann*

Burnout ist keine medizinisch anerkannte Diagnose. Trotzdem hat in den letzten Jahren die Zahl der Menschen stark zugenommen, die wegen Burnouts in Behandlung sind und am Arbeitsplatz ausfallen. Im Kanton Graubünden etwa wurden 2015 fast 600 Personen wegen Erschöpfung stationär in der Psychiatrie behandelt, rund doppelt so viele wie 2002. Die Zahl der Tagesklinikpl tze in Graubünden stieg gleichzeitig von 43 auf 106.

Die Pseudodiagnose «Burnout» führt zu enormen Folgekosten, vor allem auch wegen Arbeitsausfällen, die meist mehrere Wochen oder sogar Monate dauern. Schon 2003 hat eine Studie des Bundes gezeigt, dass Stress Kosten von 4,2 Milliarden Franken verursacht, was damals 1,2 Prozent des Bruttoinlandsprodukts entsprach. Dabei ging mehr als die Hälfte dieser Kosten (2,4 Milliarden) auf Fehlzeiten am Arbeitsplatz zurück.

Nachfolgend zwei reale Beispiele, wie sich «Burnout»-F lle oft entwickeln:

Fall 1 — Weg in die Depression

Herr L., 45 Jahre, Familienvater, ist Abteilungsleiter in einer grossen Fertigungsfirma. Der Ausfall seines Stellvertreters beschert ihm viele Überstunden. Infolgedessen wird er für sechs Wochen krankgeschrieben, ohne medizinische Behandlung. Der Case-Manager der Krankentaggeldversicherung bereitet den Wiedereinstieg stufenweise vor. Doch L. will seinem Chef vermeintliche Führungs- und Organisationsmängel aufzeigen, was bei diesem auf Unverständnis stösst.

Der Hausarzt verlängert die Krankschreibung und überweist L. an einen Psychologen. Dieser «bearbeitet» die frühe Kindheit mit dem Patienten und stärkt dessen Überzeugung, Opfer der Umstände zu sein. Angesichts der drohenden Kündigung wird L. depressiv, worauf endlich eine ärztlich-psychiatrische Behandlung beginnt. Die empfohlenen Medikamente lehnt L. jedoch ab, ebenso ein Training von Kommunikationsfertigkeiten. Sein Chef brauche vielmehr eine Therapie, sagt er.

Später lässt sich L. in einer Burnout-Klinik behandeln. Schliesslich bekommt L. die Kündigung, auch wegen seines querulatorischen Verhaltens. Wegen der ärztlich attestierten Arbeitsunfähigkeit verzögert sich das Ende des Arbeitsverhältnisses noch um mehrere Mo-

nate.  ber diesen Termin hinaus bezieht er Leistungen der Versicherung. Insgesamt bekommt Herr L. für schtzehn Monate achtzig Prozent des Lohnes, ohne gearbeitet zu haben.

Fall 2 — Unglückliche Trennung

Frau M., geschieden, 57 Jahre, zwei erwachsene Kinder. Sie verliebt sich in einen Mann, der hundert Kilometer weit weg wohnt. Sie nimmt eine Stelle in der Firma ihres Partners an und übernachtet oft bei ihm. Drei Jahre später geht die Beziehung in die Brüche. Die Zusammen-



Es gilt als chic, gestresst zu sein.

arbeit mit ihrem Ex-Partner und die Pendlerei belasten M. stark. Sie wird krankgeschrieben. Schliesslich tritt sie in eine Burnout-Klinik ein, wo sie einmal wöchentlich mit einer Psychologin ihre Vergangenheit «aufarbeitet».

Nach dem Austritt weigert sich M., ihre Arbeit stundenweise aufzunehmen, weil sie sich zu schwach fühlt. Sie zieht es vor, für vorerst sechs Wochen eine Tagesklinik zu besuchen. Ihre Psychiaterin empfiehlt ihr zwar dringend den beruflichen Wiedereinstieg. Weil M. sich nicht ernst genommen fühlt, wechselt sie zu einer anderen Ärztin. Ihr bequemes Leben finanziert die Versicherung.

Typisch an den beiden F llen ist, dass die Betroffenen krankgeschrieben werden, ohne dass zuvor die Ursachen der Überlastung spezifisch angegangen wurden. Weil sie sehr lange ausfallen, stehen ihre Chancen schlecht, je wieder in die Arbeitswelt zurückzukehren.

Die Diagnose «Burnout» entwickelt heute eine geradezu magische Anziehungskraft. Es gilt als chic, gestresst zu sein. Zudem hat sich ein wohlmeinendes System gebildet: Hausärzte schreiben Betroffene sofort krank. Therapeuten sehen sich als Anw lter der Seele und stärken das Selbstverständnis der Betroffenen als Opfer. Kliniken mit speziellen Burnout-Angeboten schiessen wie Pilze aus dem Boden. Derweil sind Arbeitgeber bei Fehlen ihrer Mitarbeiter durch Versicherungen entlastet. So hat sich eine komplexe und kostspielige Burnout-Maschinerie aufgebaut – auch wenn es politisch unkorrekt wäre, die vielen Helfer als Profiteure zu bezeichnen.

Chance auf eine gute Lösung

Was tun? Vorbeugung muss an erster Stelle stehen. Es gilt, bei F llen von Erschöpfung rasch die konkreten Ursachen anzugehen – wenn möglich zusammen mit Vorgesetzten, Partnern und Freunden der Betroffenen. Deren Situation wird meist nicht besser, wenn sie monatelang isoliert in Kliniken leben und wenn Therapeuten in ihrer Kindheit nach Krankheitsursachen suchen.

Wer Probleme frühzeitig und sachlich anspricht, hat die Chance auf eine gute Lösung. H tte Herr L. mit seinem Chef rechtzeitig offen über seine Mehrbelastung gesprochen, hätten sich die beiden auf eine Entlastung für L. einigen können. Umgekehrt sollten Vorgesetzte wissen, dass sich hinter vielen Überstunden eines Mitarbeiters eine Überforderung verbergen kann. Ein vom Arbeitnehmer gewünschter unbezahlter Urlaub könnte zu Erholung und Zufriedenheit beitragen. Allgemein sollten Stress und Überlastung mehr mit gesundem Menschenverstand statt mit Aktionismus angegangen werden – egal, ob im privaten Umfeld, in der Sprechstunde beim Arzt oder in der Behandlung eines Therapeuten.

Monika R th Hürlimann ist Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie FMH und kognitive Verhaltenstherapie. Sie führt eine eigene Praxis in Landquart GR.

Traum von der «perfekten Zehn»

Giulia Steingruber ist die erfolgreichste Schweizer Kunstturnerin der Gegenwart. Hier spricht die St. Gallerin offen über die enormen körperlichen Belastungen in ihrem Sport und über das Verhältnis zu ihrer schwerstbehinderten Schwester. Von Thomas Renggli und Thomas Buchwalder (Bild)

Maggingen. Das Hochplateau über dem Berner Seeland ist sozusagen der Olymp des Schweizer Sports. Wer es bis hier hinauf schafft, kennt die Siegerpodeste nicht nur aus dem Fernsehen. Der Ort hat etwas Mystisches und ist gleichzeitig helvetisch-bodenständig. Kühe weiden auf sattgrünen Wiesen, Bauernhäuser und Chalets verteilen sich in grosszügigen Abständen.

Die Schweizer Kunstturn-Équipe trainiert hinter der gläsernen Fassade der Jubiläumshalle. Fotos oder Filmaufnahmen sind während der Übungseinheiten nicht gestattet. Denn hier wird an Details und Nuancen geschliffen, die nicht für die Augen der Konkurrenz bestimmt sind, die an den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro aber den Unterschied ausmachen könnten.

Und dort sollen die Schweizer/-innen im August eine wichtige Rolle spielen und ihre jüngsten Leistungsexploits bestätigen. Bei den Männern hat sich die Schweiz zum ersten Mal seit 24 Jahren für den olympischen Teamwettbewerb qualifiziert.

Im Mittelpunkt des Interesses steht eine junge Frau, die an den Europameisterschaften in Bern im Boden- und Sprung-Wettbewerb ihre kontinentalen Titel Nummer vier und fünf gewonnen und die Sportart in die Wahrnehmung der breiten Öffentlichkeit gehoben hat. Giulia Steingruber: Die 22-jährige St. Gallerin aus Gossau ist die mit Abstand erfolgreichste Schweizer Kunstturnerin der Gegenwart.

Sie empfängt die Besucher mit freundlichem Lächeln und festem Händedruck im Vorraum der Trainingshalle. Es ist Mittagspause. Nur im angrenzenden Unterrichtszimmer, wo die Athleten ihr schulisches Pensum bewältigen, herrscht Betrieb. Doch der Wettkampfgedanke ist in Maggingen allgegenwärtig. Die dicht aneinandergereihten Geräte in der Halle lassen erahnen, dass der Weg an die Olympischen Spiele von viel Schweiß und Schmerz geprägt ist.

In einem Glasbüro nippt Bernhard Fluck, Nationaltrainer der Männer, an einem Kaffeebecher und wacht über die Szenerie wie ein Bahnhofsvorstand über die einfahrenden Züge. Er strahlt Zuversicht aus; der Fahrplan nach Rio stimmt.

Giulia Steingruber setzt sich an den grossen Tisch. An der Unterseite ihrer Handgelenke wird eine dicke Schicht Hornhaut sichtbar.

Giulia Steingruber, Ihre Eltern sind beide ausgebildete Fussballtrainer. Weshalb sind Sie nicht Fussballerin geworden?

Ich hatte schon als Kind einen ausgeprägten Bewegungsdrang, bin herumgesprungen und -gepurzelt und habe zu Hause das ganze Mobiliar in meine sportlichen Aktionen einbezogen. Das Sofa war die Sprungmatte, das Bett das Trampolin. Meine Eltern liessen mich viele Sportarten ausprobieren – und so bin ich zum Geräteturnen gekommen. Mit sieben Jahren bin ich beim Kunstturnen hängengeblieben. Meine Mutter musste damals die Trainer beim TZ Fürstenland Frauen fast anflehen, damit ich noch mitmachen durfte. Denn mit sieben war ich eigentlich schon zu alt.

Aber Ihre Eltern hätten Ihnen im Fussball mehr zeigen können.

Definitiv. Wir haben viel zusammen Fussball gespielt – auf der Wiese oder der Strasse.

«Ich bin quasi in meine Karriere hineingerutscht. Dann merkt man: Es wird immer ernster.»

Und in meinem Quartier habe ich auch mit den älteren Buben gekickt. Wie weit mein Talent gereicht hätte, kann ich nicht sagen. Vermutlich nicht weit. Auf jeden Fall hatte ich grosse Freude daran.

Das Kunstturnen wird ja nicht unbedingt mit Freude, sondern eher mit harten Trainingsmethoden und Leidenschaft gleichgesetzt. Das Buch über Ariella Kaeslin («Leiden im Licht») hat hohe Wellen geschlagen. Haben Sie ähnliche Erfahrungen gemacht?

In meinen Anfängen habe ich oft zusammen mit Ariella trainiert. Aber wir sind zwei verschiedene Menschen und ganz unterschiedliche Sportlerinnen. Sie ging ihren Weg, ich meinen. Wir haben unterschiedliche Erfahrungen gemacht und empfinden unsere Situation anders. Das Buch über sie handelt vor allem von der Zeit mit dem damaligen Schweizer Nationaltrainer aus Frankreich [Eric Demay, die Red.]. Und damals war ich nicht dabei. Deshalb kann ich dazu nichts sagen.

Muss man sich im Kunstturnen erniedrigen lassen, um erfolgreich zu sein?

Diese Erfahrungen gibt es überall – auch im Berufsleben. Aber ich würde nicht von Er-

niedrigungen sprechen, sondern von Enttäuschungen. Die gehören zur Entwicklung. Bei uns kommen oft auch Verletzungen dazu. Erniedrigungen habe ich persönlich nie erlebt. Aber eine dicke Haut schadet als Spitzensportlerin sicher nicht.

Sie fühlten sich also nie unter Druck gesetzt?

Nein. Mein Einstieg ins Turnen war spielerisch. Natürlich sagte ich mit zwölf einmal: «Ich möchte an den Olympischen Spielen teilnehmen.» Aber welcher Teenager träumt nicht davon? Ich bin quasi in meine Karriere reingerutscht – vom Nachwuchskadertest über die Junioren-Nationalmannschaft. Und dann kam der Entscheid des Wechsels von St. Gallen nach Maggingen. Dann merkt man: Es wird immer ernster.

Wann realisierten Sie, dass es im Turnen reichen könnte?

Bei den Junioren gehörte ich noch nicht zu den besten. Ich war okay, aber mehr nicht. Dass einiges drinliegt, bemerkte ich an meiner ersten EM 2011 mit siebzehn Jahren. Im Sprung landete ich in der Qualifikation auf dem ersten Platz. Im Finale stürzte ich. Trotzdem war dieser Wettkampf ein Schlüsselerlebnis. Ich lernte damals auch, mit dem Misserfolg umzugehen.

Hat Ihre Vorliebe zum Springen etwas mit Ariella Kaeslin zu tun?

Nein. Das ist reiner Zufall. Wie gesagt, wir sind ganz unterschiedliche Typen. Trotzdem wurden wir zu Beginn oft miteinander verglichen.

Sie kamen mit vierzehn Jahren nach Maggingen – wurden von einem Tag auf den anderen quasi in die Selbständigkeit entlassen. Wie schwierig war das?

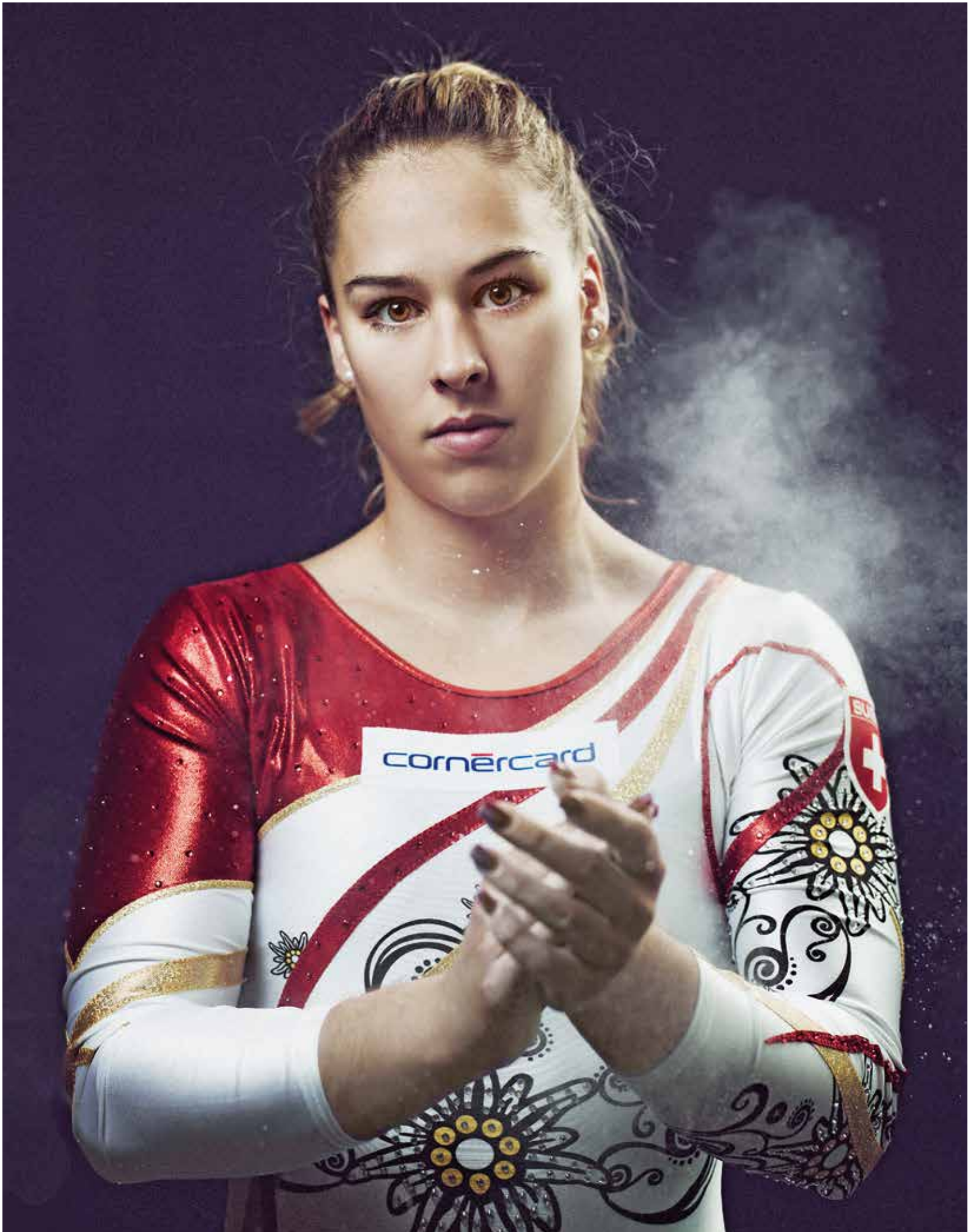
Das war sehr speziell. Am Anfang habe ich meine Freiheit etwas ausgenutzt. Aber man merkt dann sehr schnell, dass Erholung und genügend Schlaf sehr wichtig sind. Ich lebte bei einer Gastfamilie. Aber im jugendlichen Alter wird man sehr schnell selbständig.

Liessen Sie Ihre Eltern gerne ziehen?

Für meine Mutter war es nicht leicht. Das ist eine grosse Entscheidung, die Tochter mit vierzehn loszulassen und sie nur noch am Wochenende zu sehen. Damit gibt man auch die Erziehung aus der Hand. Aber sportlich war das meine Chance.

Wie schlimm war das Heimweh?

Es kam am Abend, wenn ich allein war und Zeit hatte. Während des Tages hat man viel



«Wir machen das freiwillig und für uns»: Doppel-Europameisterin Giulia Steingruber, 22.

zu tun, ist in einer geregelten Struktur und folgt dem Trainingsplan: Schule, Training, Schule, Training. Ich hatte das Glück, dass ich zusammen mit einer anderen Kunstturnerin bei meiner Gastfamilie lebte. Lucia Tacchelli kannte bereits das Leben in Magglingen und war wie eine grosse Schwester für mich. Und auch meine beste Freundin Jennifer Rutz aus Arnegg wohnte in der gleichen Strasse. Das hat mir sehr geholfen. Mittlerweile wohne ich in Biel. Das erleichtert mir den Ausgleich und das Abschalten – wenn Trainings- und Wohnort nicht so nahe beieinander sind, ist das besser für mich.

Sie trainieren 28 Stunden pro Woche. Gibt es überhaupt Zeit für etwas anderes?

Diese Zeit muss man sich nehmen. Bei den meisten kommt zum Training die Schule dazu. Ich bereite mich momentan auf die Matura vor. Am Donnerstag können wir oft in den Abendverkauf oder an den See. Im Winter gehe ich gerne zum Eishockey nach Biel, und in der nächsten Saison möchte ich unbedingt mal ein Heimspiel des SC Bern sehen. Denn in dieser Halle haben wir an der EM wunderbare Erfahrungen gemacht. Jetzt möchte ich sie bei einem Eishockeymatch erleben. Aber es gibt auch Tage, da ist man so müde, dass man einfach im Bett liegen und nichts machen will. Auch ein Fernsehtag ist einmal schön. Wir kennen es halt nicht anders. Umso schöner sind dann die Ferien.

Das klingt wie ein Leben im Militär.

Das würde ich nicht sagen. Wir machen das freiwillig und für uns. Aber es ist klar: Der Trainingsplan bestimmt das Leben.

Sie sind erst 22 Jahre alt. Trotzdem gehören Sie im Kunstturnen bereits zu den älteren Athletinnen.

Ich habe halt tendenziell spät begonnen. Die amerikanischen Turnerinnen sind normalerweise zwischen 16 und 20 Jahre alt. Vor vier Jahren in London war ich mit achtzehn noch die jüngste Athletin der gesamten Schweizer Delegation.

Weshalb muss man im Kunstturnen so jung sein?

Die körperliche Belastung und der Verschleiss sind sehr gross. Und man muss auf vieles verzichten, gerade, was die berufliche Ausbildung betrifft. Ich denke nicht, dass man unseren Sport bis 38 Jahre ausüben kann. Es gibt aber Ausnahmen: Oxana Tschussowitina nimmt an den Olympischen Spielen in Rio teil – mit 41 Jahren. Aber wir in der Schweiz müssen im Kunstturnen unsere Sportkarriere vor dem Einstieg ins Berufsleben absolvieren.

Sie können vom Kunstturnen leben?

Zu Beginn dank meinen Eltern, und jetzt habe ich Glück mit den Sponsoren. Ich kann mir sogar die Matura im Selbststu-



«Es wird immer ernster»: EM in Bern, 2016.

dium leisten und daneben meine Eltern entlasten. Aber für den Rest des Lebens reicht das nicht. Wir sind keine Fussballer ...

Sie haben von Tschussowitina gesprochen. Nach der Usbekin ist ein Sprung benannt. Nun arbeiten Sie quasi an einer Weiterentwicklung dieses Elements – in Rio wollen Sie als erste Turnerin den Überschlag Salto zu kreieren?

«Wer erwischt wird, fliegt raus – und wenn niemand erwischt wird, waren wohl alle sauber.»

gestreckt mit zwei Schrauben zeigen. Dieser Sprung würde dann Ihren Namen tragen. Was bedeutete es für Sie, den «Steingruber» zu kreieren?

Das ist sehr speziell, aber zuerst muss ich den Sprung stehen – und zwar an einem Weltanlass, also an Olympia oder der WM. Die EM hätte zur Namensgebung nicht gereicht. Auf dem Schwebebalken gibt es schon ein Element, das nach mir benannt ist. Das erfüllt mich mit Stolz. Ich kann mich sozusagen in meiner Sportart verewigen.

Aber wenn eine andere Athletin den gleichen Sprung vor Ihnen zeigt, trägt er einen anderen Namen.

Ja. Beim Balken hatte ich grosses Glück. Im selben Wettkampf turnte eine Konkurrentin das gleiche Element. Aber ich war bei der Anmeldung zuerst.

Und wie weit nach oben im Klassement würde der Steingruber reichen?

Schwer zu sagen. Man weiss ja nicht, was die anderen Athletinnen zeigen. Und dann muss auch noch mein zweiter Sprung klappen. Für ein Topresultat sind immer zwei gute Sprünge nötig.

Was wäre Ihre Leistung von der EM in Bern an den Olympischen Spielen wert?

Mit denselben Sprüngen und der gleichen Darbietung am Boden würde ich vermutlich Vierte werden.

Und mit der halben Drehung mehr im Sprung könnte es für einen Platz auf dem Podium reichen ...

... könnte. Aber ich will nicht zu weit denken. Denn so würde ich mich unnötig unter Druck setzen. Aber träumen darf man immer. Und wenn ich zwei optimale Sprünge zeige, habe ich alles Mögliche gemacht. Ich kann mir dann nichts vorwerfen.

Die härtesten Gegnerinnen kommen aus den USA, aus China und Russland. Die Weltmeisterin im Sprung, Marija Passeka, ist Russin. Was denken Sie, wenn Sie vom russischen Staatsdoping hören?

Aus dieser Diskussion halte ich mich raus. Wer erwischt wird, fliegt raus – und wenn niemand erwischt wird, waren wohl alle sauber. Letztlich muss jeder Sportler selber mit seinem Gewissen leben.

Sie sind quasi als Familienfirma organisiert. Wie wichtig ist Ihnen das persönliche Umfeld?

Sehr wichtig. Ich habe ein Management, Sportemotion, zur Unterstützung meiner Eltern. Denn sie sind beide voll berufstätig. Aber die wichtigen Entscheide diskutieren wir immer in der Familie. Die Eltern kennen mich am besten – und ihnen vertraue ich am meisten. Ohne meine Eltern hätte ich den Durchbruch nie geschafft.

Ihre ältere Schwester Désirée ist von Geburt an geistig und körperlich stark behindert. Welche Rolle spielt sie in Ihrem Leben?

Sie ist sehr wichtig für mich. Und sie ist genauso eine Schwester, wie wenn sie kein Handicap hätte. Ich habe es durch Désirée extrem schätzen gelernt, wie ich mich bewegen kann.

Mussten Sie als Kind zurückstecken?

Nein – das habe ich nie so empfunden. Meine Eltern hatten immer genügend Zeit für uns beide. Aber ich kannte es ja auch nicht anders.

Realisiert Ihre Schwester Ihre Erfolge?

Sie freut sich immer sehr, wenn die ganze Familie zusammen ist. Wie ich kommt sie auch nur noch jedes zweite Wochenende nach Hause. Dann ist sie immer sehr fröhlich und aufgestellt. Aber ich glaube nicht, dass sie realisiert, dass ich im Sport erfolgreich und berühmt bin.

Nimmt Ihnen diese Situation auch den Druck? Schliesslich relativiert das Schicksal einiges.



«Besser, besessener»: Götz George (1938–2016) in der Krimiserie «Schimanski», 1997.



Stil & Kultur

Götz George

Von Beatrice Schlag

Dieser Typ tritt so leise ab, wie er laut angefangen hat», sagte Götz George über «Schimmi», als sich 2013 abzeichnete, dass der Duisburger Kommissar nach 32 Jahren «Tatort» und «Schimanski» ausgedient hatte. Genau wie Götz George selber, denkt man, seit seine Agentin am vergangenen Sonntag bekanntgab, dass Götz George bereits eine Woche zuvor gestorben sei. Aber das stimmt nicht. Laut wurde Götz George nur vor Kameras oder auf der Bühne, wenn es die Rolle wollte. Öffentlich sagte er möglichst wenig, und zwar nie laut, höchstens salopp. «Selbstbewusst war ich nie. Aber wenn der Lappen beim Theater aufgeht, musst du sagen: Im Moment bist du der Grösste. Sonst brauchst du gar nicht rauszugehen. Es geht um die Goldene Palme, immer.» Mit fünfzehn spielte der Sohn von Film- und Theaterlegende Heinrich George und Schauspielerin Berta Drews neben Romy Schneider in der Schmonzette «Wenn der weisse Flieder wieder blüht». Neun Jahre und zwölf vergessene Filme später wurde er als Oben-ohne-Muskelpaket in «Der Schatz im Silbersee» zum Teenie-Idol mit Titelseite auf *Bravo*.

Nach einer zwanzigjährigen Durststrecke von in jeder Hinsicht zugeknöpften TV-Kommissaren wie «Der Alte» und «Derrick» entzückte Götz George als saufender, prügelnder und gelegentlich unerwartet mitfühlender Horst Schimanski die TV-Zuschauer. Der Kommissar mit seinen offenen Hemden, seinem Jähzorn, seiner Ratlosigkeit Frauen gegenüber und seinem «Hömma, sachma, komma»-Jargon war eine Befreiung. Der deutsche TV-Krimi war in der Neuzeit angekommen. Daneben und da-

«Im Moment bist du der Grösste. Sonst brauchst du gar nicht rauszugehen.»

nach spielte er mit fast unerträglicher Eindringlichkeit Figuren wie den Nazi-Arzt Josef Mengele und den homosexuellen Serienmörder Fritz Haarmann und überraschte in «Shtonk!» mit einer Komik, die niemand erwartet hatte. In seiner intimsten Rolle, dem TV-Doku-Drama «George», spielte er 2013 seinen Übervater Heinrich und sich selber. Die politische Seite des Vaters, der in Nazi-Propagandafilmen mitgespielt hatte und in sowjetischer Gefangenschaft verhungerte, als Götz George acht war, interessierte ihn nicht. Sein Vater, sagte Götz George, sei eine politische Niete gewesen, der habe nur spielen wollen. Im TV-Film ruft der Sohn dem Vater zu: «Du hast mich halt immer überholt. Du warst halt immer besser, besessener.»

«Sehnsucht nach der dummen Frau»

Goethe war einer der prominentesten Männer seiner Zeit, hochbegabt, reich, charismatisch. Seine Geliebte dagegen galt als «ein Nichts an Leere und Platttheit». Der Fall Christiane Vulpius und andere spezielle Liebschaften. *Von Dagmar Just*

Sehr intelligente Menschen sollten sich eine primitive und dumme Frau nehmen, riet Adolf Hitler seinem Rüstungsminister Albert Speer im Beisein seiner Geliebten Eva Braun, dem sogenannten Tschapperls. «Wenn ich auch noch eine Frau hätte, die mir in meine Arbeit hineinredet! [...] in meiner Freizeit will ich meine Ruhe haben.»

Frauen in Tschapperl und andere einzuteilen, ist nicht erst seit Hitler üblich. Auf jeden Fall machte Rousseau, der Aufklärer aus Genf, diese Praxis durch seine «Confessions» hoffähig, in denen er beschrieb, wie er seine gebildeten, adligen Geliebten gegen die arme Wäscherin Thérèse eintauschte und fortan mit ihr lebte. Danach wiederholte sich das Muster im deutschen Sprachraum – von Schiller über Müller bis zu den aktuellen Männermagazinen. Schiller etwa lobte Wielands Frau als «hässlich wie die Nacht, aber brav wie Gold [...], ein gutmütiges nachgiebiges Geschöpf wie er's braucht, äusserst wenig Bedürfnisse und unendlich viel Wirtschaftlichkeit». Die eigne Braut instruierte er ähnlich rabiati: «Was [deine Schwester] Caroline vor Dir voraus hat, musst Du von mir empfangen: Deine Seele muss sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf musst Du sein.»

Der uralte Pygmalion-Traum von der wachsartigen Ehefrau in den knetenden Händen ihres Manns scheint auch Heinrich von Kleist befeuert zu haben, seine Braut mit seitenlangen Traktaten, Denkaufgaben und Merksätzen zu füttern. Goethe erklärte dieses Frauenbild sogar zur nationalen Spezialität: «Deutsche mögen nur die naiven, ruhigen, nicht die leidenschaftlichen Frauen.» Einer der wenigen Punkte, in denen ihm sein grosser Verehrer Thomas Mann wohl widersprochen hat. Er, der mit Katia Pringsheim das genaue Gegenteil einer naiven und ruhigen Frau geheiratet hatte und Vater von drei äusserst quicken Töchtern war, verachtete die Tschapperl, speziell die Geliebte seines Bruders Heinrich, die dieser bei seinen Streifzügen durchs Berliner Nachtleben aufgegabelt und später geheiratet hatte, derart, dass er Nelly in seinem Tagebuch statt bei ihrem Namen immer nur «die arge Hur» und «schreckliche Trulle» nannte.

Im Jahr 1989 hielt der ostdeutsche Dramatiker Heiner Müller dann wieder dagegen: «Ich hatte immer Sehnsucht nach der dummen Frau.» Auf die Rückfrage «Wieso?» komplettierte er das Hitler-Zitat: «Das ist einfach das

Bedürfnis, sich von der eignen Intelligenz zu erholen.» Bekanntlich interessierte sich Hitlers Geliebte Eva Braun nur für Filme, Groschenromane, Klatsch und Mode. Für jedes Kleid und jeden Mantel legte sie eine eigne Akte an, während Politik sie kaltliess – ausser sie drohte ihrer kritischen Schwester: «Wenn dich der Führer ins KZ steckt, glaub' nicht, dass ich dich wieder heraushole!»

Vermutlich war Braun eher nicht der Typ Frau, dem die Sehnsucht des fünffachen Ehemanns Heiner Müller galt – der übrigens kurz nach dem Interview wieder eine Künstlerin heiratete. Falls er das Bonmot überhaupt ernst meinte, schwebte ihm vielleicht eher die Hassfigur der deutschen Literatur schlechthin vor, «das runde Nichts» (Caroline von Schiller), «Goethes Magd» (Wieland), sein «dummes häusliches Verhältnis» (Charlotte von Stein), «die geistige Null» (Romain Rolland), «ein schönes Stück Fleisch, gründlich ungebildet» (Thomas Mann): Johanna Christiana Sophie Vulpius, spätere Geheime Rätin von Goethe.

Gegenleistung für eine Nacht?

Mit siebzehn hat Christiana Vulpius schon sechs Geschwister, Mutter und Stiefmutter verloren und erlebt, wie ihr Vater, ein kleiner Kanzleibeamter, verhaftet und ihm darauf fristlos gekündigt wurde. Trotzdem war sie kein Kind von Traurigkeit, vielleicht sogar eine «allgemeine Hure», wenn die Gerüchteküche recht hat. Wobei es mit der Moral in Weimar generell nicht weit her war, jedenfalls nicht bei Hof, wo jede Dame, die etwas auf sich hielt, eine Affäre

«Das ist einfach das Bedürfnis, sich von der eignen Intelligenz zu erholen.»

hatte und alle über Wieland spotteten, der seiner eignen Frau treu war. Vulpius ging jedenfalls lieber arbeiten, als zu verhungern oder den Erstbesten zu heiraten. Für Bürgerstöchter damals nicht gerade der Normalfall.

An vier Wochentagen verdiente sie ihr Geld in «Bertuchs Blumenfabrick», wo sie mit zehn anderen Mädchen Kunstblumen für Hüte, Vasen und Buketts herstellte und über Gott und die Welt redete, Männer im Allgemeinen und den smarten Geheimrat Goethe im Besonderen: Europas berühmtesten Junggesellen, neuerdings sogar von Adel. Über sein neues



Europas berühmtester Junggeselle: Goethe, 1775/76.



Sehnsucht des fünffachen Ehemanns: Heiner Müller.



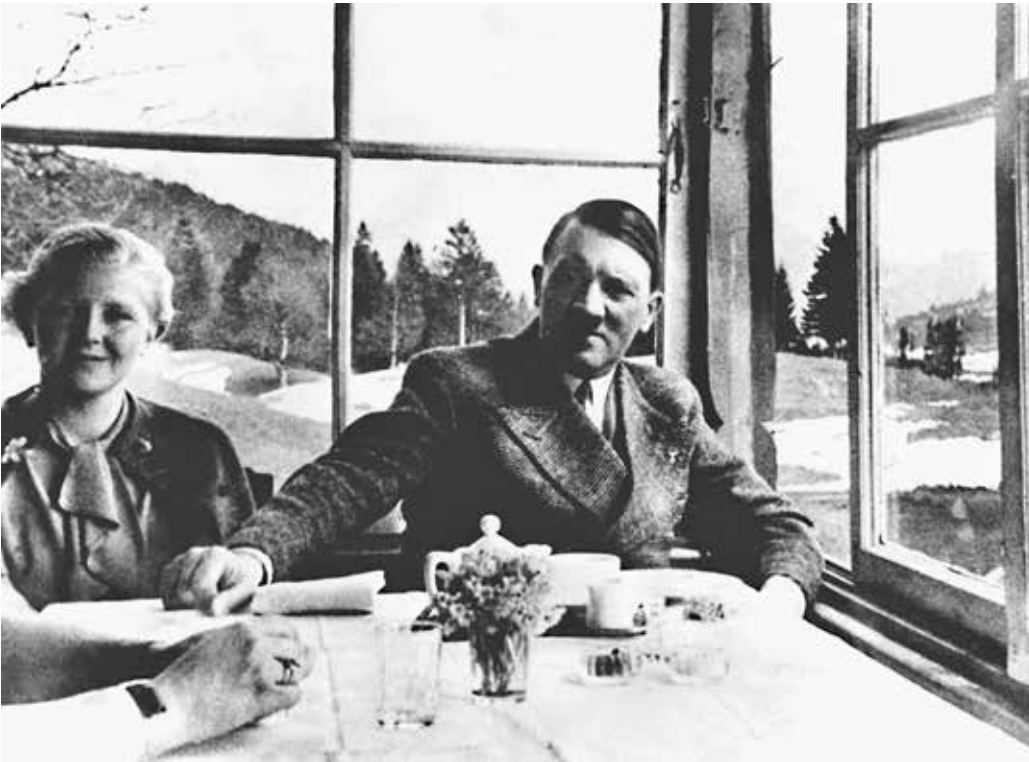
«Mein kleines Erotikon»: Christiane Vulpius mit Sohn August, 1792.



Klatsch und Mode: Eva Braun, um 1940.



Das genaue Gegenteil: Katia Pringsheim, 1905.



«In meiner Freizeit will ich meine Ruhe haben»: Adolf Hitler und Eva Braun, um 1930.

Haus. Seine vielen Ämter, die illustren Gäste. Seine Liebschaft mit Frau von Stein. Und seine jüngste Reise nach Italien. Bis zum 18. Juni 1788. Denn da kehrte er in die kleine thüringische Residenzstadt zurück. Und am 12. Juli waren er und Christiane Vulpius schon ein Paar.

Wie die Legende sagt, sprach das 23-jährige Blumenmädchen den 38-jährigen Multimanager beim Spaziergehen im Ilmpark an und überreichte ihm einen Bittbrief ihres Bruders. Was darin stand – und ob es den überhaupt gab –, weiss man nicht. Sicher ist aber, dass Goethe sich schon am 11. Juli für den Bruder verwandte. Als Gegenleistung für eine beglückende Nacht? Wie die Forschung vermutet, hatte er nur wenige Wochen vorher, in Rom, den ersten Sex seines Lebens mit einer jungen, verwitweten Gastwirtstochter gehabt, die er dafür bezahlt hatte. Am Morgen danach berichtete er dem Herzog, das «Gemüt sei erfrischt und der Körper in ein köstliches Gleichgewicht gebracht». Von da an lobte er die käufliche Liebe: «Es geht doch nichts über die Huren, dagegen kann kein ehrlicher Mann, keine ehrliche Frau, kein ehrliches Mädchen ankommen.»

Mit Christiane erlebte er womöglich das erste Mal eine Frau als Lehrerin und sich selbst als Schüler: «Uns ergötzen die Freuden des echten, nacketen Amors / Und des geschaukelten Betts lieblicher knarrender Ton», heisst es in den «Römischen Elegien», seiner glücklichsten Dichtung, die in dieser Zeit entstand. In den Ausgabenbüchern tauchten damals wiederholt Rechnungen für Bettenreparaturen auf: «Bett beschlagen, 6 Paar zerbrochene Bänder dazu mit Nageln [...], ein Neu gebrochenes Bette beschlagen [...], noch ein Neu Bette beschlagen».

Auch der Konditor rechnete ab: «Biscuits, süsse Maronen, gebrannte Mandeln, Boutelgen Mallea und Confect». Und wenn Goethe, von Christiane getrennt, in politischer Mission unterwegs war, bestürmte er «mein kleines Erotikon» wie der glühendste Liebhaber: «Wärscht du nur jetzt bei mir! Es sind überall grosse breite Betten. Ach mein Liebchen! Es ist nichts besser als beisammen zu sein!»

Notorischer Ehe-Flüchtling

Nach einem halben Jahr Glück im Verborgenen wurde sie schwanger. Goethes Reaktion darauf traf Weimar wie ein Paukenschlag. Er schob oder fand sie nicht ab, so wenig wie sie

«Wärscht du nur jetzt bei mir! Es sind überall grosse breite Betten. Ach mein Liebchen!»

ihn erpresste oder verleumdete. Statt dessen lud er sie ein, offiziell bei ihm einzuziehen. Mehr noch: Als einer von Weimars höchsten Leistungs- und Funktionsträgern lebte er mit seiner Unterschicht-Freundin ohne Heirat sechzehn Jahre in wilder Ehe vor aller Augen zusammen. Ein Skandal – bis vor kurzem noch fast überall in Europa. Damals die grösste Provokation für den Hof und die Goethe-Community seit Erscheinen der «Leiden des jungen Werthers».

Für ihn selbst, den notorischen Eheflüchtling, ist es das grösste Experiment seines Lebens. Noch umstürzender konnte es nur für seine junge Freundin gewesen sein. Denn obwohl die Rollenverteilung zwischen ihnen wie in jeder bürgerlichen Ehe aussah – er verdiente

das Geld und erwartete dafür von ihr: «Sei mir ein rechter Hausschatz [...], bereite dich, eine liebe kleine Köchin zu werden. [...] Mache nur, dass unser Häuschen recht ordentlich wird. [...] Ich denke mir schon, wie hübsch alles sein wird [...], wenn nur erst mein Liebchen Küche und Keller besorgt» –, änderte sich für sie von der Kleiderordnung bis zu den Sprach- und Benimmregeln, Tagesabläufen und Bekannten alles.

Von einem Tag auf den anderen wurde sie aus der weimarischen Armut in die High Society katapultiert, aus dem Schutz der Masse auf den Präsentierteller der Prominenz, und musste dort ein eignes grosses Haus mit Dienern, Gärten, Tieren und zahllosen Gästen führen. Nebenbei brachte sie auch noch fünf Kinder zur Welt, von denen sie vier sterben sah. Dafür zog sie einen Sechser im Lotto punkto Sicherheit, Wärme, Luxus: «Übrigens wollen wir an unserem Gaumen und Leibe nicht sparen» (Goethe). Plötzlich ass sie Delikatessen, trank Champagner, trug Seide, nahm Tanzstunden, spielte Karten, sass im Theater. Und dazu dauerten die «Schlampampen-Stündchen» mit ihrem Liebsten an. Fünf, sechs, sieben Jahre. Erst um 1797 zog er sich zurück. In sein Werk und eine Zweitwohnung. Verliebte sich in andere, Jüngere und überliess sie sich selbst. Wochen, manchmal Monate.

Zwar wird er sie 1806 noch heiraten und sie, seine einstige Haushälterin, damit offiziell zur Geheimen Rätin von Goethe nobilitieren. Der neue Status änderte aber nichts an ihrer Einsamkeit und verstärkte noch die Wut der Weimarer Gesellschaft, die Christiane unerbittlich schnitt und mit Hass verfolgte. Wie fünfzig Jahre zuvor Rousseaus Anhänger Thérèse und 150 Jahre später die Beatles-Gemeinde John Lennons Frau Yoko Ono. «Wenn die Leute Dir Deinen guten Zustand nicht gönnen und ihn Dir zu verkümmern suchen, so denke nur, dass das die Art der Welt ist, der wir nicht entgehen. [...] Dich zu zerstreuen ist die Hauptsache!», tröstete sie Goethe, von ferne. Und liess sie am 6. Juni 1816 auch allein sterben. Denn: «Mein Befinden verlangt die grösste Gleichheit im Leben und Geniessen», notierte er.

Trotzdem gelang ihr das unglaubliche Kunststück, bis zum bitteren Ende das zu bleiben, was er einst allen anderen vorgezogen hatte: «Dein kleines Naturwesen». Oder wie Goethes Mutter es formuliert hat: «So ein Liebes herrliches unverdorbenes Gottes Geschöpf findet man sehr selten.» Wenn diese Stärke ein Zeichen von Dummheit ist, möchte man sie zur Freundin und Ratgeberin gegen all die selbsternannten Klugen dieser Welt haben.

Sigrid Damm: Christiane und Goethe. Eine Recherche. Insel, 1998
 Christiane Goethe: Tagebuch. Nach der Handschrift herausgegeben von Sigrid Damm. Insel, 1999.
 August Diezmann: Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Verlag von Ernst Keil, 1857

Licht und Schatten

«Stairway to Heaven» von Led Zeppelin ist eine der grössten Rockhymnen der Geschichte. Dass sie Melodie des Intros nicht erfunden haben, schmälert ihren Hit nicht. Von James Delingpole



Hammer der Götter: Led Zeppelin in Honolulu, 1969.

Am Donnerstag letzter Woche wurde die Rockband Led Zeppelin von einem Geschworenengericht in Los Angeles von dem Plagiatsvorwurf freigesprochen, den der Nachlassverwalter von Spirit, einer anderen Rockband aus uralten Hippie-Zeiten, erhoben hatte. Es ging um sehr viel Geld. Wer kein Musikkenner ist und nicht weiss, wie schöpferische Impulse funktionieren, könnte die Behauptung des Klägers, Led Zeppelin hätten Akkorde ihres 1971 erschienenen Klassikers «Stairway to Heaven» vom Lied «Taurus» übernommen, das vier Jahre zuvor von Spirit veröffentlicht worden war, durchaus überzeugend finden.

Suchen Sie die beiden Songs im Internet und hören Sie selbst. Ich bin ein grosser Fan von Led Zeppelin und als solcher gewiss voreingenommen, aber selbst mir fallen Ähnlichkeiten auf. Beide Lieder stehen in a-Moll, beide beginnen mit einer wehmütigen, melancholisch gezupften Melodie über einer chromatisch absteigenden Basslinie. Phrasierung und Metrum sind gleich, beide haben in der Plattenversion die «Anmutung von Renaissance-Musik», wie ein Kritiker einmal schrieb. Während aber der eine Song im Verborgenen dahinschlummert, ist der andere die wohl meistgespielte Rockhymne aller Zeiten, die den Urhebern geschätzte 79 Millionen Dollar allein an Tantiemen einbringt.

Dass die Nachlassverwalter von Randy California, dem inzwischen verstorbenen Songwriter von Spirit, ein Stück von diesem Kuchen abhaben wollten, leuchtet ein. Nun sind Richter nicht gerade als Popkultur-Experten bekannt. Geschworene können unberechenbar sein, neigen eher einem Underdog zu als steinreichen Popstars wie Jimmy Page, dem Gitarristen, und Robert Plant, dem Sänger von Led Zeppelin. Und in der Tat: Die beiden Songs klingen im ersten Moment nicht nur sehr ähnlich, Page besitzt auch mehrere Spirit-Alben, überdies hat ein Fotograf ausgesagt, dass er Plant einmal während eines Spirit-Konzerts gesehen habe, vorne in der ersten Reihe, offensichtlich angetan von der tollen Musik.

Klarer Fall, sollte man denken – bis man den Beatles-Klassiker «While My Guitar Gently Weeps» auflegt und hier die gleiche absteigende Basslinie in a-Moll vorfindet, die in den beiden erwähnten Songs verwendet wird. Oder im Lied «Chim Chim Cher-ee» aus dem Musical «Mary Poppins». Heisst das nun, dass die Sherman-Brüder (die die Musik und die Lieder zu «Mary Poppins» geschrieben haben) ebenfalls Led Zeppelin verklagen sollten?

Nein, natürlich nicht, denn wie sagt man so schön: «Talent borgt, Genie stiehlt.» Das ist, auch wenn es vielleicht so aussieht, keine Aufforderung zu schamlosem Abschreiben. Es ist

lediglich eine Anerkennung der Tatsache, dass die Musikgeschichte – von Mozart, der eine Tonfolge aus Clementis Klaviersonate B-Dur op. 24 Nr. 2 für seine Ouvertüre zur «Zauberflöte» verwendete, bis hin zu Barry Manilow, dessen Hit «Could It Be Magic» (1973) von Chopins Prélude c-Moll op. 28 Nr. 20 inspiriert war – eine einzige Geschichte von Variationen über Themen anderer Komponisten ist.

Leonard Cohen hat einmal einen Song darüber geschrieben. «Hallelujah», oft gecovered (von Jeff Buckley, Alexandra Burke, John Cale von The Velvet Underground und vielen, vielen anderen), erzählt von einer dieser Zauberformeln, auf die Songwriter zu allen Zeiten zurückgegriffen haben: «Now I've heard there was a secret chord/That David played, and it pleased the Lord/But you don't really care for music, do you?/It goes like this/The fourth, the fifth/The minor fall, the major lift/The baffled king composing Hallelujah.»

Symphonische Wucht

Ein aus meiner Sicht zwingenderes Argument ist die riesige Diskrepanz zwischen den beiden Songs punkto Umfang, Kraft und Raffinement. «Taurus» ist dünn, fad, schnell vergessen. «Stairway to Heaven» packt einen sofort, dieser betörende Auftakt mit der aufsteigenden Melodie, die einen nicht mehr loslässt. Völlig zu Recht wird «Stairway» als grösste Rockhymne aller Zeiten bezeichnet – weil es ganz einfach die grösste Rockhymne aller Zeiten ist.

Wie «Bohemian Rhapsody» von Freddie Mercury ist «Stairway» von geradezu symphonischer Wucht. Überzogen? Schon möglich, aber das war stets das Markenzeichen von Led Zeppelin. Sie waren der Hammer der Götter, sie waren unerschrockene Wikinger – langhaarig, sexuell unersättlich, laut, heroisch, verbinden sozusagen Mississippi-Blues und «Beowulf». Sie haben Musik geschrieben, bei der man head-bangen konnte und zugleich die Delikatesse ihrer filigranen Ornamente bewunderte, ihren meisterhaften Umgang mit Licht und Schatten (ihre «Dynamik», wie wir hochgestochenen Rockkritiker gern sagen), den Mix aus sexuellen Anspielungen («Squeeze my lemon baby, till the juice runs down my leg») und mythen-schweren Bildern («The queen of light took her bow/And then she turned to go»).

Ich weiss nicht, wie oft ich «Stairway to Heaven» gespielt habe, aber wenn ich das melancholische Versprechen in Pages zartem Intro höre, läuft mir heute noch ein Schauer über den Rücken. Und da sind wir noch gar nicht bei den richtigen Gitarren-Breaks und Robert Plants irrsinniger Stimme... Led Zeppelin waren die grösste Rockband aller Zeiten. Spirit konnten es auch nicht annähernd mit ihnen aufnehmen. Und das, verehrte Damen und Herren Geschworene, ist der entscheidende Punkt.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Mode fürs Hirn

Unsere Kleidung beeinflusst nicht nur, wie wir wahrgenommen werden, sondern auch, wie intelligent und erfolgreich wir uns verhalten. *Von Claudia Schumacher*

Aber er hat ja gar nichts an!», rief das Kind nicht ohne Entsetzen, als der Kaiser unter dem prächtigen Thronhimmel die Strasse entlangstolzerte, nackt. Das ganze Volk sah ihn so. Peinlich! Was war geschehen?

Zwei durchtriebene Weber hatten dem Kaiser weisgemacht, dass sie die weltallerschönsten Gewänder herstellen könnten – die Zusatzklausel: Nur intelligente Menschen würden diese auch sehen können. Dann kleideten die Schwindler den Kaiser mit Luft ein. Vor Angst, sich eine intellektuelle Blöße zu geben, spielte der Kaiser mit und ging in dem «Outfit» raus. Auch die Bürger waren statusbesorgt, also logen sie und rühmten den feinen Zwirn des Kaisers. Was sich nur so lange schlecht anfühlte, bis das eigentliche soziale Wunder geschah, das Hans Christian Andersen in seinem Märchen verschwiegen hat: Echte Bewunderung machte die Runde.

Die Lügner waren vom jeweils anderen positiv überrascht, denn der konnte ja offenbar wirklich die exklusiven Kaisergewänder sehen – was für ein feiner Kerl das sein musste! Es kam zu einer Kettenreaktion der kollektiven Aufwertung jedes Einzelnen im Auge der anderen. Bis das dümmlich-ehrliche Kind dazwischenfunkte und den Erwachsenen die gute Stimmung kaputt machte.

So oder so ähnlich: «Des Kaisers neue Kleider» zeigt die symbolische Aufladung und Magie von Kleidung im Extremfall. Selbst wenn ein Kleidungsstück gar nicht wirklich existiert, kann es wirken – sofern nur alle daran glauben. Das macht Mut!

Nicht nur ein Hochschulabschluss, ein Adelstitel oder Leistung im Job können Erfolg und Glück bringen. Auch Kleidung, quasi der blosse Schwindel, vermag das. *Enclothed cognition* heisst die wissenschaftliche Zauberformel. Frei übersetzt etwa: die Wahrnehmung, die in der Kleidung steckt. Das Interessante daran ist nicht nur, dass sich durch Kleidung steuern lässt, wie andere einen wahrnehmen, sondern auch, wie man sich selbst sieht – und welche Kapazitäten man dadurch freisetzt.

Ein Beispiel hierzu ist der weisse Arztkittel. Jedem ist klar, was er bedeutet: «Achtung, ein Mediziner, bitte zeigen Sie Respekt.» Die symbolische Aufladung des Kleidungsstücks funktioniert – zumindest im Kontext eines Krankenhauses. Denn stellt man nun dieselbe Person im gleichen Kittel vor eine Wand neben einen Farbeimer und gibt ihr eine Streichrolle in die Hand, ist die Wirkung nicht die gleiche.

Der Aussenstehende sieht jetzt keinen Arzt mehr, sondern einen Maler – und begegnet der Person anders. 2012 fanden Wissenschaftler zudem heraus, dass sich bei dem Spiel nicht nur die Fremdwahrnehmung verändert, sondern es auch die Hirnströme des Kittelträgers. Sagt man dem Träger, es handle sich um einen Arztkittel, erhöht sich seine Aufmerksamkeit, und er wird gründlicher und vorsichtiger. Wenn er denkt, er habe einen Malerkittel an, passiert hingegen nichts.

Magie! Beziehungsweise *enclothed cognition*. In anderen Studien wurde nachgewiesen, dass Frauen in neutraler oder maskuliner Kleidung in Bewerbungsgesprächen besser ankommen als in betont weiblicher. Und an Universitäten werden wissenschaftliche Hilfskräfte, die sich formell kleiden, für intelligenter gehalten als jene im studentischen Schlapperlook.

Lässig, aber erfolglos

Was heisst es also, sich für den Erfolg zu kleiden? Das kommt natürlich auch darauf an, was man vorhat. Sie treten eine neue Stelle an? «Bringen Sie das äussere Erscheinungsbild des Jobs in Erfahrung», lautet der erste Tipp im amerikanischen Klassiker «How to Dress for Success» von Edith Head aus dem Jahr 1967, der als unterhaltsames Vintage-Büchlein vor kurzem im Eden-Verlag neu auf Deutsch heraus-

«Kleide dich stets für die Position, die du willst – nicht für die, die du schon hast.»

gebracht wurde. Die Autorin wusste Bescheid: Sie war Stilberaterin von Grace Kelly, Elizabeth Taylor, Sophia Loren und Audrey Hepburn.

Head rät: herausfinden, was die Kollegen tragen. Und dann den «Akzeptanz-Look» ermitteln. Sich ähnlich kleiden wie die Kollegen und dann nicht schlechter, aber auch nicht allzu viel besser anziehen, um niemandem auf die Zehen zu treten. «Ganz wichtig, seien Sie stets gepflegt», rät sie. Immer so aussehen, als wäre man ein Gewinn für die Firma. «Und dann leisten Sie gute Arbeit!» Head gibt auch für viele andere Lebenslagen Kleidungstipps für den Erfolg. Etwa für das Angeln eines Mannes: «Wählen Sie Ihre Garderobe danach aus, was ihm gefällt und zu seinem Lebensstil passt» – hallo? An diesen Stellen ist das Büchlein nur noch für hartgesottene «Mad Men»-Freundinnen mehr als ein lustiges Zeitdokument.



Vorbildlich: Moderatorin Anna Maier, 2014.



Soziale Wunder: Schauspielerin Grace Kelly, 1955.

Heads allgemeine Tipps für den «Aufbau einer erfolgreichen Garderobe» hingegen funktionieren nach wie vor: «Erstellen Sie einen Plan Ihrer Aktivitäten. Streben Sie eine lebenswerte Garderobe an – die nicht nur ästhetisch gefällt, sondern auch für Sie funktioniert, in der Sie sich wohlfühlen und die Sie in jeder Situation passend gekleidet sein lässt.» Es gilt also der Designleitsatz: «Die Form folgt der Funktion.» Für eine Frau, die nicht im Rotlichtmilieu arbeitet und viel auf den Beinen ist, empfiehlt es sich zum Beispiel, tendenziell mehr flache Schuhe als High Heels zu kaufen.



Feminin, ohne allzu sexy zu wirken: Rechtsanwältin Amal Clooney, 2014.

Ist man dann schon eine Weile im Job und wurde von den Kollegen akzeptiert, gibt es langsam, aber sicher andere Spielregeln. Sie wollen weiterkommen? Hören Sie auf Giorgio Armani, der sagte: «Kleide dich stets für die Position, die du willst – nicht für die, die du schon hast.» Da hat der Modedesigner die Wissenschaft auf seiner Seite.

An der Universität von Kalifornien fand man heraus, dass formelle Kleidung allgemein einen positiven Einfluss auf das Denken des Trägers hat. Ein Mann im Anzug oder eine Frau im Blazer denkt weitsichtiger und abstrakter und

zeigt damit Qualitäten einer Führungskraft. Steckt man dieselben Personen in Freizeitkleidung, fokussieren sie umgehend auf das, was ihnen direkt bevorsteht, und wählen den pragmatischen Zugang. Sie handeln eher wie einfache Angestellte. Der Witz dabei: Das Spiel funktioniert nicht, wenn die Personen in einem Umfeld sind, in dem alle gleich gekleidet sind. Die positiven Effekte der formelleren, schickeren Kleidung stellen sich nur dann ein, wenn man sich durch seinen Anzug oder seinen Blazer abhebt, also etwas besser gekleidet ist als die anderen am Arbeitsplatz.

«Macht ist von Natur aus relativ», kommentierte Abraham Rutchick, der die Studie durchgeführt hatte, das Ergebnis in einem Interview. 2014 wurde zudem in einem Experiment der Elite-Universität Yale gezeigt, dass sich formelle Kleidung besonders in Verhandlungen lohnt. Männliche Probanden verhandelten als falsche Immobilienmakler über Häuser. Die falschen Makler in Anzügen erzielten zehn Prozent mehr Profit als die falschen Makler in Flip-Flops. Gemäss der Studie waren die lässig gekleideten Männer nicht nur die Verlierer in den Verhandlungen, sie fühlten sich auch von Anfang an so, als könnten sie gar nicht erfolgreich sein.

Von «Tagesschau»-Sprechern lernen

«Aber seien wir ehrlich: In Zeiten von Smart Casual gibt es einige Branchen, in denen es eher unangebracht ist, einen Anzug zu tragen», sagt die Stilexpertin und Kolumnistin Henriette Kuhrt. Für Männer, in deren Arbeitsumfeld ein etwas entspannterer Dresscode gilt, empfiehlt Kuhrt ein einfaches Outfit, das jeden Mann gut aussehen lässt: Jeans oder Chinos, dazu ein weisses Hemd und darüber ein Kaschmirpullover oder ein Sakko. «Es kommt dabei weniger darauf an, sich mit Marken zu behängen, als auf Details zu achten», rät Kuhrt. So sollte man zusehen, dass das Hemd nicht verknittert ist, die Kleidung gut sitzt, und auf einen schönen Gürtel und saubere Schuhe setzen. «Es ist eine Frage des respektvollen Umgangs, sich sorgfältig zu kleiden», meint Kuhrt. Ein geordnetes Äusseres lasse auch den ganzen Menschen strukturierter wirken.

Wer unsicher ist, was gut aussieht, sollte einfach mal den Fernseher anmachen: «Gute Beispiele für Businesskleidung findet man bei den Nachrichtensprechern. Für Smart Casual kann man sich an den Moderatoren politischer Sendungen oder sportlicher Grossveranstaltungen orientieren. Der Tipp funktioniert übrigens auch für Damen – nehmen Sie sich die «Tagesschau»-Sprecherinnen zu Herzen!» Kuhrt empfiehlt Frauen das unifarbene Shift-Dress: Es ist feminin, ohne allzu sexy zu wirken, endet knielang und macht eine frauliche Silhouette, ohne dabei an der Haut anzuliegen. «Als Frau spielt man mit dem Feuer, wenn man im Büro zu sexy auftritt» – Kuhrt rät von zu viel Schmuck und zu knapper Kleidung ab.

Allzu modisch und zu stark auf das Äussere fixiert sollten Männer wie Frauen im Büro jedoch generell nicht auftreten: «Zu gebräunt, zu blondiert, zu operiert – das kommt alles nicht gut an. Sieht man von aussen, dass jemand bis zur Verzweiflung mit seiner Erscheinung befasst ist, denkt man doch automatisch: «Da stimmt wohl der Inhalt nicht.»»

Edith Head: Dress for Success. Das kleine Buch für die erfolgreiche Frau. Eden. 192 S., Fr. 21.90

Top 10

Knorr's Liste

1	Angry Indian Goddesses	★★★★☆
	Regie: Pan Nalin	
2	Truth	★★★★☆
	Regie: James Vanderbilt	
3	Everybody Wants Some!	★★★★☆
	Regie: Richard Linklater	
4	Money Monster	★★★★☆
	Regie: Jodie Foster	
5	Julieta	★★★★☆
	Regie: Pedro Almodóvar	
6	The Neon Demon	★★★☆☆
	Regie: Nicolas Winding Refn	
7	Un + Une	★★★☆☆
	Regie: Claude Lelouch	
8	Pride and Prejudice and Zombies	★★★☆☆
	Regie: Burr Steers	
9	Ma ma	★★★☆☆
	Regie: Julio Medem	
10	The Nice Guys	★★★☆☆
	Regie: Shane Black	

Kinozuschauer

1 (-)	Me Before You	15 947
	Regie: Thea Sharrock	
2 (1)	Central Intelligence	11 991
	Regie: Rawson Marshall Thurber	
3 (2)	The Conjuring 2	4 620
	Regie: James Wan	
4 (3)	The Angry Birds Movie	2 176
	Regie: Clay Kaytis, Fergal Reilly	
5 (-)	Bastille Day	2 115
	Regie: James Watkins	
6 (4)	The Nice Guys	2 104
	Regie: Shane Black	
7 (8)	Tomorrow	1 752
	Regie: Mélanie Laurent	
8 (6)	Alice Through the Looking Glass	1 527
	Regie: James Bobin	
9 (5)	Money Monster	1 507
	Regie: Jodie Foster	
10 (-)	Un + Une	1 475
	Regie: Claude Lelouch	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Deadpool (Fox)
2 (3)	The Hateful Eight (Ascot Elite)
3 (4)	Gänsehaut (Sony)
4 (5)	The Revenant (Fox)
5 (6)	Daddy's Home (Rainbow)
6 (9)	Heidi (Impuls)
7 (2)	Ich bin dann mal weg (Warner)
8 (10)	Star Wars – Das Erwachen der Macht (Disney)
9 (-)	Zoolander 2 (Paramount)
10 (7)	Die 5. Welle (Sony)

Quelle: Media Control



Zwischen Hoffnung und Wirklichkeit: Nero (Johnny Ortiz), in «Soy Nero».

Kino

Der Elefant und die Ameise

«Soy Nero» ist ein ungewöhnlicher Film über eine kaum bekannte Praxis: Migranten als US-Soldaten. Sie riskieren ihr Leben für ein Land, das sie nicht will. Von Wolfram Knorr

Eine Ameise trifft einen Elefanten. Es ist Liebe auf den ersten Blick, und es kommt zu herrlichem Sex. Am nächsten Tag ist der Elefant tot. Für eine Liebesnacht muss die Ameise dann den Rest ihres Lebens ein Grab schaufeln. Mit diesem grotesken, aber verzweifelt lebensnahen Witz beginnt ein aufregender, ungemein gegenwartsbezogener Film: «Soy Nero» von Rafi Pitts. Er erzählt die verrückte Geschichte eines Green-Card-Soldaten, der mit dem Armee-Eintritt zwar Amerikaner geworden ist, der aber auch sofort nach den Einsätzen wieder zurückgeschickt werden kann, sollte irgendeine Kleinigkeit an den Papieren nicht stimmen. Schon zu Zeiten des Vietnamkriegs gab es diese Praxis; es war egal, ob sich der Soldat auf dem Schlachtfeld bewährte.

Der 19-jährige Mexikaner Nero (Johnny Ortiz), in Los Angeles geboren, aber nach Mexiko abgeschoben, erzählt den Witz aus Erfahrung: Amerika ist der Elefant, er die Ameise. Seine uneingeschränkte Liebe gehört den USA, Kalifornien, wo sein Bruder lebt. Seine einzige Chance, bleiben zu können, sieht er in der sogenannten Dream Act, sich einziehen zu lassen, Soldat zu werden. Doch dazu muss er erst einmal die Grenze überwinden. Nero wird zu einem Sisyphos, der es ständig versucht und der ständig erwischt und zurückgeschickt wird. Doch in der Silvesternacht, ausgerechnet als ein

Feuerwerk die Dunkelheit erhellt, schafft er es. Wenigstens knattern keine Helikopter wie Insekten über der Region. Nach bizarren Begegnungen landet er bei seinem Bruder Jesus in einer Luxusgruft voll von ausgestopften Jagdtrophäen und protzigem Antikmobiliar in Beverly Hills. Jesus prahlt, das Logis gehöre ihm, bis der Besitzer, eine martialische Rock-Grösse, zurückkommt und Nero erkennt, dass sein Bruder auch nur als Illegaler sein Dasein fristet.

Dann folgt ein abrupter Schnitt, und Nero ist wieder an einer Grenze. Diesmal allerdings als Bewacher, als G.I. an einem Checkpoint irgendwo im karstig-schroffen Afghanistan. Mit schwerarmierten Kumpels brütet er in flirrender Hitze vor sich hin und schwafelt über Zugehörigkeit und Identität – bis sie von Taliban-Kämpfern angegriffen werden, in die Steinwüste fliehen müssen und Nero endgültig jede Orientierung verliert. Rafi Pitts, britisch-iranischer Filmregisseur und Drehbuchautor, der immer wieder in den Iran zurückkehrt und dort brisante Stoffe aufgreift («The Hunter», 2010), fesseln Einsamkeit und Figuren, denen die Identität genommen wird. «Soy Nero» geht auf die realen Erlebnisse von Daniel Torres zurück, der im Irakkrieg gedient hatte, aber nach Tijuana zurückgeschickt wurde.

Nero läuft, wie eine Camus-Figur, gegen eine dinghafte, undurchdringliche Welt an. Alles

(selbst Beverly Hills und die groteske Villa) erscheint ihm nur mehr als unüberbrückbare Diskrepanz zwischen Hoffnung und Wirklichkeit. Die einzige reale Erfahrung, die Nero macht, ist Absurdität. Rafi Pitts findet dafür grandiose Szenen. Etwa das Volleyballspiel zwischen mexikanischen und amerikanischen Jugendlichen mit dem Grenzzaun als Netz; die nächtliche Überquerung der Grenze, während die Freudenfestböllern den Himmel illuminieren; die lebensfeindliche, leere Landschaft, in der Nero sich selbst zu verlieren beginnt. ★★★★★☆

Weitere Premieren

High-Rise — Das 40-stöckige Hochhaus, das der Architekt Anthony Royal (Jeremy Irons) konzipiert und gebaut hat, beherbergt das Nonplusultra modernen Wohnens. Wie in einer



Masslos ambitiös: «High-Rise».

Burg ist hier alles versammelt, vom Supermarkt über eine Schule bis zur Bank. Abgeschildert von Lärm und Abgasen. Das zieht auch Dr. Robert Laing (Tom Hiddlestone) in die Festung. Doch bald machen sich Gereiztheiten unter den Bewohnern bemerkbar, die in wüstem Vandalismus auskeilen. Bereits 1975 sollte die Dystopie des britischen Science-Fiction-Autors J. G. Ballard (deutscher Titel: «Der Block») verfilmt werden. Seine Romane sind eine harte Nuss, weil er gerne experimentierte («condensed novels»),

was sich gegen filmische Umsetzungen sträubt. Steven Spielbergs «Empire of the Sun» (1987) – nach der Vorlage von Ballards Memoiren, Kindheitserinnerungen – war beeindruckend. Galt David Cronenbergs «Crash» (1996) noch als «interessant», lässt sich das von Ben Wheatleys



Schwelgereien: «Le goût des merveilles».

«High-Rise»-Verfilmung nicht mehr sagen. Im allzu exzentrischen und zugleich masslos ambitionierten Projekt wirbelt ein Ensemble herum, das keine emotionale Anteilnahme weckt. Auch als Satire funktioniert das nicht. ★★★★★☆

Le goût des merveilles — Louise (Virginie Efira) muss nach dem plötzlichen Tod ihres Mannes die Birnen- und Lavendelkultur allein bewirtschaften. Die Bank misstraut ihren Fähigkeiten und will den Kredit zurück. Da läuft ihr der Autist Pierre (Benjamin Lavernhe) über den Weg, ein skurriler Typ, der sich immer dann öffnet, wenn Louise in seiner Nähe ist. Ihm ist es auch zu danken, dass sie ihre Landwirtschaft weiterführen kann. Das Charmante an dieser Beziehungsromanze ist die Frage, ob die beiden denn überhaupt zusammenkommen können, was die Neugierde aufrechterhält. Seit die Provinz wieder in ist, häufen sich auch die Filme satter Schwelgereien über die gesunde Natur. Die Kamera ist so fabelhaft, dass man meint, der Duft von Lavendel, Getreide, Gras und Birnen steige einem in die Nase. ★★★★★☆

Fragen Sie Knorr

Demnächst kommt wieder ein Tarzan-Film ins Kino. 1936 entstand «Tarzan Escapes» mit Johnny Weissmüller, er soll ursprünglich anders geheissen haben. Wissen Sie Näheres? A. K. per E-Mail



Ursprünglich hiess er «The Capture of Tarzan». Der Held sollte gefangen und als exotisches Monster ausgestellt werden. Die Previews 1935 wurden zum Desaster. Eltern und Erzieher krakeelten, Tarzan sei ein Jugendidol! Also warf die Produktion alles «Grausame» wieder raus, drehte nach, verschliss mehrere

Autoren und Regisseure, bis am Ende die Dschungelschnulze «Tarzan Escapes» übrig blieb, mit einem irren, sehr komfortablen Baumhaus (im Dschungell!). Die Pointe aber war, dass auch noch die Zensur nölte; das Doppelbett musste zwei getrennten Betten weichen, Tarzan durfte nicht mit Jane in einem liegen! Was sie ohnehin nicht taten, aber im Bild war das Doppelbett zu sehen, und daraus hätte man Jugendgefährdendes schliessen können.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Ein Klang wie altes Silber

Von Peter Rüedi

Das Instrument, auf dem Warren Wolf, geboren 1979 in Baltimore, in den letzten Jahren hauptsächlich bekannt wurde, transportiert uns allein mit seinem Sound in die Vergangenheit. Das Vibrafon ist eine Zeitmaschine. Ein Klang wie altes Silber, gleichviel, welche Spielweise einer auf ihm praktiziert. Sein virtuoser Pionier, Lionel Hampton, verhalf ihm in den Kleinformen von Benny Goodman durch eine harte, perkussive Technik zu grossem populärem Glanz – sie erinnerte in jedem Moment daran, dass Hampton ursprünglich Schlagzeuger gewesen war. Dann entwickelte Milt Jackson, vom Blues und Soul und Bop herkommend, mit weicheren Hämmern und ausschwingenden Vibrati seine rhapsodisch gezogenen Linien voller Melos und Pathos, die den kargen Strukturalismus von John Lewis konterkarierten, seinem Partner im Modern Jazz Quartet. Schliesslich weitete Gary Burton das Instrument mit einer neuen Technik (zwei Hämmer in jeder Hand) ins Orchestrale aus. Von all diesen Ahnen (und einigen mehr: Red Norvo, Terry Gibbs, Bobby Hutcherson) lassen sich Spuren ausmachen im Spiel von Warren Wolf, der nicht zufällig auch ein kompetenter Drummer und ein passabler Pianist ist, abgesehen von seiner virtuellen Beherrschung der Marimba, der warm-hölzernen Schwester des Vibrafons. Aus all dem amalgamiert er keinen neuen Jazz, aber einen eigenen Dialekt in der Sprache der Post-Bop-Tradition. Straight Jazz, für den ihm sein Produzent Christian McBride eine hochklassige Truppe engagiert hat: sich selbst am Bass (seinem Quintett Inside Straight gehörte Wolf schon 2007 an), Brad Mehldau am Piano, Jeff «Tain» Watts an den Drums und für zwei blues- und soulgetränkte Nummern John Scofield an der Gitarre. Die Formationen wechseln – neben fetzigen Tuttis gibt es hier sensible Duos (eins zwischen Vibrafon und Bass und eins mit Mehldaus romantisierendem Piano), und zum Schluss offeriert Wolf als Coda sogar solo den Klassiker «Stardust» und Chopins «Minutenwalzer». Nicht die Musik, welche Kulturförderer als «innovativ» einfordern, aber eine, die in jedem Detail einfallsreich und überraschend ist. Also im besten Sinn unterhaltend.



Warren Wolf:

Convergence (Christian McBride, Brad Mehldau, John Scofield, Jeff «Tain» Watts).
Mack Avenue MAC 1105

Glück in der Bündner Herrschaft

Zu Gast im «Weiss Kreuz» von Iris Petermann; Sinneswandel bei Francesca von Habsburg. Von Hildegard Schwaninger



«Ich bin eine Eingeborene»: Gastgeberin Petermann, Küchenchef Jäckel im Malanser «Weiss Kreuz».

Im März 2014 zog Iris Petermann, die lange mit ihrem Mann Horst Petermann die «Kunststuben» in Küsnacht geleitet hatte, in die Bündner Herrschaft nach Malans und übernahm dort das Gasthaus «Weiss Kreuz». Das Haus, das Ernst Lehmann gehört, einem Unternehmer (Haustechnik) und Weinkenner aus Walenstadt, wurde sorgfältig restauriert, es beherbergt, neben der Wohnung des Hausbesitzers, ein paar Hotelzimmer und ein grosses Restaurant (unterteilt in mehrere Arvenholzräume mit lokalem Flair) und eine riesige Terrasse. Ein Augenschein zeigt, dass es Iris Petermann an ihrer neuen Wirkungsstätte gutgeht. Wir sitzen auf der Terrasse mit Blick ins Rheintal; die Gastgeberin serviert den Hauschampagner von Horst Petermann. Das Paar versteht sich nach wie vor, der Starkoch



Sonntags vegetarisch: Prince Charles.

hat sich aus den Geschäften zurückgezogen, doch einmal im Jahr – jeweils am ersten Sonntag im Advent – kocht er in Malans im Restaurant seiner Frau.

Ein Foto von Prince Charles hängt prominent im Eingangsbereich: der britische Thronfolger in vollem Ornat (rote Uniform der Irish Guards), signiert am 8. März 2015. Da erschien er zum Essen; ein britischer Freund, der in Malans wohnt, brachte Prince Charles mit, es war ein Sonntagabend, und da Prince Charles sonntagabends immer vegetarisch isst, gab es für alle acht Gäste ein vegetarisches Menü.

Alfred (genannt: Friedli) R. Sulzer, der Jurist aus der Winterthurer Industriellenfamilie Sulzer, wohnt in Malans nur einen Steinwurf oberhalb des «Weiss Kreuz» in der historischen Liegenschaft Haus von Moos. Friedli Sulzer, der sich bei der Renovation wertvoller Bauten engagiert, Meisen-Zünfter ist und eine berühmte Sammlung von Zinnfiguren aufgebaut hat, ist gerngesehener Gast bei Iris Petermann wie auch bei Peter Aliesch, dem früheren Bündner Regierungsrat, der jetzt in Malans lebt.

Iris Petermann fühlt sich wohl in Malans («Ich bin eine Eingeborene»), sie kommt aus Klosters, ihr Restaurant läuft zufriedenstellend; Gäste, die sie noch aus Zürich kennen, besuchen sie auf der Durchreise ins Tessin oder ins Engadin; an diesem Mittag ist eine grosse

Gruppe aus Liechtenstein da (Geschäftssessen mit lauter jungen Damen). In der Küche steht als Chef Stefan Jäckel, der früher in den «Kunststuben» war. Gian Carlo Casparis, der Winevent-Unternehmer aus der Bündner Herrschaft, organisiert im «Weiss Kreuz» «Wine Tours Switzerland»-Abende mit Zigarren. Am Montag und Dienstag, wenn das «Weiss Kreuz» geschlossen ist, kommt Iris Petermann oft nach Zürich. Manchmal trifft sie sich mit Horst Petermann, oft geht sie zum Coiffeur, und immer geht sie auf die Blumenbörse. Der Blumenschmuck, für den Iris Petermann schon in den «Kunststuben» berühmt war, ist auch in ihrem Restaurant in Malans prachtvoll.

Nun wird es doch nichts mit den grossen Plänen von Francesca von Habsburg, ihre Sammlung TBA 21 (Thyssen-Bornemisza Art Contemporary 21. Jahrhundert) nach Zürich zu übersiedeln. Diese bleibt in Wien im Augarten, wo sich die Kollektion der Sammlerin seit 2012 befindet. Im letzten Herbst drohte Francesca von Habsburg damit, ihre Sammlung aus Wien abzuziehen, weil sie sich von den Wienern zu wenig wertgeschätzt fühlte. In dieser Sache besuchte sie in der Folge auch bereits Zürichs Stadtpräsidentin Corine Mauch, um über die Eventualitäten des Kunsttransfers zu verhandeln.

Jetzt hat es sich die Ex-Frau von Kaiser-Enkel Karl von Habsburg anders überlegt. Sie



Kunst bleibt in Wien: Francesca von Habsburg.

bleibt in Wien. Für ihren Sinneswandel gibt sie politische Gründe an. Die in der Schweiz geborene Kunstsammlerin, die sich bei den österreichischen Bundespräsidentenwahlen offen für Alexander Van der Bellen einsetzte (obwohl sie selbst als Mitglied der «Kaiserfamilie» nicht wählen darf): «Das ist nicht der Moment, um Österreich zu verlassen.» Die freie, offene Gesellschaft, deretwegen sie die letzten 25 Jahre in Österreich gelebt und ihre Kinder grossgezogen habe, sei durch Rechtspopulismus gefährdet. Von Habsburg will das Land (in dem sie heute Kaiserin wäre, wenn es die Monarchie noch gäbe) unterstützen durch ihre Präsenz – und die ihrer Sammlung.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Immer wieder rote Rosen

Die medizinische Praxisassistentin Franziska Züger, 36, und der Logistikleiter Fabian Niederer, 39, haben kürzlich geheiratet. Zuvor gab es zwei Schlüsselmomente.



Das erlösende Ja: Ehepaar Züger-Niederer.

Franziska: Es hat von Anfang an funktioniert. Wir merkten schnell, dass gleiche Interessen vorhanden sind. So trafen wir uns immer öfter, bis beide nicht mehr ohne den anderen sein konnten.

Fabian: Wir waren zusammen auf einem Schlagschiff auf dem Thunersee. An Bord verfolgten wir den Live-Auftritt von Francine Jordi und lauschten ihren wunderschönen Melodien. Plötzlich war mir klar, dass Franziska mehr ist als nur die Partnerin für einen Lebensabschnitt. So reifte bei mir die Idee, ihr einen Heiratsantrag zu machen.

Franziska: Nach ein paar getrennt verbrachten Tagen war die Sehnsucht so gross, dass Fabian mit einem Strauss roter Rosen vor meiner Türe stand. Zudem hatte er mir einen Liebesbrief geschrieben. Es war auch ein Schlüsselmoment, ich wusste mit Sicherheit, dass wir zusammenbleiben würden: ein schönes, ein wohltuendes Gefühl.

Fabian: Klar, es braucht gewisse Gemeinsamkeiten, Kommunikation, Kompromissbereitschaft von beiden Seiten und Offenheit. Das Vertrauen sollte man nicht erarbeiten müssen, es sollte von Anfang an im Überfluss vorhanden sein.

Franziska: Nicht der Glaube und die Hoffnung, dass die Liebe ewig halten wird, sollten zentral sein, wenn man beschliesst, zusammenzubleiben, sondern die Einsicht, dass die Partnerschaft ein bewegliches Gebilde ist und den Willen voraussetzt, dass man an der Liebe arbeitet, falls es Unstimmigkeiten gibt. Vielleicht sagen das alle, aber wir wollen es auch tun.

Fabian: Mein Antrag sollte romantisch sein, er fand in einem wunderschönen Hotel statt – im Rahmen eines Wellness-Weekends. Ich hatte abermals Blumen organisiert und den Ring in eine rote, herzförmige Schachtel verpackt. Franziska war derart überrascht und gerührt, als ich meine Worte sprach, dass sie die Antwort vergass. Ich: auf den Knien. Franziska: aus dem Häuschen. Nach einer Ewigkeit, wie mir schien, vernahm ich endlich das erlösende Ja.

Franziska: Die Ehe ist für uns ein für alle sichtbares Zeichen, dass wir für immer zusammengehören. Gleichzeitig war für uns klar, dass wir eher in einem kleinen Rahmen feiern möchten. Eine gediegene Feier, Entspannung und Fröhlichkeit waren uns wichtig. Wir hatten null Stress. Es war einfach nur perfekt.

Fabian: Trotz starkem Regenfall liessen wir uns nicht aus der Ruhe bringen und genossen den Nachmittag mit der Fotografin sehr. Nach der Trauung auf dem Standesamt war der Abend fein und gemütlich, ohne Spiele und Trubel, aber mit viel Herzlichkeit und Liebe. Allen unseren Wünschen zum Anlass wurde auch durch unsere Gäste entsprochen. Es bedeutet, dass man als Brautpaar im Vorfeld klar kommunizieren sollte, wie man sich den Tag vorstellt.

Franziska: Nun hat der neue Lebensabschnitt begonnen. Wir wollen möglichst viel Zeit miteinander verbringen und gemeinsam alles meistern, was auf uns zukommt. Das ist unser Ziel.

Protokoll: Franziska K. Müller

Gott lebt

Von Andreas Thiel — Sozialismus ist Opium fürs Volk.

Sozialist: Gott ist tot.

Priester: Wer behauptet das?

Sozialist: Nietzsche.

Priester: Und Sie betrachten Nietzsche als eine verlässliche Quelle?

Sozialist: Nietzsche war ein grosser Denker.

Priester: Nietzsche ist tot, weshalb wir ihn nicht mehr fragen können, weshalb er dachte, Gott sei tot.

Sozialist: Was dachte denn Gott über Nietzsche?

Priester: Soviel ich weiss, findet Nietzsche in der Heiligen Schrift keine Erwähnung. Ganz im Gegensatz zu Gott, der in Nietzsches Schriften sehr viel Platz einnimmt.

Sozialist: Ach! Religion ist Opium für das Volk!

Priester: Wer sagt denn so was?

Sozialist: Lenin.

Priester: Eine weitere zweifelhafte Quelle, wenn es um Wahrheit geht.

Sozialist: Eigentlich stammt dieses Zitat ja auch von Karl Marx.

Priester: Und was macht diese Quelle glaubwürdiger?

Sozialist: Seine Kritik am Kapital.

Priester: Was die Kritik am Mammon betrifft, schürft die Bibel um einiges tiefer als Marx.

Sozialist: Aber alle diese Herren waren sich einig, dass es keinen Gott gibt.

Priester: Wenn die Hoffnung auf Seelenfrieden dieser Herren auf dem Glauben beruhte, dass es keinen Gott gibt, dann müssen sie alle ein sehr belastetes Gewissen gehabt haben.

Sozialist: Was hat das mit dem Gewissen zu tun?

Priester: Der Wunsch, es gebe keinen Gott, entspringt der Hoffnung, für seine Handlungen nicht zur Rechenschaft gezogen werden zu können. Er ist Ausdruck einer vagen Hoffnung und somit eines verzweifelten Glaubens.

Sozialist: So? Und was ist mit den Menschen, die im Namen Gottes töten?

Priester: Sie unterliegen dem Irrglauben, Gott belohne nicht nur gute, sondern auch schlechte Taten.

Sozialist: Und was soll ich jetzt glauben?

Priester: Das wissen Sie doch.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Valpolicellas Rückkehr

Von Peter Ruedi



Wer für einen Wein Sonderkategorien schafft, macht sich verdächtig. Jedenfalls denke ich daran, wenn mir die Marke Valpolicella begegnet. Da gibt es den Valpolicella Classico und die Bezeichnung Valpolicella Superiore, nicht zu reden von den Bezeichnungen Recioto für die süsse Variante aus rosinierten Trauben und Amarone für die alkoholreiche trockenere; kommt dazu der Ripasso, bei dem ein trockener Rotwein in einem zweiten Schritt (*ripasso*) am Trester von Amarone angesetzt und angereichert wird. Wer wird sich da an einen einfachen Valpolicella halten, wenn die Erzeuger im Veneto den stillschweigend selbst als mindere Qualität deklarieren? «Die verstärkte Verwendung des besten Traubenguts für die Erzeugung der Lokalspezialitäten oder für Valpolicella Superiore hat fraglos den einfachen Valpolicella geschwächt», schreibt Daniel Thomases im «Oxford Weinlexikon». Komme dazu, dass siebzig Prozent der Produktion der ohnehin schon zu sehr von den Hügeln hinter Verona in die Ebene erweiterten Zone von Genossenschaften oder industriellen Grosskellereien vinifiziert würden, die allesamt grosse Volumen zu kleinen Preisen anstrebten. So ist der Valpolicella in den Ruf eines labrigen Billigweins geraten, den man eher in der Papiertüte eines Stadtstreichers vermutet als auf dem Tisch des gediegenen Weinfreunds. Allein, die Ehrenrettung einer der (in Wahrheit sich mehrenden) Ausnahmen ist fällig: Das Weingut Fidora mit Sitz in Pavia und einem Keller in Sant'Ambrogio di Valpolicella hat Reben am Monte Tabor in den Monti Lessini und ist keineswegs auf Massenproduktion aus. Sein schlichter Valpolicella aus der Leitsorte Corvina, Corvinone und Rondinella ist ein wohltuend aromatischer (rote Früchte, Zwetschgen, ein Hauch von Rosen), frischer Roter. Er will nicht mehr sein, als er ist, aber er stellt sein Licht auch nicht unter den Scheffel. Ein sehr balancierter Wein. Blitzsauber und original, ein Wein für jeden Tag. Und auch schon mal für ein ausgelassenes kleines Fest dazwischen. Vorausgesetzt, man hat keine Snobs zu Gast.

Monte Tabor. Fidora, Sant'Ambrogio di Valpolicella. Valpolicella DOC 2014. 12,5 %. Weinhandlung am Küferweg, Seon. Fr. 15.50. www.kueferweg.ch

Und der Mixer, der hat Kraft

Der letzte Schrei in der gutsortierten Privatküche sind Geräte wie der Vitamix mit dem Leistungsvermögen eines wilden Stiers. Von David Schnapp



Gesund essen ist keine Zeitfrage: Vitamix Pro 750, Spitzenkoch Christian Jürgens.

Ein Designklassiker wird der Vitamix Pro 750 vermutlich nicht mehr. Es ist unverwüthlicher Industrial Chic, der seinen soliden Charme ausmacht. Das Produkt der Vita-Mix Corporation, ein 1921 gegründetes Familienunternehmen aus Cleveland, Ohio, ist der Formel-1-Wagen unter den Standmixern, 2,2 PS leistet sein Motor. Die Geräte haben im Zuge der Aufregung um gesundes Essen einen Spitzenplatz in der gutsortierten Heimküche errungen.

Man muss nicht jeden Smoothie-Hype mitmachen, um Gefallen am Vitamix Pro 750 zu finden. Meine erste Übung war eine Erfrischung, bestehend aus einer halben Wassermelone samt Kernen, in grobe Würfel geschnitten, zwei Handvoll Eiskwürfeln und den abgezupften Blättern von zwei Minze-Stängeln (Basilikum ginge auch). Alles in den Behälter, Mixer an, langsam die Leistung steigern – die Höchstgeschwindigkeit der Messerumdrehungen liegt bei unglaublichen 434 km/h –, Sekunden später hat man ein kühles Getränk mit intensiven Aromen und angenehmer Textur im Glas.

Erfrischungen aller Art

Der deutsche Spitzenkoch Christian Jürgens (*Weltwoche* Nr. 35/15) nutzt den Vitamix privat wie auch in seiner mit drei Sternen ausgezeichneten Küche des Restaurants «Überfahrt» am bayerischen Tegernsee. Sein Vorschlag für ein Green Apple Tonic ist natürlich raffinierter:

200 ml Tonic Water, 5 EL Agavendicksaft, Saft von 1 Zitrone und 2 Limetten, 20 Minze-Blätter, 6 grüne Äpfel, 350 g Eiskwürfel. Alle Zutaten bis auf das Eis in der aufgeführten Reihenfolge in den Vitamix-Behälter geben und den Deckel verschliessen. Mixen, bis eine homogene Masse entstanden ist. Dann die Masse passieren und im Verhältnis 2:1 mit Wasser vermengen. Jetzt Eis hinzufügen und den Deckel verschliessen. 20 Sekunden mixen. Mein Tipp, nur für Erwachsene: einen Apfel weniger, dafür etwas Gurke hinzufügen (mit Schale), die Limonade in Gläser giessen, etwas Gin unterrühren.

Der Vitamix Pro 750 kann mehr, als Obst und Kräuter zu verflüssigen. Er kann emulgieren, hacken, aufschlagen, Gefrorenes homogenisieren. Aus tiefgekühlten Früchten, Joghurt oder Quark, Keksen und etwas Zucker wird nach wenigen Umdrehungen Eiscreme. Und weil Reibung Wärme erzeugt, bringt das Mix-Monster auch heisse Suppen hervor. Jürgens mixt 250 ml starken Geflügelfond, 125 ml Rahm, 70 g Butter, 240 g geschälten Kohlrabi und eine Prise Zucker vier bis fünf Minuten lang, bis eine dampfende Suppe entsteht; abschmecken mit Salz, Zitronensaft, geriebener Muskatnuss – fertig. Gesund essen ist – im Vitamix – keine Zeitfrage.

Vitamix Pro 750 Standmixer: 2,2-PS-Motor (1200–1400 Watt), 2-Liter-Behälter (bruchsicher, BPA-frei), 5 Automatikprogramme. Gewicht 5,65 kg. Fr. 999.–. Erhältlich u. a. bei Kunz Vitalprodukte, www.kunzvital.ch



Auto

Endlich Sommer

Der Porsche Targa ist Exot und Klassiker zugleich. Nun gibt es ihn mit dem neuen Turbomotor. Eine Fahr- und Hörprobe. *Von David Schnapp*

Der Titel dieser Kolumne ist eine journalistische Übertreibung. Als mir der neue Porsche Targa ein paar Tage zur Verfügung stand, gab es keinen Sommer. Zweimal öffnete ich das Dach, das aus einem kleinen Stoffverdeck und einem verglasten hinteren Teil besteht, die durch den markanten Stahl-Überrollbügel getrennt werden. Das charakteristische Dach macht den Targa zum Exoten und Klassiker zugleich. Nach wenigen Minuten musste ich es

jeweils wieder schliessen, weil der Regen kam. Cabriofahren wird sowieso überschätzt. So schön es ist, den Wind im Gesicht zu spüren, den Sommer zu riechen, so schnell geht es, bis einem der Lärm der Umwelt an den Nerven zerrt.

Man kann so etwas Schönreden nennen, aber es gab mir die Möglichkeit, mich mit etwas anderem zu beschäftigen: dem neuen Antrieb. Der Targa in leuchtendem Miami-Blau kam mit einer Revolution im Heck daher: dem neuen Boxermotor von Porsche, der weniger Hubraum und dafür zwei Turbolader hat. Der Abschied vom Sechszylinder-Saugmotor gibt unter Porsche-Fans in den einschlägigen Internetforen viel zu reden. Der Wechsel vom Sauger zum Turbo sei, als würde der Papst den Priestern die Ehe erlauben, schrieb *Spiegel* online.

Mir scheint die Diskussion etwas aufgeladen zu sein. Natürlich entwickelt der Turbo seine Leistung etwas anders, und trotz hörbarer Anstrengungen der Ingenieure im Bereich der Akustik klingt der neue nicht mehr ganz so gefühlsecht. Das charakteristische heisere Röhren

und Bellen wirkt nun leicht wattiert. Aber ansonsten leistet der neue Motor mehr (plus 20 PS, 60 Nm) und verbraucht – zumindest nach EU-Norm – weniger: Noch 9 Liter sollen es auf 100 km sein. In der Realität sind die Unterschiede nicht ganz so gross, die Bilanz meines Tests nach 6:20 h Fahrzeit, 324,7 Kilometern Strecke bei durchschnittlich 54 km/h (viel Autobahn und Landstrassen): 11,4 Liter Super Plus.

Spass und Alltag

Wie das Leben ist also auch der 911er Veränderungen unterworfen, selbst die grössten Autokulturpessimisten werden sich mit der neuen Antriebstechnologie anfreunden. Eines hat sich zum Glück nicht verändert, der 911er ist immer noch die perfekte Symbiose von Alltagswagen und Spassmaschine. Mit Frau, Kind und wenig Gepäck irgendwohin zu gondeln, geht ebenso leicht, wie ein paar messerscharfe Kurven einen Berg hinaufzuziehen. Obwohl der Elfer fast zum Gran Turismo gewachsen ist, wirkt er auf Wunsch flink und präzise. Hier hilft die umfangreiche (und teure) Zusatzausstattung wie Doppelkupplungsgetriebe, Servolenkung Plus oder Hinterachslenkung – Hilfsmittel, die Mensch und Maschine eins werden lassen.

Porsche Targa 4S

Leistung: 420 PS / 309 kW, Hubraum: 2981 ccm
 Höchstgeschwindigkeit: 303 km/h
 Preis: Fr. 158 500.–, Testauto: Fr. 189 700.–

SWISSVAX™
 HIGH PERFORMANCE CAR CARE
 HAND MADE IN SWITZERLAND

Alles über die perfekte Automobilpflege.
 Gerne senden wir Ihnen kostenlos
 das 72-seitige Handbuch dazu.

SO PFLEGT MAN WERTE

WWW.SWISSVAX.CH · ONLINESHOP



«Bin ich unangenehm»: Hotelier, Autor und Redner Rath, 49.

MvH trifft

Carsten Rath

Von Mark van Huissing — Früher war er ein «Konzernaffe», heute ist er Hotelier, erreicht Ziele nicht und macht Fehler. Sagt er.

Sie seien der «Rockstar der Grand Hotellerie», stand in der *Sonntagszeitung* – weshalb?» – «Ich bin das nicht; «Rocker» hat was Alterndes, und das mag ich nicht. Aber vielleicht ist die Analogie so gemeint: Der Rockstar wurde zum Star, weil er die etablierte Musik aufgemischt hat. Und ich hab den Anspruch, die Grand Hotellerie nach vorne zu transportieren.» – «Soll der Chef nicht mehr Verkäufer sein als Rockstar? Der Modeunternehmer muss Hosen verkaufen, der Autokonzernlenker Autos und der Hotelier seine Betten. Wie verkauft man Hotelbetten in Zürich, wo es schon viele gibt?» – «Erstens ist im Unterschied zu den Produkten, die Sie aufgeführt haben, ein Hotel nur in einigen Bereichen anfassbar. Zweitens: Wenn ich das Auto heute nicht verkaufe, steht es immer noch auf dem Hof, und ich kann es auch morgen verkaufen. Das Hotelzimmer aber, das ich heute nicht verkaufe, kann ich erst morgen wieder verkaufen. Das ist ein grosser Unterschied. Aber wir sind

gar nicht im Hotelgeschäft. Meine Firma heisst Lifestyle Hospitality & Entertainment [LH & E Group], wir sind im Showgeschäft. Es geht zunächst darum, die unterste Ebene in der Maslow-Pyramide zu befriedigen, damit die Gäste dann für die Befriedigung der Bedürfnisse zuoberst kaufen. Also Essen, Trinken, Schlafen müssen funktionieren, aber wer davon spricht, ist kein Grand Hotelier. Erst wenn man das inszeniert und den Gast in den Mittelpunkt stellt, wird aus dem schnöden Sättigen eine Kunst.»

Carsten Rath, 49, ist ein deutscher Hotelier und Unternehmer. Die Firma LH & E Group, die ihm und einem Geschäftspartner gehört, betreibt die «Kameha Suite» in Frankfurt, ein Veranstaltungslokal, und ist Namens- sowie Servicelizenzgeberin des «Kameha Grand» in Bonn sowie des vor einem Jahr eröffneten Hotels gleichen Namens in Opfikon bei Zürich. Besitzer des Hauses mit rund 250 Zimmern, das nach Raths Vorstellungen gebaut wurde, ist ein

UBS-Immobilienfonds; das «Kameha Grand» hat keine Sterne, in meinen Augen kann es als Boutique-Hotel, besonders für Geschäftsreisende, beschrieben werden. Ob das erste Jahr ein erfolgreiches war und ob es sich bei dem Angebot um ein gutes handelt – darüber gehen die Meinungen auseinander. Rath hat mehrere Bücher veröffentlicht, darunter «Sex bitte nur in der Suite – Aus dem Leben eines Grand Hoteliers», ferner ist er Vortragsredner. Er ist verheiratet, hat einen Sohn im Teenageralter, lebt aber seit vielen Jahren alleine, zurzeit im Kanton Thurgau.

«Sie geben Fehler zu, zum Beispiel, dass der Eventsaal im ersten Stock Ihres Hotels schwer zu füllen sei, weil er zu wenig sichtbar ist. Oder das Nichterreichen von Zielen – Sie wollten 59 Prozent Zimmerbelegung im ersten Jahr, erreicht haben Sie 50 Prozent.» – «51 Prozent.» – «Die meisten Chefs bestreiten Fehler, weshalb zeigen Sie Schwäche?» – «Wahrheit, nicht Schwäche. Ich fordere von Mitarbeitern, dass sie unterscheiden zwischen Fehlern und Fehlverhalten. Bei Fehlverhalten bin ich unangenehm, bei Fehlern grosszügig. Die gestatte ich mir selbst auch. Nun bin ich Tennisspieler, das heisst, ich mag keine Doppelfehler.» – «Sie sind seit 25 Jahren im Geschäft...» – «... leider schon länger.» – «Sind Sie gut gefahren damit, einer der wenigen Ehrlichen zu sein?» – «Es gibt viele Kollegen, die ehrlich sind, nur die schlechten lügen. Steh ich gut da vor meinen Investoren? Nein, wenn ich solche ehrlichen Aussagen mache, klingelt schon mal das Telefon, manche sind nicht so happy mit der Wahrheit. Aber die haben mit mir Geschäfte gemacht, so, wie ich bin, das ist ja keine Überraschung.»

«Sie haben sich um die vierzig selbständig gemacht – und dann nie mehr so viel verdient wie als Angestellter.» – «Ich hab nie mehr so wenig verdient.» – «Was lief schief?» – «Natürlich hab ich als Angestellter mehr verdient – wenn man selbständig ist, geht alles zurück ins Unternehmen. Natürlich war das nicht das Ziel, aber ich kann das gar nicht vergleichen, früher hat man in Nettoeinkommen gerechnet, heute rechne ich in ganz anderen Bereichen – Geld ist für mich kein Trigger, kein Motivator, Geld ist ein Mittel zum Zweck. Ich hab mich entschieden, nicht mehr ein «Como» zu sein – ich hab einen Affen kriert, der heisst «Como», *corporate monkey* [etwa Konzernaffe], das sind die, die am schnellsten auf die Palme klettern, aber nicht zum Erfolg hoch, sondern um die Kokosnuss zu klauen. Und da hatte ich keine Lust drauf.» – «Was ist das Wichtigste, was Sie beim Tennis gelernt haben [er gründete eine Tennisschule mit 17]?» – «Sie müssen den Ball selber aufheben. Und ich geb Ihnen noch eine zweite Neuigkeit vom Tennis: Es gewinnt immer der, der den Ball einmal mehr übers Netz bringt.»

Sein liebstes Restaurant: Forn de Sant Joan, Calle Sant Joan, 4, Palma de Mallorca, Tel. +34971 72 84 22

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15			16	
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25			26				
27					28						29	30		31
			32	33						34	35			
36		37					38	39					40	
41										42				
43							44					45		
46										47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Mundgerechte Schallimitation

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Alle miteinander und somit ohne Ausnahme. 8 Von England fliessend zum Ärmelkanal. 11 Schrecklicher Laut – darauf gibt’s im Roman Policier oft Mord. 12 Ob dort ganz im Süden oder Norden: kein Gewässer für entspanntes Baden. 14 Sagenhaft, wie sie aus Hyakinthos’ Blut entspross. 15 Öffnet man den Deckel, findet man vielleicht einen Schatz. 17 Genügsamer Oliver begnügt sich mit wenig. 18 Flüssig, duftend, zu Marzipan passend. 19 Mit ihm kommt man bestimmt schneller voran. 21 Die Thur von doppelter Länge - in Norwegen. 22 Also, sprach Simone de Beauvoir 24 Es betrifft Bausteine, aus denen letztlich alles besteht. 27 Der Clan der Sizilianer: er und Jean und Alain. 28 Von Istanbul über Ankara zur Grossstadt Richtung Mittelmeer. 29 Was die BVB für Basel, ist die TPG dort. 32 In Afrika zählt man rund 200 Millionen von ihnen. 34 Der Ort für das älteste Panorama der Schweiz. 36 Keine Chance: unerbittlich und somit kompromisslos. 38 Machen Scheiben, Sterne und gewisse Schüler. 41 Bei ihr denkt man auch an spleenige Ideen. 42 Geht es um Wandlungen, hilft vielleicht ein chinesisches Buch. 43 Kurz: kommt in der Schweiz in ausserordentlichen Fällen zum Einsatz. 44 Solch ein Wind, brrh! 45 Der Gruss kommt ziemlich schwäbisch daher. 46 Betrifft klar Sitte und Moral. 47 Einsam rudernd darin unterwegs.

Senkrecht — 1 Zupfinstrument: man blicke zurück und denke an die alten Griechen. 2 Eine Affäre, romantisch. 3 Die griechische Region gehört im Norden zu Albanien. 4 So hat die Stimme Sexappeal. 5 Attraktion in vielen Schweizer Städten. 6 Auf der Insel landen auf den Seychellen die meisten Touristen. 7 Amerikanisch, historisch, die Schlacht von dort. 8 Philippinen: Volk der Negritos-Familie. 9 Unterbringung, wie sie leider Friedrich Glauser erleben musste. 10 Schwedische Insel, die drittgrösste. 11 Einstimmiger Gesang, wie er einst aus vielen Kirchen klang. 13 Bei ihr geht es um viel Zeit. 16 Von dort hierher. 20 Keine Theateraufführung ohne viele von ihnen. 23 Wo Gulliver ein ganz Grosser wurde. 25 Brauchbar sein und also einen Nutzen haben. 26 Ziemlich haarig, wie sie geheimnisvoll zwischen den Fronten tanzte. 28 Das berühmte Tagebuch jenes jüdischen deutschen Mädchens. 30 Für Goethe war die (Heil-)Pflanze ein “ruhreiches Geschlecht“. 31 Er eignet sich für gestenreiches Gefuchtel. 33 Schön gemischtes Gift, wie Krimis immer wieder zeigen. 35 Wo Heidelbeere und Wacholder sich wohlfühlen. 36 Sperrholzplatten sind oft aus ihrem Holz. 37 Er ist ein Anhänger einer indischen Religion. 39 Er tut gut brüllen, zumindest in den USA. 40 Das Vergleichen ist das ... des Glücks und der Anfang der Unzufriedenheit.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 473

B	A	S	C	H	I		B	A	N	T	I	G	E	R
A		E		I	N	T	E	R		I		I	S	O
B	A	N	G	E	N		T	A	B	L	E	T	T	E
U	R	N	E	R		F	A	K	U	L	T	A	E	T
	A		H	O	P	I	S		C		U	R	N	E
A	M	B	O	N		G		K	H	M	E	R		L
L	A	I	E		K	A	L	I	F		D	E	N	N
F	E	B	R	U	A	R		L	I	F	E		I	
R	E	E		P	R	O	M	I	N	E	N	T	E	R
E	R	R	A	T	A		I	N	K	L		U	V	A
D		L		O	T	O	N		E	L	T	E	R	N
	L	I	A	N	E		A	H	N	E		R	E	D

Waagrecht — 1 BASCHI 5 BANTIGER 11 INTER (Mailand: Fussballclub) 12 (B-) ISO (-n) 13 BANGEN 16 TABLETTE 19 URNER 20 FAKULTAET 21 HOPIS 22 URNE 23 AMBON 25 KHMER 26 LAIE 27 KALIF 28 DENN 30 FEBRUAR 32 LIFE (auch engl. f. Leben) 34 REE 35 PROMINENTER 39 ERRATA (Druckfehler, Pl.) 40 INKL 41 UVA (it. f. Weintraube) 42 OTON (O-Ton) 43 ELTERN 44 LIANE 45 AHNE (dt.: weibl. Form von Ahn) 46 RED

Senkrecht — 1 BABU (in Indien Form für "Herr") 2 SENN (war Präs. der Generaldirektion der SBG) 3 HIERON 4 INN 5 BETAS 6 ARAK (Spirituose, wird in mehreren nahöstlichen Ländern getrunken) 7 TILL (Eulenspiegel) 8 GITARRE 9 ESTEN 10 ROETELN 14 ARAMAEER 15 GEHOER (die Ohren des Raubwilds nennt man Gehör) 17 BUCHFINKEN 18 ETUEDEN 20 FIGARO 23 ALFRED 24 BIBERLI 25 KILIN (Kilian) 27 KARATE 29 NIEVRE 31 UPTON (Sinclair, Schriftsteller, obgenannt Buchtitel) 33 FELLE 36 MINA (Kurzform oben erwähnter Namen) 37 TUER 38 RAND (ist auch ein Garnmass)

Lösungswort — **NEKROMANTIE**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



ENGLAND GEHT. DIE VOLATILITÄT KOMMT. EIN GRUND MEHR, GOLD IM PORTFOLIO ZU HABEN.

Gold ist die stärkste Währung seit 2001 vor Christus und damit ein grundsolides Investment für Menschen mit einem langen Anlagehorizont. In unseren Ladengeschäften in Zürich und Genf beraten wir Sie ganz persönlich. Hier haben wir unsere bekannten Degussa Barren, Anlagemünzen und emotionalen Goldgeschenke für Sie vorrätig. Alle unsere Degussa Barren und Anlagemünzen verfügen über eine Bankens Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schrankfach bei uns lagern. Informationen und Online-Shop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

